This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

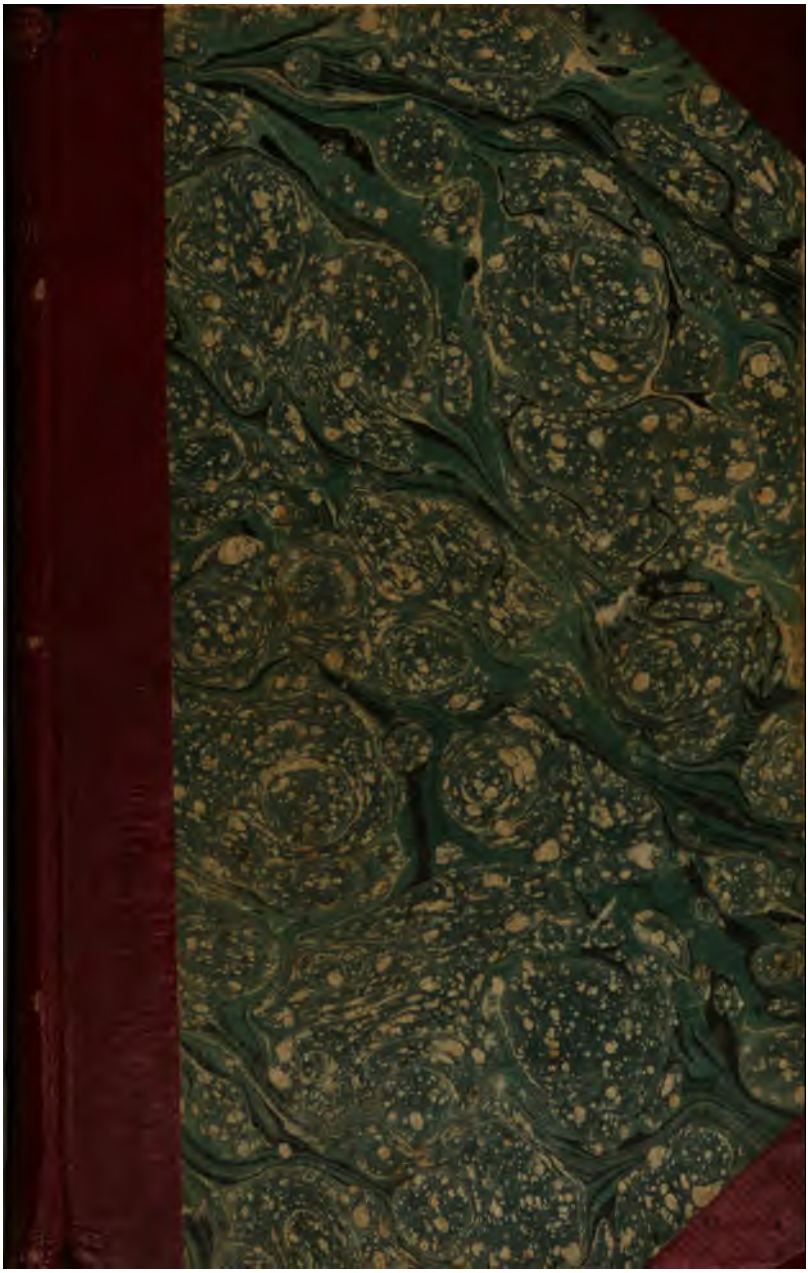
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

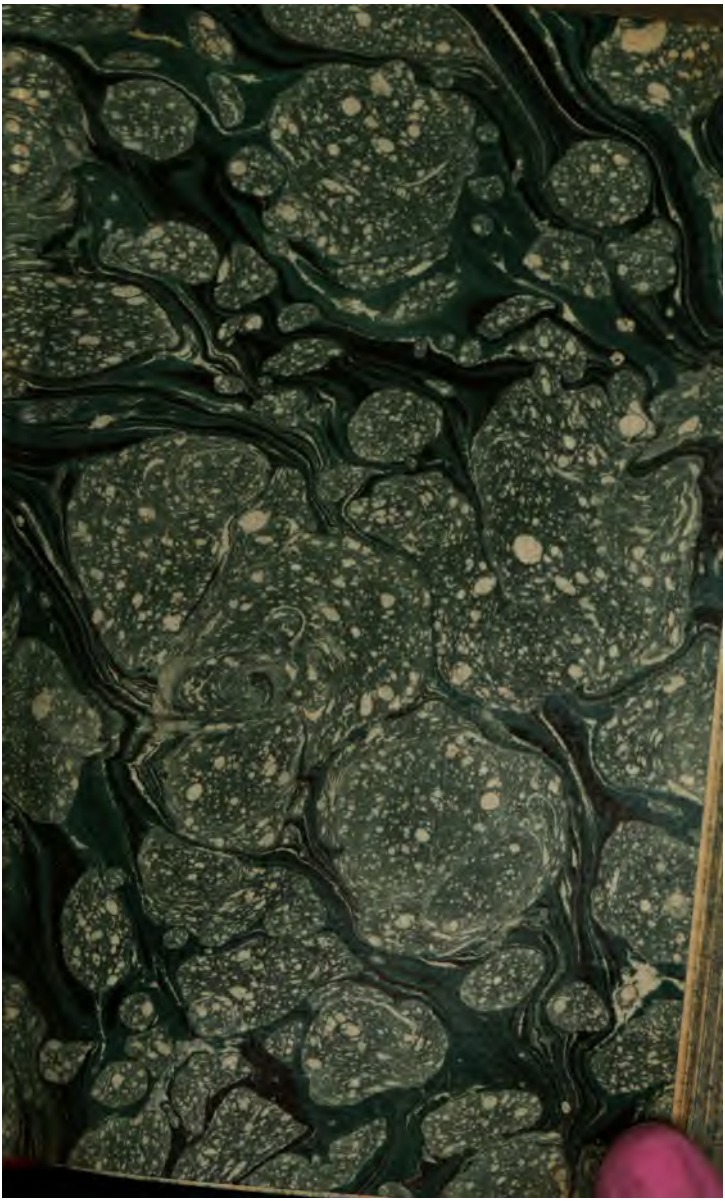
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



TAYLOR
INSTITUTION
LIBRARY

ST. GILES · OXFORD



Friedler Adds. III A. 201

Prosaische Versuche

von

Gottlieb Conrad Pfeffel,

der Königlich Preußischen Akademie der Künste und der freyen literarischen Gesellschaften des Ober- und Nieder-Rheins Mitgliede.

Neunter Theil.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1812.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 APR 1986
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.

	Seite
Agathens Briefwechsel	1
Die Harfnerin	118
Adeline	150
Die Höhle bei Kroton	171

Agathens Briefwechsel.

Erster Brief.

Hier sitze ich nun, meine Josephine, in unserer kleinen Laube, wo ich noch vorgestern Abends Hand in Hand an deiner Seite saß, und die ersten Thränen der Trennung auf deinen Busen weinte. O, sie waren bitter, diese Thränen! um so bitterer, weil sie die ersten waren. Schon als Kind warst du die einzige Gefährtin meines Lebens; täglich spielten wir zusammen unter der großen Linde des Pfarrhofes, unter dieser heiligen Linde, wo wir uns zehn Jahre später den Bund einer ewigen Freundschaft schwuren. Schon damals ahneten unsere Herzen diesen Bund, sie fühlten, was sie sich einst seyn würden.

Jeder Rükblik in jene heitern Gefilde der Vergangenheit schwellt nun meine Brust; jede Scene unsers Kinderlebens schwebt mir, wie ein schöner Morgentraum, vor der Seele. Alles hatten wir gemein, selbst unsere Puppen hatten nur Eine Wiege. Erinnerst du dich noch, wie wir sie einst im Garten deines Oheims mit einer Blumenflechte umwanden,

und er uns über dieser Arbeit beschlich? Schön! lieben Kinder, sagte er lächelnd; eure Puppen liegen da, wie ein Paar Zwillinge, aneinander gekettet. Wenn ihr größer seyd, will ich euch daran erinnern; auch ihr müßt Zwillings-Schwestern werden. O, wir sind es schon, sagtest du, und umschlangst mich mit deinen Armen.

Meine Josephine war immer so gut, ohngeachtet ich die Jüngste war, gab sie mir immer nach; selbst ihre Mutter und ihr Oheim trugen Geduld mit meinen kindischen Launen. Nie werde ich ihre Güte vergessen; ach! und nie sie vergelten können. Sie haben mehr für mich gethan, als meine Eltern, mehr als diese für mich thun konnten. Deine Mutter hat meinem Herzen Empfindungen geöfnet, die dem Stande meiner Eltern fremd sind, und dein ehrwürdiger Oheim hat mich dem Unterrichte beigesellt, den er dir gab; er hat meinen Geist gebildet, und mich die Tugend lieben gelehrt. Ach! ohne ihn würde ich das Vergnügen nicht kennen, das ein geistreiches Buch mir gewährt, und vielleicht gar nicht, oder doch nur unvollkommen, die Fertigkeit besitzen, meine Gedanken auf das Papier zu zeichnen. Denn ich erinnere mich noch wohl, daß mein Vater einst zu meiner Mutter sagte, als ich mir aus einem Buche einige Stellen abschrieb, die mich besonders freuten: das Mädchen verderbt mir gar zu viel Zeit mit Kritzeln, ich weiß nicht, was am Ende dabei herauskömmt. Laß es gut

seyn, antwortete die Mutter: wer weiß, was es ihr noch nützen kann? O, meine Josephine! ich weiß gar wohl, was es mir nützt: würde ich ohne die heilige Kunst, aus der Ferne mit dir zu reden, deine Abwesenheit ertragen können? würde ich .... Doch, ich höre ihn rufen; ich muß ihn nicht unwillig machen; ich werde heute wohl noch einige Augenblicke finden, um meinen Brief zu schließen — — —

Nur noch zwei Worte, meine Theure. Wir hatten den ganzen Tag Gäste, die den morgenden Jahrmarkt in D.....n besuchen. Das Gewühl, anstatt mich zu zerstreuen, vermehrte meine Schwermuth. Ich trat oft in einen Winkel, um meine Thränen zu troknen. Unser Knecht fährt auch in die Stadt, ich will ihm diesen Brief mitgeben, daß er ihn auf die Post lege. Lebe wohl, meine Josephine, meine Schwester! Deiner edeln Mutter, deinem ehrwürdigen Oheim, meinen größten Wohlthätern auf Erden, küsse ich die Hände. Ewig deine

Agathe.

Zweiter Brief.

Du bist mir zuvorgekommen, meine Agathe, aber nur mit deiner Feder; mein Herz blieb bei dir zurük, oder vielmehr, es nahm dich mit auf die Reise. Wenn es nicht so wäre, wie würde dein lie-

widerſezt; von deiner Mutter fürchte ich nichts. Ohngeachtet ſie oft kränkelt, ſo wird ſie dir dennoch eine kurze Abweſenheit nicht verſagen, denn das begreife ich wohl, daß ſie deiner nicht lange entbehren kann. Warum mußt du auch gerade einen Gaſtwirth zum Vater haben, und warum muß ſeine Herberge an einer ſo ſtark beſuchten Straße liegen? Doch was will ich mich mit einer Furcht quälen, die vielleicht ungerecht iſt. Lieber wollen wir uns an dem Gedanken weiden, daß wir uns in vier Monaten wiederſehen, und Herz an Herz den Bund unſerer Seelen erneuern werden.

Joſephine.

Dritter Brief.

O, warum kann ich meiner Joſephine die Gefühle nicht ausdrücken, die ihr Brief, der erſte, den ich aus der Ferne von ihr erhielt, in meinem Herzen erzeugt hat! Ein namenloſes Gemiſch von Traurigkeit und Freude, das mich beides, ihre Entfernung und ihre Liebe, in ihrer ganzen Stärke empfinden ließ. Bisher ſchrieben wir uns blos, um uns das zu wiederholen, was wir uns mündlich geſagt hatten, oder mündlich nicht ſagen konnten, wenn unſere Geſchäfte uns zu Hauſe hielten; aber auch dann waren wir nur durch einen kleinen Raum von einander getrennt. Ich konnte aus meinem Eckſen-

sterchen deine Wohnung, und du konntest die meinige sehen. Wir konnten einander Küsse zuwerfen, und durch unsere Winke unsere Zusammenkünfte verabreden. Aber nun, wie ist alles anders! Ich sehe zwar den Pfarrhof und unsere Linde noch; allein der Pfarrhof ist für mich ausgestorben, und unsere Linde scheint mir um meine Josephine zu trauern.

Wie danke ich dir für die Beschreibung deines neuen Aufenthalts! Nun kann ich mich neben dich an dein Fenster legen, kann dich in deiner Gartenklause überraschen, wenn du an deine Agathe schreibst. O, möge doch der liebevolle Plan deines Oheims in Erfüllung kommen! Ich habe den Muth nicht, mit meinem Auge auf dieser schönen Aussicht zu verweilen, und noch weniger habe ich den Muth, mit meinen Eltern davon zu sprechen. Du kennst die Hindernisse, die ich befürchte.

Der neue Pfarrer hat uns vorgestern besucht. Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren, als er in die Stube trat. Er redete mich mehrmals an, und ich hatte kaum die Kraft, ihm einige leise Silben zu antworten. Ich heftete meine Augen auf mein Nähzeug, und meine Mutter entschuldigte meine Unhöflichkeit mit meiner natürlichen Schüchternheit. Als er aber weg war, machte mein Vater mir bittere Vorwürfe. Ich antwortete nichts; ich fühlte, daß er Recht hatte, und dennoch entschuldigte mich eine innere Stimme, die mir sagte: daß dieser so

ganz gemeine Prieſter mir den väterlichen Freund, deſſen Nachfolger er iſt, nie werde erſetzen können.

Heute iſt er mit meinem Vater nach der Stadt gereist; ſie werden erſt morgen wieder kommen. Ich benutze dieſe Zeit, um dir zu ſchreiben. Ich habe meiner Mutter einige Stellen deines Briefes geleſen, und ſie um die Erlaubniß gebeten, ihn zu beantworten. Meinetwegen, ſagte ſie, nur mache deine Antwort heute fertig; du weißt, dein Vater kann es nicht leiden, daß du deine Zeit mit Leſen und Schreiben verdirbſt. O, Gott! .... doch es iſt mein Vater, und ich will nicht vergeſſen, daß du mich immer zur Geduld ermahnteſt, wenn ich mich bei dir über ſeine Härte beklagte; allein wie ſchwer wird mich die Geduld ankommen, da der Engel, aus deſſen Buſen ich ſie ſchöpfte, von meiner Seele gewichen iſt! Ein Wagen mit Fremden, die bei uns übernachten wollen, läßt mir nur noch den Augenblick übrig, dich, meine Joſephine, an mein liebendes Herz zu drücken. Meine ehrerbietigen Grüße an die Edlen, die das Schikſal mir mit dir entriß, verſtehen ſich immer von ſelbſt. Lebe wohl, Freundin meiner Seele, ewig die deinige!

Agathe.

Vierter Brief.

Morgen, liebſte Agathe, reiſe ich mit meinem Oheim in die Reſidenz, wohin unſer Fürſt ihn beru-

fen hat, um einer Berathſchlagung über die Verbeſſerung des Schulweſens beizuwohnen. Da ich meinen zweiten Onkel, den Hofrath, noch nie, und meinen einzigen Bruder ſeit acht Jahren nicht geſehen habe, ſo ſoll ich unſern guten Pflegevater auf dieſer Reiſe begleiten. Sie wird immer gegen vierzehn Tage dauern, und während dieſer Zeit werde ich zwar oft an meine Agathe denken, aber ſchwerlich an ſie ſchreiben können. Laß dich alſo mein Stillſchweigen nicht beunruhigen, liebſte Freundin! Nach meiner Rükkunft will ich es reichlich einbringen.

Ich bin ſehr begierig, meinen Bruder wieder zu ſehen, deſſen du dich kaum mehr erinnern wirſt. Der Onkel ſchreibt, er habe Hofnung, eine Amtmannsſtelle für ihn zu erhalten. Seine Verſorgung würde meiner guten Mutter eine unausſprechliche Freude machen. Ich hoffte immer, er würde noch vor unſerer Verpflanzung nach Sundheim kommen, und ich baute ſchöne Plane auf dieſe Hoffnung; allein ſeine Geſchäfte bei der Regierungskanzlei hielten ihn immer zurük. Nun iſt er uns eine Tagreiſe näher, und vielleicht kann ſein Beſuch dieſen Herbſt Statt finden. Auf den deinigen, liebſte Agathe, thue ich nicht Verzicht. Meine gute Mutter will ſich mit meinem Oheim vereinigen, um dir bei deinen Eltern die Erlaubniß auszuwürken; ſie können und werden ſie uns nicht verſagen. Faſſe alſo Muth, liebes Mädchen, und bekämpfe deine Schwermuth. Du

weißt ohnehin, daß sie deinen Eltern, zumal deinem Vater, mißfällt. Der Vorwand, sie nicht zu nähren, könnte ihm einen Grund an die Hand geben, dir die Reise nach Grüningen zu versagen. Du siehst, meine Agathe, deine Ruhe und das Interesse unserer Freundschaft erfordern, daß du dir Gewalt anthust. In meinen Armen kannst du dein Herz dafür entschädigen.

Diesen Brief will ich eurem Nachbar Rothe mitgeben, der meinem Oheim den rükständigen Pacht des Sundheimer Zehnden überbracht hat. Du kannst ihm deine Antwort zustellen, er wird sie sicher besorgen. Es kommt nur auf dich an, ob du ihn für die Zukunft zur Mittelsperson unsers Briefwechsels machen willst. Vielleicht kannst du dadurch den Unannehmlichkeiten ausweichen, die der gewöhnliche Weg dir zuziehen könnte. Ich verlange keine weitläuftigen Briefe von dir, und wenn deine Mutter unsern schriftlichen Umgang nicht mißbilligt, so werden die öftern Abwesenheiten deines Vaters dir immer die Freiheit verschaffen, mir einige Zeilen zu schreiben. Von Zeit zu Zeit werde ich mich doch auch der Post bedienen, um allen Argwohn eines heimlichen Verkehrs zu entfernen. Ich habe meiner Mutter diesen Vorschlag mitgetheilt; sie billigt ihn. Dein Oheim, sagt sie, würde ihn wenigstens in seinem Herzen billigen; es ist aber besser, wir ersparen ihm die Verlegenheit, sich darüber zu erklären. Was haben

wir gethan, liebste Agathe, daß dein Vater nicht mit eben dem Wohlgefallen auf den Bund unserer Herzen herabsieht, wie der Edle, der mir die Stelle des Meinigen ersezt?

Lebe wohl, meine Schwester, und laß mich ja bei meiner Rükkunft nach Grüningen einige Zeilen von dir antreffen. Dagegen verspreche ich dir eine Beschreibung meiner Reise zu Wasser und zu Lande. Scherz bei Seite; ich werde die Donau beschiffen.

Josephine.

Fünfter Brief.

Noch um vier Meilen weiter hat sich meine Josephine von mir entfernt, ohne mir die Hofnung zu lassen, durch ihre Briefe für diese Entfernung entschädigt zu werden. Gleichwohl fühlte ich nie mehr, als jezt das Bedürfniß, dir nahe zu seyn. Seit acht Tagen gehen Dinge bei uns vor, die mir deinen schwesterlichen Rath unentbehrlich machen.

Ich schrieb dir neulich, daß mein Vater mit dem Pfarrer nach der Stadt gefahren sey. Sie kamen mit einem jungen Manne zurük, den der Pfarrer am folgenden Tage als seinen Bruder bei meiner Mutter einführte. Er ist ein Landkrämer aus D.....n, der, wie mein Vater sagte, seine Sachen sehr gut macht. Er hat hier einen beträchtlichen Vorrath Hanf aufgekauft, allein mich dünkt,

daß er um dieſer Urſache willen nicht nöthig hätte, hier ſo lange zu verweilen. Er kommt täglich in unſer Haus, und mein Vater behandelt ihn wie einen alten Bekannten. Dennoch erinnere ich mich nicht, ihn jemals geſehen zu haben.

Geſtern war er mit ſeinem Bruder bei uns zu Gaſt, er ſah mich unaufhörlich an, und bisweilen warf er dem Pfarrer Blicke zu, die mich vermuthen lieſſen, daß ich der Gegenſtand dieſes ſtummen Geſprächs ſey. Meine Verlegenheit war unausſprechlich. Mein Vater hatte auch noch die Grauſamkeit, über mich zu ſpotten, und mich beim Nachtiſche ſogar zum Singen aufzufordern. Dieſes erbitterte mich, und gab mir den Muth, den Tiſch zu verlaſſen. Bleib, dummes Ding! rief er, indem ich zur Stube hinausflog. Ich hörte, daß meine Mutter ihm Vorwürfe machte. Dieſes bewog mich, vor der Thüre ſtehen zu bleiben, und zu horchen. Wenn ich Unrecht hatte, liebe Joſephine, ſo muß ich dir geſtehen, daß ich mein Unrecht nicht bereue. Es brachte mich auf eine Entdeckung, von deren Wichtigkeit du ſelbſt urtheilen magſt.

Das haben Sie nicht gut gemacht, Herr Leonhard, ſagte der Pfarrer; der Baum fällt nicht auf einen Hieb. — Mein Bruder hat Recht, antwortete der Krämer, die arme Jungfer dauerte mich; ſie ſaß auf Kohlen. Mein Vater, den der Wein erhizt hatte, rief mit einem Schwur: Poſſen! Poſſen! das Mäd-

chen muß mir herein. Vermuthlich wollte er aufstehen, um mich zu holen; denn ich hörte, daß meine Mutter sagte: bleib, ich will sie rufen. — Ich hatte kaum Zeit in die Küche zu eilen; sie kam mir auf dem Fuße nach. Ich weinte; sie suchte mich zu besänftigen, und ich folgte ihr in die Stube.

Mein Vater warf mir einen wilden Blik zu, allein er sagte nichts. Vermuthlich hatten die Gäste ihn zum Schweigen bewogen; noch stunden die Thränen mir in den Augen. Der Pfarrer gab sich alle Mühe, mich aufzumuntern; ich zwang mich, aber was dieser Zwang mir kostete, kann ich dir nicht ausdrücken. Endlich nahm er ein Glas, und hielt es mir entgegen: Auf gute Freundschaft, Jungfer Agathe! Sie werden mir doch Bescheid thun? — Mein Vater schenkte mir ein, und reichte mir das Glas mit einer Miene, die mir alle Weigerung verbot, wäre es auch mit Galle gefüllt gewesen. Das schonende Betragen des jungen Mannes machte mir meine Lage nach und nach weniger peinlich, dennoch ward mir jede Minute zur Stunde, bis man endlich vom Tische aufstand.

Mein Vater schlug dem Pfarrer eine Parthie Piket in der Gartenlaube vor, und sein Bruder blieb bei mir in der Stube zurük. Für einen Menschen ohne besondere Bildung machte er mir wegen des Vorgegangenen ein Paar ganz artige Entschuldigungen, und lenkte dann das Gespräch auf seine Geschäfte. Ich

ſtehe, ſagte er, bereits ſeit zwei Jahrem mit Ihrem Vater im Verkehr, und wollte ihn ſchon vorigen Sommer beſuchen. Allein die Krankheit und der Tod meiner Frau, mit der ich nur ſechs Monate verheirathet war, hielt mich ab. Da nun mein Bruder die hieſige Pfarre erhalten hat, hoffe ich öfters nach Grüningen zu kommen, und wenn Sie es erlauben .... So, ſo .... ſpreche ich zuweilen bei Ihnen ein. — Ich habe nichts zu erlauben, Herr Albrecht, antwortete ich, und fuhr fort, den Tiſch abzuräumen. — Sie verbieten mirs doch nicht? — Ich habe auch nichts zu verbieten. — Nun das iſt alles, was ich wünſche, ſprach er, und fieng nun an, mir Vieles von ſeinem Gewerbe zu erzählen, das nicht unbeträchtlich zu ſeyn ſcheint. Beiläufig merkte er an, daß mein Vater ein Paar tauſend Thaler darin ſtecken habe. Man muß geſtehen, ſezte er hinzu, daß Herr Leonhard für einen Mann, der, wie er mir ſelbſt ſagte, mit Wenigem anfieng, recht gute Geſchäfte gemacht hat. Es muß aber auch eine Freude ſeyn, für eine ſolche Tochter zu arbeiten. — Dieſes Kompliment, liebe Joſephine, war doch wohl deutlich genug! Ich benahm mich, wie ich glaube, ſehr ungeſchikt dabei, und wäre gern zum zweitenmal davon gelaufen, allein die Ankunft meiner Mutter zog mich aus meiner Verlegenheit, und bald hernach kam auch der Pfarrer mit meinem Vater zurük. Beim Abſchiede wurde mein Vater vom Pfarrer

auf heute zu Gaste gebeten. Dieser Umstand verschaft mir die Muße, dir zu schreiben.

So viel ich dir noch zu sagen hätte, so muß ich dennoch meinen Brief schlieſſen, um ihn noch vor der Rükkunft meines Vaters zum Nachbar Rothe tragen zu können. Mein Herz bricht mir, indem ich mich von dir losreiſſe; es ist so voll, so gepreßt; es liegt mir so zentnerschwer in der Brust, daß ich kaum zu athmen vermag. Gott! ich habe Vater und Mutter, und dennoch scheine ich mir eine Waise. O, meine Freundin, meine Schwester! Warum kann ich nicht an deinem Busen Trost und Rath suchen! Ich schmachte nach deiner Antwort; ach! und vielleicht bist du noch abwesend, wenn mein Brief in Grüningen ankommt.

Agathe.

Sechster Brief.

Meiner Rechnung nach, liebste Josephine, bist du nun von Grüningen zurük. Ich kann aber nicht warten, bis du mir deine Rükkunft meldest, um mein Herz vollends vor dir auszuschütten. Die Bangigkeit, womit ich meinen lezten Brief schloß, hat seitdem mit jedem Tage zugenommen, und Gott weiß, was am Ende aus mir werden wird!

Als mein Vater neulich von der Mahlzeit beim Pfarrer zurükkam, sah ich ihm gleich an, daß die Weinflasche nicht gespart worden war. Doch dieses

mal war er freundlicher, als des Tages zuvor; er faßte meine Hand und schüttelte sie so arg, daß blos die Furcht, ihn zu erzürnen, meinen Schrei erstikte. Der Pfarrer und sein Bruder lassen dich schön grüssen. — Ich danke. — Ich danke; wiederholte er, indem er meinen leisen schüchternen Ton nachahmte. Was heißt das, Mädchen, willst du dich immer so kindisch gegen die Herren betragen, wie gestern? Du bist nicht so albern, daß du nicht errathen solltest, was sie im Schilde führen. Albrecht ist ein hübscher, bemittelter Mann und mein Freund, der gern mein Schwiegersohn werden möchte, und der es, denk ich, auch werden wird. Nicht wahr?

Ich zitterte an allen Gliedern. Vater! stammelte ich, und wollte meine Hand zurükziehen; er hielt sie fest. — Nun, gefällt er dir nicht? — Ich kann weder ja noch nein sagen; erwiederte ich, denn ich kenne ihn ja kaum! — Ich aber kenne ihn, und weiß, daß er der Mann ist, der sich für dich schikt. — Ich habe noch keine Lust zu heirathen, Vater. — Noch keine Lust, das mag seyn; aber Albrecht soll dir Lust dazu machen. Es ist auch noch nicht von der Hochzeit die Rede; aber fortreisen wird und soll er nicht, ehe die Sache in Richtigkeit ist. Nun ließ er mich los, und warf sich in seinen Sessel.

Meine Mutter hatte zu der ganzen Scene geschwiegen; es ist ihr seit gestern nicht wohl. Sie hatte wieder einen Anfall von Blutspeien; als aber

der

der Vater in seinem Armstuhl eingeschlafen war, trat sie mit mir in die Nebenstube, und gab sich alle Mühe, mich zu dieser Heirath zu bereden. Ich bat sie mit Thränen, mir nur acht Tage Bedenkzeit auszuwürken. Die sollst du haben, antwortete sie; Herr Albrecht wird ohnedem erst zu Ende künftiger Woche verreisen.

Also zu Ende künftiger Woche, meine Josephine, soll ..... Die Feder entfällt mir, ich muß Kraft sammeln.

Ich stehe auf einer Felsenspitze, zwischen zwei gleich schauerlichen Abgründen. Hier winkt mir ein Mann, den ich nicht liebe, und vielleicht nie lieben würde, weil es ihm an jenem veredelten Gefühle mangelt, das ich noch mehr aus dem Umgange deines Oheims, als aus den Büchern kennen lernte, die er mir in die Hände gab. Dort sehe ich meine Eltern, die mir diese Heirath anrathen oder, besser zu sagen, gebieten. Ich sehe die zahllosen Drangsale, die meine Weigerung mir, zumal von Seiten meines Vaters, zuziehen würde. Ich mahle mir die martervolle Lage, die mir in dem väterlichen Hause drohet, wenn ich das Unglük haben sollte, meine Mutter zu verlieren, deren Kräfte täglich abnehmen. Aber auch bei ihr finde ich den Trost nicht, dessen mein Herz bedarf, und den ich blos an deinem Busen und im Schooße der Deinigen fand. O, ich vermisse ihn täglich mehr, diesen Trost, der

mich so oft aufrichtete, wenn die Uneinigkeiten meiner Eltern, oder wenn ihre üble Laune, die nicht selten Härte war, mich zu Boden schlug. Mein Leben ist mir eine Marter, und dennoch wirft mein Herz mir meine Kälte gegen meine Eltern vor, die oft, ach nur allzu oft, in eine bittere Abneigung ausartet, gegen welche ich vergebens kämpfe.

Ach, warum bieten uns die Klöster ihre Hülfe nur unter so furchtbaren Bedingungen an! Warum öfnen sie uns ihre Thore, blos um sie auf ewig hinter uns zu verschließen! Ihre Stifter wollten der Reue und der leidenden Unschuld eine sichere Zuflucht bereiten; ihre Nachfolger haben diese Denkmäler der edelsten Wohlthätigkeit verunstaltet, und die Zellen des Friedens in Todtengrüfte verwandelt. Wären sie noch, was sie waren, ich würde eilen, mich vor den Gefahren, die mir drohen, in ihren geweihten Schooß zu verbergen!

Lebe wohl! meine Josephine, und denke, daß ich deine Antwort mit der Ungeduld eines Schifbrüchigen erwarte, der am fernen Strande einen Schuzengel erblikt, der zu seiner Rettung heran eilt.

Agathe.

Siebenter Brief.

Deine beiden Briefe vom 10ten und 15ten, liebste Freundin, kamen vor meiner Rükkunft hier an, die durch verschiedene Umstände um einige Tage verzö-

gert wurde. Ich habe zu wenig Einsicht und zu wenig Erfahrung, als daß ich es auf mich nehmen könnte, dich durch das Labyrinth zu leiten, darin du umher irrest, und wenn ich es auch könnte, so bin ich zu ängstlich um dich bekummert, als daß ich dir mit kühler Ueberlegung rathen könnte. Aber ich habe deine Briefe meinem Oheim und meiner Mutter mitgetheilt, und was ich dir darauf antworte, sind ihre Gedanken, zu denen ich ihnen blos meine Feder leihe.

Wir sind nicht im Stande, deine Besorgnisse zu widerlegen, und glauben mit dir, daß ein Fall eintreten kann, der dich deiner lezten Stüze berauben, und deine peinliche Lage noch peinlicher machen würde. Aber eben deswegen, liebste Agathe, beschwören wir dich, daß du ja dein Herz mit der strengsten Sorgfalt prüfen mögest, ehe du ein Mittel verwirfst, das dir die Drangsale ersparen kann, die deine Widersezlichkeit dir zuziehen würde. Mein Oheim freut sich, daß du weise und aufrichtig genug bist, die Stimme der Verzweiflung für keinen Ruf des Himmels zu halten. Ein unüberlegtes Klostergelübde würde dir mehr Reue und Kummer zubereiten, als eine unüberlegte Heirath, und nur der Tod würde deine Bande lösen können. Wenn du aber keinen entschiedenen Abscheu gegen deinen Freier hast; wenn du keine Flecken in seinem moralischen Charakter wahrnimmst, wenn bloße Verschiedenheiten der Erziehung und Bildung dich von ihm entfernen; —

dann, meine Agathe, ist es nicht so ausgemacht, wie du es zu glauben scheinst, daß du an der Seite dieses Mannes nicht würdest glüklich seyn können.

Unserm Geschlechte hat die Natur einen Zauber verliehen, der größere Verwandlungen bewürken kann, als die sind, welche die Fabel uns von Circes Wundern erzählet. Seine Macht erstrekt sich über die innere Gestalt der Männer. Eine vernünftige und liebenswürdige Gattin kann durch ein sanftes und gefälliges Betragen die Launen und selbst die Leidenschaften eines gutartigen Mannes beherrschen, und dem ungebildeten ihren höheren Sinn, wo nicht einflößen, doch wenigstens zum Gegenstande seiner Achtung machen. Was für ein unseliges Geschenk würde das Gefühl des Schönen für ein Mädchen seyn, wenn es sein Herz dem Manne verschlösse, der bloß das Gefühl des Guten hat! Mein Oheim würde es schmerzlich bereuen, jenes Gefühl bei dir erwekt zu haben, wenn es dir Ekel gegen eine Verbindung einflößte, die dir einen ehrbaren Stand, ein sorgenfreies Brod, und einen sichern Schuz gegen die Unannehmlichkeiten anbietet, denen deine Weigerung dich, wer weiß auf noch wie lange, aussetzen würde. Vielmehr glaubt er, daß ein geläutertes und veredeltes Gefühl ein Mittel mehr ist, einen Mann, selbst von gewöhnlicher Erziehung, an sich zu ketten, und ihm unbekannte Freuden, vielleicht auch unbekannte Tugenden, mitzutheilen.

Noch einmal, meine Agathe, prüfe dich und deinen Freier mit reinem unbefangenen Auge, und dann wähle in Gottes Namen. Wir können es nicht für dich thun, weil wir ihn nicht kennen. Indessen weide ich mich an dem Gedanken, daß die Vorsehung vielleicht diesen Boten an dich abgeschikt hat, um deiner still ausharrenden Tugend eine zwar prunklose, aber von ihrer Hand geweihte, Krone aufzusetzen. Wir sehen Alle mit klopfendem Herzen deinem Entschlusse entgegen. Mein Oheim drükt einen segnenden Kuß auf deine Stirne, und meine gute Mutter umarmt dich so innig, wie deine

Josephine.

Achter Brief.

Nach einer schwer durchkämpften, thränenreichen Nacht, in welcher dein Brief, liebste Freundin, nicht von meinen Lippen kam, glaube ich endlich über mein Herz Meister geworden zu seyn. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich will gehorchen; werde ich durch diese Heirath nicht glüklich, so wird doch vielleicht der Gedanke mich stärken, daß ich meinen Eltern gehorsam war, anstatt daß ich alle Leiden, die meine Weigerung mir zuziehen würde, für mein eigenes Werk halten müßte.

Schon scheint der Himmel meine Ergebung in mein Schikksal zu belohnen. Ich fühle einen innern Frieden, der meinem Herzen seit vierzehn Tagen

fremd war, und Albrecht, der uns diesen Morgen besuchte, erschien mir in einem andern Lichte. Ich fand in seinem Gesichte einen Zug von Sanftmuth und Güte, den ich bisher übersehen hatte, und in seinem Tone suche ich jezt den reinen und edeln Accent nicht mehr, der mich so oft in der Sprache deines Oheims entzükte. Dagegen fange ich an, zu hoffen, daß ein junger Mann von gesundem Verstande auch eines gesunden Geschmaks fähig ist.

Ich habe an seinem Gespräche mit meinen Eltern Theil genommen. Anfangs kostete es mir einigen Zwang; nach und nach wurde mein Ton unbefangener; ich glaube sogar, daß er freundlich wurde. Ihm wenigstens muß er so vorgekommen seyn, denn er schien sehr vergnügt, als er mich verließ. Mein Vater, der ihn hinausbegleitete, sprach noch lange mit ihm unter der Hausthüre, und als er zurükkam, sagte er zu mir: heute, Mädchen, hast du deine Sache gut gemacht; ich bin mit dir zufrieden, und Herr Albrecht ist es auch. Er hat einen Brief erhalten, der ihn nach Hause ruft; morgen wird er dein Jawort abholen. Die Bedenkzeit, die ich dir bewilligte, läuft ohnehin zu Ende, und ich will nicht hoffen, daß du dich länger besinnen wirst, deinen Eltern zu gehorchen. Ein Freier, wie Albrecht, findet sich nicht alle Tage.

Noch vorgestern, liebste Josephine, würde diese Sprache mich empört haben; heute fand ich

die Kraft, mit gesezter Stimme darauf zu antworten: ich war meinen Eltern nie ungehorsam, und werde ihnen auch jezt gehorchen.

Morgen also, meine Josephine, werde ich das verhängnißvolle Wort aussprechen, das schon so viel Glükliche und so viel Unglükliche gemacht hat. Wohl mir, daß ein dichter Vorhang mein Schiksal mir verbirgt! Ich glaube, wenn ich es auch könnte, ich würde den Muth nicht haben, ihn aufzuheben. Ein Herz, das wenig zu hoffen hat, gefällt sich in der Dunkelheit, die ihm die Zukunft verbirgt; es hört sie kommen, ohne sie zu sehen; es ruft sie an, ohne zu wissen, ob sie Freund oder Feind antworten wird; ich will sie gefaßt erwarten. Dein Brief, oder vielmehr die zwei guten Engel, deren Worte du nachschriebst, haben meinen Glauben an die Vorsehung befestigt. Heil ihnen dafür und ewiger Dank! Man ruft mich, ich schliesse nicht eher, als bis ich sagen kann: es ist geschehen.

Fortsetzung.

Es ist geschehen, meine Josephine! meine Stimme zitterte, als ich das furchtbare Ja aussprach, wie meine Hand zittert, indem ich es hinschreibe. Es ist mir unmöglich, dir die Scene des gestrigen Abends zu erzählen; meine Seele lag in einer dumpfen Ohnmacht, indem mein Körper zwischen Albrechten und dem Pfarrer bei Tische saß. Eine

eiserne Hand preßte mein Herz zusammen. Der Athem wollte mir versagen, und oft sah ich die Gegenstände blos durch einen dunkelgrauen Flor. Ich nahm keinen Antheil an der Unterredung, oder besser zu sagen, ich hörte nicht, was gesprochen wurde. Mein Vater muß meine Betäubung bemerkt haben; gegen das Ende der Mahlzeit erhob er seine Stimme so laut, daß ich aus dem tiefsten Schlafe hätte erwachen müssen, und sagte, indem er mir von Zeit zu Zeit einen finstern Blick zuwarf: Nun, Ihr Herren, ist es Zeit, von unserm Geschäfte zu sprechen; meine Tochter weiß Ihren Antrag, und soll Ihnen nun selbst wiederholen, was sie mir darauf geantwortet hat.

Ich saß da, wie ein Lamm, dem man das Opfermesser an die Kehle sezt. Der Pfarrer ergriff meine Hand; nun, Jungfer Agathe, was haben Sie geantwortet? Darf ich Sie meine zukünftige Schwägerin nennen? — Und ich meine Braut? sagte nun Albrecht mit einer Bescheidenheit, die mir selbst in meiner unaussprechlichen Verwirrung nicht entgieng. — Braut! dieser Titel klingt freilich hübscher als Schwägerin, rief der Pfarrer mit einem lauten Gelächter; er hat auch weit mehr zu bedeuten, nicht wahr? — Der Mann empörte mich, aber auf der Stirne meines Vaters zog sich eine Gewitterwolke zusammen. Ich wandte mich gegen Albrechten: Ich habe meinem Vater bereits geantwortet, und

er wird Ihnen gesagt haben, daß ich ihm nie ungehorsam war.

Albrecht fühlte das Unbestimmte dieser Erklärung. Ich möchte nicht, liebe Mamsell, daß Sie aus bloßem Gehorsam . . . . . Ey was! unterbrach ihn sein Bruder, du forderst auch allzuviel; merkst du nicht, daß die bloße Schaamhaftigkeit sie abhält, mehr zu sagen. — Getroffen! rief mein Vater. Albrecht blieb ernsthaft, und gewann dadurch meine ganze Hochachtung. Als er mich in einem offenen, bescheidenen Tone fragte: Sie willigen also in mein Glück? antwortete ich mit einem leisen Ja. Er küßte meine Hand, und nahm einen Ring von seinem Finger, den er an den meinigen steckte. Dazu gehört ein Kuß, sagte der Pfarrer. Der Bruder gehorchte dem Rathe; meine Wange mußte ihn an die Lippen brennen.

Man sprach von der Hochzeit: ich weiß nicht, warum es mir so wohl ward, als Albrecht sagte, daß sie erst in drei Monaten Statt haben soll. Aus Achtung für das Andenken seiner verstorbenen Gattin und für ihre Eltern will er warten, bis das Trauerjahr zu Ende ist. Das ist mir eben recht, sagte meine Mutter, denn ich muß doch Zeit haben, des Mädchens Brautgeräthe machen zu lassen. — Morgen wird Albrecht verreisen, aber künftige Woche gedenkt er wieder zu kommen, um den Ehekontrakt zu schliessen.

Ich bereue den Schritt nicht, den ich gethan habe, und dennoch wünsche ich, daß ich ihn nicht hätte thun müssen. O, du, meine einzige Freundin, fahre fort, mich auf der dornigten Laufbahn zu unterstützen; und Sie, meine ehrwürdigen Pflege-Eltern, geben Sie Ihrer armen Agathe Ihren Segen. Er wird meinem Herzen willkommener und heiliger seyn, als der Segen des Mannes, der den guten Sundheimern den Verlust seines Vorgängers täglich fühlbarer macht. Um wie viel dringender fühle ich nun das Bedürfniß, Sie zu besuchen, und, ehe ich mich von hier entferne, mein Herz in ihren Schooß auszuschütten, und für die Zukunft Rath und Kraft daraus zu schöpfen. Meine Verlobung, dünkt mich, sollte die Zahl der Schwierigkeiten vermindern, die mein Vater dieser Reise in den Weg gelegt hätte. Vor dem künftigen Monat wäre freilich nicht daran zu denken, da um diese Jahrszeit die Zahl unserer Gäste immer am stärksten ist, hernach aber kann ich schon besser abkommen. O, ich bedarf dieser Hofnung, um in meinen einsamen Stunden den Muth nicht zu verlieren!

Agathe.

Neunter Brief.

Du hast dich wie eine Heldin betragen, meine Agathe, und dein Sieg ist um desto schöner, je schwerer der Kampf war. Nicht auf diesem Blatte,

sondern in unsern Armen sollst du unsern Glükwunsch und unsern Segen empfangen.

So bald du den Augenblick zu deiner Reise günstig glaubst, will mein Oheim deswegen an deinen Vater schreiben. Was du mir von Herrn Albrecht sagst, bestätigt uns in der Hofnung, daß du nie Ursache haben werdest, deine Wahl zu bereuen. Laß nur ein Jährchen vergehen, und der brave Mann wird auch ein feiner belebter Mann seyn, und wenn du die Ehre seiner Bildung dir nicht allein vorbehalten willst, so verspreche ich dir, in diesem schönen Werke dich schwesterlich zu unterstützen, nicht etwa durch Briefe, nein, meine Freundin, sondern in selbsteigener Person. Ich scherze nicht, und wenn ich dir nicht vor allen Dingen unsern Beifall hätte zurufen wollen; so würde ich meinen Brief mit den Worten angefangen haben: Freue dich, meine Agathe, der Himmel führt uns wieder zusammen! Mein Bruder hat die Amtmannsstelle in Schönfeld erhalten, und ich werde ihm seine Wirthschaft führen.

Erst in zwei Monaten wird er seinen Posten beziehen, und in diesem Zwischenraume mußt du zu uns kommen; er wird mich hier abholen; ich wollte, er könnte dich noch bei uns antreffen; ist dieses nicht möglich, so wird er dir mit mir am Tage deiner Ankunft nach D . . . . . n entgegen eilen. Es ist ein herrlicher Mensch aus ihm geworden, und es war mir ein unaussprechlich süßer Genuß, ihn von

den rechtschaffensten Männern geschäzt und geliebt zu sehen. Unser Onkel, der Hofrath, behandelt ihn als einen Freund, und auch mir hat dieser edle Mann rührende Beweise seines zärtlichen Wohlwollens gegeben. Er wollte mich bei sich behalten, allein ich konnte mich nicht dazu entschliessen. Eine Residenz, sie sey groß oder klein, ist für ein schlichtes Landmädchen, das im unverzäunten Garten der Natur aufwuchs, eben das, was für den Vogel ein eleganter Kefich; er sieht blos das Gegitter, das ihn gefangen hält, ohne darauf zu achten, daß es aus vergoldetem Draht geflochten ist.

Da lob ich mir unser Schönfeld, das weder Mauern noch Thore hat, und kaum eine halbe Meile von dem künftigen Wohnorte meiner Agathe entfernt liegt.

Nun erwarte ich deine Antwort mit eben so leichtem Herzen, als ich der vorigen mit Bangigkeit entgegensah. Freude wird mir daraus entgegenwehen, und die Hofnung wird sie besiegeln; die Hofnung! o, liebe Freundin, laß uns die nie verlieren; ihr Anker ist die Stütze der leidenden Unschuld, und der Freund des Tugendhaften sollte sie, statt der Bildsäule des Schmerzes, auf sein Grab setzen.

Nur noch eine Bitte. Schicke mir eine von deinen schönen blonden Locken. Eine Nachbarin meines Onkels hat mich die Kunst gelehrt, Ringe aus Haaren zu flechten, und Buchstaben darein zu würken. Ich bestimme dir einen, der in der Arbeit ist; dage-

gen will ich von deinen Haaren einen ähnlichen für mich verfertigen. Unter Verlobten ist es ja Sitte, Ringe zu wechseln, und sind nicht unsere Herzen auf ewig mit einander verlobt?

Josephine.

Zehnter Brief.

Als ich deinen Brief mit gierigem Auge durchlesen hatte, fiel ich auf meine Knie, und erhob meine Hände gen Himmel. Ich betete, es waren aber keine Worte, ich kann es nicht einmal Gedanken nennen; es war ein unaussprechliches Gefühl, von einem heiligen Gesichte begleitet, das mir durch die Seele blizte, und mir die Bilder meiner Josephine, ihrer Mutter, ihres Oheims, und selbst das Bild des guten Fürsten darstellte, dessen Arm die Vorsehung entlehnte, um uns wieder zusammen zu führen. Ich sah diese freundlichen Gestalten mir, wie in einer lichten Wolke, vorschweben, und mein Herz zerschmolz in Wonne. Im Grunde sind die Verdienste deines edlen Bruders die Ursache unserer Wiedervereinigung; dafür segnet ihn mein Herz; allein so eigennützig ist es denn doch nicht, daß es sich der Beförderung deines Karls nicht auch um seinetwillen, und als ein angenommenes Glied seiner Familie freuen sollte. Sage dieses deinen Lieben, bis ichs ihnen selber sagen kann.

Dein Einfall mit den Ringen ist köstlich. Hier, meine Schwester, hast du mehr Haare, als du brauchst. Mit Ungeduld erwarte ich dein Geschenk. Es wird mir unendlich theurer seyn, als mir, wenigstens jezt noch, der Ring ist, den mir heute vor acht Tagen ..... Ich muß dir doch Wundershalben den Brief abschreiben, den ich gestern von ihm erhielt. Ein Stück des feinsten Augsburger Zitzes, von allen möglichen Farben, begleitete ihn. Ein Glück, daß ich den Brief nicht beantworten darf, da der Briefsteller selbst in wenig Tagen hieher kommen will.

Insonders hochgeehrte und vielgeliebte Mademoiselle.

Ich kann nicht unterlassen, Denenselben mit diesen wenigen Zeilen meine gehorsame Danksagung für Dero gütige Gesinnungen gegen meine Wenigkeit zu wiederholen. Ich betrachte es als mein höchstes Glück, daß Sie, vielgeliebte Agathe, darein gewilligt haben, die Meinige zu werden, und werde Ihnen täglich und stündlich meine Estim und Liebe zu erproben trachten. Aus dem kurzen Umgang mit Denselben habe ich schon zur Genüge ersehen, daß Sie, insonders hochgeehrte Mademoiselle, um tausend Procento reicher sind an Verdiensten, als ich. Allein ich werde mich aus allen Kräften befleißigen, Sie so glüklich zu machen, als Sie es zu seyn meritiren. Meine Geschäfte halten mich noch einige Tage in Costi auf,

alsdann aber werde ich die Ehre und Freude haben, hinüber zu kommen, um unsere Verlobung formaliter abzuschliessen. Indessen nehme mir die Freiheit, Denenselben hiebei ein kleines Zeichen meiner Affektion zu übermachen, von Herzen wünschend, Dero Gusto getroffen zu haben. Neues weiß ich nichts zu melden, ausser daß, laut sichern Avisen, die Franzosen abermals Miene machen, den Rhein zu passiren, welches ein sehr großes Malheur wäre. Unter meiner ergebensten Salutation an Dero hochwerthe Eltern habe ich die Ehre mit aller Consideration und Liebe bis in den Tod zu beharren

meiner insonders hochgeehrten
und vielgeliebten Mademoiselle
treuergebenster Diener und Bräutigam
Gregorius Albrecht.

Du siehst, meine Josephine, daß wir ein feines Stück Arbeit bekommen würden, wenn wir den guten Gregorius Albrecht im deutschen Styl zu unterrichten hätten. Das Beste ist, daß auch durch seinen ungebildeten Ausdruk ein bescheidenes, redliches Gemüth durchschimmert, und damit soll und will ich mich vor der Hand . . . . . .

Sie ist todt! ach! die arme Mutter, ein Blutsturz . . . . . Gott! Gott! in wenig Minuten war sie dahin. Mehr kann ich dir jezt nicht sagen, meine Schwester, es fehlt mir an Kraft und an Zeit.

Agathe.

Eilfter Brief.

Vor einer Stunde, meine Josephine, kamen wir von ihrem Grabe zurük. Friede sey mit ihrer Asche! Der Pfarrer ist unten bei meinem Vater; ich benutze den Augenblick, um es zu versuchen, dir die Schreckensscene zu beschreiben, von der ich dir in meinem lezten Briefe nur einige Worte sagen konnte. Du hast ihn doch erhalten? Eben als ich ihn schliessen wollte, hörte ich auf der Hausflur ein Getöse, und gleich darauf meinen Vater laut um Hülfe rufen. Ich flog hinunter, und fand die arme Mutter, mit Blut bedekt, in seinen Armen.

Ohngeachtet ich mich selbst kaum aufrecht halten konnte, half ich sie auf ihr Bette tragen. Sie hefstete einen liebreichen, ich könnte sagen, einen flehenden Blick auf mich, und versuchte zu sprechen. Mein Vater, der vermuthlich Gefahr dabei ahnete, verbot es ihr, und befahl mir, nach dem Wundarzte zu laufen. Allein sie ergriff mich bei der Hand, und hielt mich zurük. Ich gab der Magd einen Wink; sie verstand mich und wollte, statt meiner, den Auftrag besorgen. Bleib, sagte mein Vater, Agathe soll gehen. — Ich suchte meine Hand los zu machen, die Mutter aber raffte alle ihre Kräfte zusammen, schwang sich auf, und umschlang mich mit ihren Armen. In diesem Augenblick überschüttete sie mich mit einem Blutstrom, und war todt.

Ich fiel, wie vom Blitze getroffen, in Ohnmacht.

Man

Man trug mich auf meine Kammer; Mariane kleidete mich aus, und als ich wieder zur Beſinnung kam, fand ich mich in meinem Bette. Ich bat das gute Mädchen, mich allein zu laſſen, weil ich ihrer Dienſte weniger bedürfe, als mein Vater, und nun verlor ich mich in einem Strudel quälender Gefühle und Betrachtungen, die mich ſo ſehr erſchöpften, daß es mir kaum möglich war, dich mit einer Zeile von meinem Unglücke zu benachrichtigen.

Donnerſtag, den 9ten.

Als ich dieſen Morgen meinem Vater ſein Frühſtück brachte, ſagte er zu mir: der unvermuthete Trauerfall nöthigt mich, deine Verlobung um ein Paar Wochen zu verſchieben. Ich habe es geſtern dem Herrn Pfarrer geſagt; er findet meine Urſache ganz billig, und wird heute ſeinem Bruder deswegen ſchreiben.

Es würde mir ſchwer fallen, dem Gefühle, womit ich dieſe Nachricht anhörte, einen Namen zu geben; und noch jetzt verſtehe ich nicht, was mein Herz dazu ſagt. Gewiß iſt, daß ich mein gegebenes Wort nicht bereue, und dennoch glaube ich leichter zu athmen, ſeitdem ich weiß, daß ich um einige Wochen ſpäter die furchtbare Urkunde unterſchreiben werde. Die Hand zittert mir, ſo oft ich daran denke. Vielleicht iſt es mein Glük, daß die Haushaltungsgeſchäfte, die nun ganz allein auf mir liegen, mir wenig Zeit laſſen, der Schwermuth nachzuhängen, die ſeit einigen Tagen mich wieder bis in die Arme des Schlafes

verfolgt. Bald sehe ich meine arme Mutter vor mir, wie ihr brechendes Auge mich anstarrt, und wie das lezte Wort, das sie mir sagen wollte, auf ihren geöfneten Lippen verweht. Bald sehe ich meine Josephine am jenseitigen Ufer eines breiten Stroms; sie winkt mir zu sich hinüber; ich strecke meine Arme nach ihr aus, allein vergebens. Kein Kahn, keine Brücke, die uns zusammen führte!

Ach, meine Schwester! ich fürchte, daß in diesem Traumbilde nur allzuviel Wahrheit liege. Nimmt mein Vater vor meiner Heirath keine Haushälterin an, so kann ich die Wirthschaft keinen Tag verlassen, und dann ist meine Hoffnung, dich in Grüningen zu umarmen, mit meiner Mutter ins Grab gesunken. Die liebe Mutter! sie würde gewiß die Bitte deines Oheims aus allen Kräften unterstüzt haben, denn wenn ihre Unpäßlichkeiten oder häuslicher Verdruß sie nicht verstimmten, so war sie, wie du weißt, recht sehr gut, und versagte mir keine Freude. Indessen erforderte selbst meine Gesundheit je eher, je besser eine wohlthätige Zerstreuung. Sie hat seit einigen Wochen durch die Kämpfe, die in mir vorgiengen, heftige Erschütterungen erlitten, und nun fühle ich die Nachwehen des lezten Sturmes noch in allen meinen Gebeinen. Will vielleicht die gute Mutter mich nachholen? ach, liebste Freundin! mich dünkt, es wäre das Glücklichste, was mir begegnen könnte.

Agathe.

Zwölfter Brief.

Arme Freundin! du haſt viel gelitten. Ich ſetze mich an deine Seite, und leide mit dir; doch nicht ich allein, auch meine Pflege-Eltern, deren Liebe du kennſt, theilen deinen Schmerz. Der Schlag, der dich ſo plözlich traf, mußte dich gewaltig erſchüttern, aber niederwerfen ſoll er dich nicht. Die Kleinmüthigkeit, der du dich überläſſeſt, hindert dich, meine Schweſter, deine Lage in ihrem wahren Lichte zu betrachten. Deine gute Mutter verdient deine Thränen; auch ich ſegne ihre Aſche; ſie begünſtigte, ſo viel ſie konnte, unſern Umgang, und erſparte uns manche Unannehmlichkeit. Du ſaheſt ihren Tod vor, und ahneteſt, nicht ohne Grund, die traurigſte Zukunft, wenn du, deiner einzigen Stüze beraubt, im väterlichen Hauſe fortleben müßteſt.

Allein warum verſchlieſſeſt du deine Augen vor der Freiſtätte, die ſich dir öfnet? Albrecht ſoll das Werkzeug deiner Erlöſung ſeyn, und doch ſagſt du, nur mit Zittern würdeſt du ihm deine Hand reichen. Hat er dir ſeitdem Urſache zum Mistrauen gegeben, ſo biſt du entſchuldigt, wo nicht, ſo frage dein Herz, ob es nicht ungerecht gegen ihn iſt. Ich hoffe, daß blos deine geſchrekte Phantaſie deine Zweifel erzeugt hat. Könnteſt du ſie aber nicht beſiegen, meine Freundin, o, ſo müßteſt du dich hüten, ein Band zu knüpfen, das dich noch unglüklicher machen würde, als du es im väterlichen Hauſe

werden kannſt. Es iſt nicht genug, daß du dein gegebenes Wort halten willſt, Albrecht muß mehr als ein bloßes Opfer von dir erwarten können.

Der Zuſtand deiner Geſundheit macht uns bange, und du haſt das wahre Heilmittel errathen; auch iſt mein guter Oheim entſchloſſen, alles anzuwenden, um deine Hieherkunft zu beſchleunigen. Nur glauben wir, daß dein Vater eine gegründete Urſache zur Weigerung haben würde, wenn unſer Antrag vor deiner Verlobung Statt fände; du müßteſt denn gewiß ſeyn, daß ſie um mehr als ein Paar Wochen verſchoben iſt, oder verſchoben werden kann. Hierüber, meine Freundin, kannſt du allein uns Auskunft geben. Nur vermeide ja Alles, was bei deinem Vater den Argwohn erregen könnte, daß du einen längern Aufſchub wünſcheſt. Dieſer Argwohn würde alle unſere Hoffnungen zernichten.

Indeſſen kann ich unſere Vereinigung nicht abwarten, um dir, meine Schweſter, deinen Ring anzuſtecken. Der meinige iſt nun in der Arbeit. Unſere Freundſchaft bedarf dieſer Pfänder freilich nicht, allein es können Stunden kommen, da ein Blick auf dieſes Bundeszeichen unſerem Herzen wohl thun, und es zu großen Entſchlieſſungen anfeuern kann. Möchte doch deine Beruhigung und ein feſter Glaube an meine Weiſſagung, daß ein beſſeres Loos dir aufbehalten iſt, die erſte Würkung dieſes Amulets der Liebe ſeyn.

Joſephine.

N. S.

Noch zu rechter Zeit überlege ich, daß es besser seyn wird, wenn ich dir den Ring geradezu in einem Briefe übersende, den du vorweisen kannst; sonst würden wir bei deinem Vater, wenn er ihn an deinem Finger erblickt, den Verdacht eines heimlichen Verkehrs erwecken, oder du würdest eine Unwahrheit sagen müssen, um diesen Verdacht abzulehnen. Um noch sicherer zu gehen, will ich den zweiten Brief erst mit nächster Post absenden, weil du ihn sonst früher als gegenwärtigen erhalten könntest, den ich, wie gewöhnlich, dem biedern Rothe empfehle.

Dreizehnter Brief.

Ich nehme, liebste Josephine, deine Weissagung mit frohem, glaubigem Herzen an. Schon beginnt sie in Erfüllung zu gehen. Dein Ring, ein wahrer Zauberring, hat ein mir unbegreifliches Wunder verrichtet. Ich empfieng den Brief, der dieses heilige Pfand der Freundschaft enthielt, in meines Vaters Gegenwart. Ich las ihn laut, und wies ihm den Ring, den ich küßte und an meinen Finger steckte.

Zuvor hätte ich dir sagen sollen, daß mein blasses Gesicht, der Mangel an Eßlust und meine anhaltende Ermattung ihn seit einigen Tagen zu beunruhigen schien. Ich bemerkte mehrmals, daß er mich sehr

aufmerksam betrachtete; wenn er mit mir sprach, war sein Ton milder, und bisweilen sogar freundlich. Als er mich nun dein Geschenk mit stillem Entzücken an den Finger stecken sah, schüttelte er den Kopf und sagte: dieser Ring, scheint es, ist dir mehr werth, als sein Nachbar, (er meinte den, welchen ich von Albrechten empfieng); wenigstens machst du ein heitereres Gesicht, als jenen Abend. Nun! Nun! trage ihn immerfort; ich wollte, er könnte dich gesund machen.

Kaum trauete ich meinen Ohren. Ich gab meinem Vater einen Blik, der ihm eben so fremd gewesen seyn muß, als mir seine Sprache war. Er war ein Ausdruk kindlicher Liebe, die in diesem Momente in meinem Herzen aufglimmte. Du hängst deinem Schmerz zu sehr nach, fuhr er fort; du mußt dich mehr zerstreuen. Soll ich dich auf ein Paar Tage in die Stadt führen? — Hier sah er mich forschend an. Ich fand aber nichts Abschrekkendes, sondern eher Güte in seinem Blicke. Dies gab mir den Muth, ihm zu antworten: die Stadt hat keinen Reiz für mich; wenn ich wieder gesund werden kann, so wüßte ich wohl, was für ein Mittel mich heilen würde. — Darf ich es auch wissen? — Warum nicht, lieber Vater, sagte ich, und trat ihm um einen Schritt näher: ein Besuch von einigen Tagen bei meiner Freundin Josephine. — Ich schlug die Augen nieder, und erwartete mein Urtheil.

Er besann sich ein Weilchen: dacht' ichs doch! Nun wir wollen sehen; ich gehe morgen in die Stadt, um mich nach einer Haushälterin zu erkundigen, die der Pfarrer mir vorgeschlagen hat. Wird die Sache richtig, wie ich es hoffe, so sollst du auf acht Tage nach Grüningen reisen. — Ich kannte mich nicht vor Freude. Lieber Vater, rief ich, und warf mich ihm um den Hals; er schloß mich schweigend in seine Arme, und drükte mich fest, beinahe zu fest, an seine Brust.

Es war als ob in uns allen Beiden ein ganz neues Gefühl erwachte. Thränen, wie ich noch keine weinte, entstürzten meinen Augen. Uebermorgen, wenn ich zurükkomme, fuhr er fort, indem er mir lächelnd zusah, wie ich sie abtroknete, wollen wir weiter von der Sache sprechen.

O, warum geht die Post erst übermorgen ab! Warum kann ich meiner Josephine diese frohe, unerwartete Botschaft nicht auf den Flügeln des Windes mittheilen! Noch gibt es Augenblicke, da ich zweifle, ob mein Vater mich nicht durch ein angenehmes Mährchen aufmuntern wollte; allein er scheint mir würklich um meine Gesundheit bekümmert, und dann gehört ja weit weniger Vernunft dazu, als er besizt, um voraus zu sehen, daß ein solcher Betrug eine sehr schlechte Arznei für mich seyn würde. Diesen Morgen ist er würklich abgereist; möge er doch in seinem Geschäfte glüklich seyn,

Wenn der arme Mann nicht blödsinnig ist, so weiß ich mir die seltsame Erscheinung nicht zu erklären. Hätte ich doch nur nach seinem Namen gefragt! Der Hausknecht, der ihn wußte, hat ihn vergessen. Der Kutscher sagte ihm, sein Herr sey ein kaiserlicher Obrister, der nach dem Carlsbade reist. Zum erstenmal bereue ich es, daß ich so wenig Vorwiz habe, mich nach unsern Gästen zu erkundigen.

Vierzehnter Brief.

Seit gestern Abend ist mein Vater zurük; er empfieng mich sehr freundlich, und sogar mit einem herzlichen Kusse. Von meiner Reise aber war keine Rede, und ich hatte den Muth nicht, ihn daran zu erinnern. Diesen Morgen gieng er aus; ich vermuthete, er sey blos zum Pfarrer. Allein, wie groß war mein Schrecken, als ich, am Fenster sizend, ihn aus Rothens Hause kommen sah! Ich glaubte nicht anders, als daß er diesen geheimen Kanal unsers Briefwechsels entdekt habe, und schauderte, als er die Stubenthüre öfnete. Er sagte nichts, aber betrachtete mich von Zeit zu Zeit mit forschenden Blikken. In die Länge konnte ichs nicht aushalten; ich machte mir etwas in der Küche zu schaffen.

Bei Tische sprach er manches von gleichgültigen Dingen, aber immer nichts von meiner Reise. Meine Traurigkeit mußte jede Minute sichtbarer werden; er

schien sie nicht zu bemerken. Ich wollte den Tisch verlassen. Bleib, sagte er, wir haben noch ein Wort mit einander zu sprechen. Mit der Haushälterin ists nichts, es ist die Wittwe eines Kanzellisten, eine Dame, die ich nicht brauchen kann, und die gleichwohl fünfzig Thaler Lohn fodert. Albrecht schmollte mit mir, daß ich sie ausschlug, allein ich kann ihm nicht helfen. — Jedes Wort war mir ein Dolchstich, und ich fühlte, daß es mir übel werden wollte. Nun, sprach er, du darfst deswegen nicht erschrecken; deine Reise soll dennoch vor sich gehen. Ich habe es dem Pfarrer bereits gesagt, und alles ist in Ordnung. Da Rothe schon mehrmals Geschäfte in Grüningen hatte, und ich das Haus nicht allein lassen kann, so schlug ich ihm vor, dich statt meiner zu begleiten. Es war ihm eben recht, allein vor dem künftigen Montage kann er nicht abkommen.

Hätte ich nicht zu träumen geglaubt, meine Josephine, gewiß hätte ich meinen Vater nicht so lange sprechen lassen; nun aber sprang ich vom Tisch auf, und bedekte seine Wangen mit Küssen und Freudenthränen. Dachte ichs doch, sagte er, indem er mir die Hand unter das Kinn hielt, und mir liebreich in die nassen Augen sah, dachte ichs doch, daß ich dieses bleiche Gesicht roth färben würde. (Würklich fühlte ich, daß ich vor Wonne glühte.) Du kannst bis auf den Sonnabend in Grüningen bleiben, dann aber muß der Herr Pfarrer dich bis

auf den halben Weg zurükliefern, damit ich dich dort abholen kann, ohne länger als einen Tag von Hauſe weg zu bleiben. O, rief ich, das wird er ſehr gern! Ich darf doch meiner Joſephine dieſe Nachricht melden? — Warum nicht? Du kannſt mir den Abend deinen Brief zuſtellen; ich will ihn fortſchaffen. Mache nur, daß du geſund bleibſt.

Das Haus war mir für meine Freude zu eng geworden; ich taumelte in den Garten, um dieſen Augenblik in der Einſamkeit zu feiern. O, meine Freundin! ich hätte ihn am Fuße eines Altars feiern mögen. Ich hob meine Augen gen Himmel; die Mittagsſonne ſah ſo hell, ſo liebreich auf mich herab; kein Wölkchen trübte das Gewölbe des großen Tempels. Es war mir unausſprechlich wohl; ein Wort meines Vaters hat mich geſund gemacht. Noch kann ich ſeine Gefälligkeit nicht begreifen; ſein ganzes Benehmen gegen mich iſt anders, und ich weiß mir dieſe ſchleunige Veränderung blos durch den Eindruk zu erklären, den der plözliche Tod meiner Mutter auf ihn gemacht haben muß. Indeſſen ſpricht er nur ſelten, und immer in einem ziemlich gleichgültigen Tone, von ihr: vermuthlich aus Schonung gegen mich. Kurz, es ſcheint, er wolle mich auf einmal für alle mir zugefügte Leiden entſchädigen. Demohngeachtet wage ichs nicht, dieſen Brief durch ſeine Hände gehen zu laſſen. Du wirſt mit derſelben Poſt einen andern erhalten, darin ich dir mit wenig

Worten meine Freude und den Tag meiner Abreise ankündige.

Noch fünfmal wird die Sonne untergehen, ehe sie den schönsten Tag meines Lebens beleuchtet. Ich zittere bei dem bloßen Gedanken, daß ein unvermuthetes Hinderniß ..... doch, warum will ich mich selbst quälen? Nein! Jeder Tag, der mich noch von dir scheidet, soll mir der Vorabend eines Festes seyn, und wenn mein Herz wieder ängstlich klopfen will, so werde ich deinen Ring, dieses Siegel der Hoffnung und der Freundschaft, darauf drücken.

Deine

Agathe.

Fünfzehnter Brief.

Uebermorgen meine Josephine, bin ich in deinen Armen. Dieses mußt du zwar jezt wissen; allein wie könnte ich mir die Freude versagen, es dir zu wiederholen? Alles scheint meine Reise zu begünstigen: das Wetter ist herrlich; der Gäste sind wenig, und jeden Morgen erwache ich heiterer und stärker, weil ich aus einem Traume von meiner Josephine erwache.

Der gute, ehrliche Rothe! als ich ihm vorgestern meinen Brief brachte, bezeugte ich ihm mein Vergnügen, daß gerade er, durch seine Geschäfte veranlaßt, mein Begleiter werden soll. Er lächelte, und ich errieth, was der arglose, gerade Mann mir

sehr ungeschikt zu verhehlen trachtete. Endlich gestand er mir, daß er jezt eigentlich keine Geschäfte in Grüningen habe. Ich ließ es Ihren Vater glauben, fuhr er fort, weil ich mir die Freude, ein Paar so liebe Kinder, wie Sie und Jungfer Josephine, zusammen zu bringen, um kein Geld würde abkaufen lassen. — Ich faßte seine braune Hand, und drükte sie an mein Herz. O, ich hätte sie küssen mögen!

Mein Vater ist noch immer gut. Er will es nicht leiden, daß ich des Morgens früh aufstehe, um die Gäste abzufertigen. Heute sagte er sogar: wenn du bei mir bliebest, ich glaube, ich würde um deiner Gesundheit willen, die verdammte Wirthschaft aufgeben. Er sah mich dabei so scharf an, als hätte er in dem hintersten Grunde meiner Seele lesen wollen. Ich schwieg, und schlug die Augen nieder, aus Furcht, sie möchten mein Mißtrauen verrathen. Offenbar wollte er mich auf die Probe stellen; es muß ihn aber gereuet haben, denn gleich darauf sprach er von meiner Reise, und zog einen Dukaten aus der Börse. Hier hast du Zehrgeld, denn ich will nicht haben, daß Rothe etwas für dich auslege. Doch alles dieses kann ich dir ja mündlich erzählen. Nur noch zwei Nächte . . . . . .

Agathe.

Sechszehnter Brief.

Anstatt es noch einmal umsonst zu versuchen, den Wohlthätern meiner Seele meinen Dank zu stammeln, will ich dir, meine Schwester, die Geschichte meiner Rükreise erzählen. Auch deiner Mutter und dir ist die Veränderung nicht entgangen, die ich seit einiger Zeit in dem Betragen meines Vaters wahrnahm. Dieses kann dir allein meine Erzählung glaublich machen.

Kaum hatte ich meine theuren Begleiter aus dem Gesichte verloren, als ich, mit noch nassen Augen, mich an meinen Vater wandte, und ihm meinen Dank für die Freude wiederholte, die er mir verschafft hatte. Es wird nur auf dich ankommen, mein Kind, diese Freude noch mehr als einmal zu geniessen. — „Mein Kind;“ so hatte er mich noch nie genannt. Mit gerührtem Herzen ergriff ich seine Hand, die den Zügel des Pferdes hielt, und drükte sie an meine Brust. Sprechen konnte ich nicht. Ich bin mit dir zufrieden, sagte er nach einer Weile, und habe keinen andern Wunsch, als dich glüklich zu machen. Gestehe mir aufrichtig, liebst du den Albrecht? Denke dir meine Verwirrung! — Ich hoffe ihn lieben zu können, antwortete ich leise. — Du hofft es? Wenn du es nicht gewiß weißt, so ist es ein gewagter Handel. — Ich schwieg. Er schwieg auch, und schien, in Gedanken versenkt, mit sich selbst uneins zu seyn. Endlich überwand er sich; ich muß es be-

TAYLOR INST. O.

kennen, sagte er, ich gieng in der Sache ein wenig rasch zu Werke; der verwünschte Pfaffe hatte mich überrumpelt. Ich glaube bei Gott! du stichst ihm eben so sehr ins Auge, als seinem Bruder. — Nach einer abermaligen Pause fuhr er fort: ich muß dir doch sagen, was mir in deiner Abwesenheit mit den Leuten begegnet ist. Gleich am Dienstage besuchten mich die beiden Brüder. Der Krämer hatte den Aufsaz des Ehekontrakts bei sich, und gab mir ihn zu lesen. Ein sauberer Wisch; er verlangte darin, daß ich dir die dreitausend Gulden, die ich in seinem Gewerbe habe, als dein mütterliches Eigenthum, zur Mitgift verschreiben sollte. Das verdroß mich; es war nicht an ihm, sondern an mir, deine Mitgift zu bestimmen. Zudem wußte er ja, daß mein ganzes Vermögen ein erworbenes Gut ist. Allein der schlaue Fuchs fürchtet, ich möchte wieder heirathen. Wir geriethen in einen heftigen Wortwechsel. Der Pfaffe nahm die Partei seines Bruders, und ..... Hier sah mein Vater mich an. Mein Herz pochte; mein Athem blieb zurük; mir war, als stünde ich vor einem Glüksrade, aus dem das verschlossene Loos meines Schiksals herausfiel. Ich weis nicht, was er in meiner Miene las. Kurz, Agathe, sprach er, ich lasse dir deinen freien Willen, allein ich zweifle, ob du mit Albrechten glüklich seyn werdest. Der Mensch ist sehr interessirt, und wenn er mein Schwiegersohn wird, so sehe ich voraus, daß ich manchen

Spuk

Spuk mit ihm haben werde. Das Beste wäre, wir schikten ihm seinen Ring und seinen Ziz zurük, und machten dem Spiel ein Ende. Du bist noch wohl einer bessern Partie werth; was meinst du, mein Kind? Ich war auf der Folter; nicht die Stimme der Liebe, aber die des Gewissens hielt meine Antwort zurük. Ich war unschuldig am Eheverspruch; auch an der Lossagung wollte ich unschuldig seyn. Meiner Bestürzung ohngeachtet sah ich dennoch ein, daß mein Vater mehr um seinetwillen, als meines Glückes wegen, brechen wollte. Dieses bestimmte meine Antwort: es ist meine Pflicht, alles zu vermeiden, was meinem Vater Verdruß machen kann. — So recht! erwiederte er, indem er mir mit einer beinahe fürchterlichen Freude einen Kuß auf den Mund drükte. Morgenden Tages will ich den jungen Herrn abfertigen.

Wirklich hat er mir heute Albrechts Geschenke abgefodert, und sie, von einem Briefe begleitet, zurükgeschikt. Er wollte mir ihn zu lesen geben. Ich lehnte es ab, und er schien mit meiner Weigerung sehr zufrieden. Vielleicht hätte ich dennoch die Wahrheit nicht erfahren, denn ich bemerkte, daß er zwei Papiere vor sich liegen hatte, und das eine zerriß, als ich keine Lust bezeugte, den Inhalt seines Briefes zu wissen.

So wäre denn deine Agathe wieder frei; ob zu ihrem Glük oder Unglük? das weiß der Himmel.

In der That begreife ich nicht, warum dieser Vorgang, der mir vor dem Tode meiner Mutter einen Stein vom Herzen gewälzt hätte, mir jezt so ganz gleichgültig ist. Blos der Umstand, daß ich mir dabei nichts vorzuwerfen habe, verbreitet eine stille Zufriedenheit in meiner Seele.

Agathe.

Siebzehnter Brief.

Bald sollte ich glauben, daß meine Agathe zur Heldin eines Romans bestimmt ist; so rasch, so seltsam wechseln seit einiger Zeit die Scenen in ihrem bisher so einförmigen Leben. Freilich ist man mit achtzehn Jahren erst recht reif zu diesem großen Berufe, und wenn der Knoten sich nur glüklich löset, so kommt es auf ein Paar Abentheuer mehr oder weniger nicht an. Nur bitte ich mir die Ehre aus, eine Rolle darin zu spielen.

Aergere dich nicht, meine Freundin, daß ich die wichtige Begebenheit, die dein vorgestriger Brief mir berichtet, mit so heitern Augen ansehe. Wenn der Geiz die guten Eigenschaften Albrechts verdunkelt, so halten wir es für dein grösstes Glük, daß deine Heirath sich zerschlagen hat. Ein geiziger Ehemann, besäße er auch alle Annehmlichkeiten des Geistes, müßte am Ende ein Tirann für meine Agathe werden, deren Herz keine gröbere Wollust kennet,

als die Wohlthätigkeit, die alle ihre Ersparnisse zu Unterstützung der Leidenden anwendet, und deswegen oft von ihrem Vater hart angelassen wurde. Da auch er das Geld liebt, so wundern wir uns nicht, daß eine Geldsache ihn mit deinem Freier entzweiet hat. Du selbst hast ganz richtig bemerkt, daß er bei der Zurüknahme seines Wortes mehr auf sich, als auf dich sah, und aus eben dem Grunde glaube ich nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß er dabei noch eine andere Spekulation hatte. Behält er dich bei sich, so erspart er sich eine Haushälterin, oder, deutlicher zu reden, eine Summe von fünfzig Thalern, die nun, so wie deine Mitgift, in seinem Kasten bleibt.

Meine Agathe kniete, wie Isaac, auf dem Opferheerde; ihr Vater, freilich kein Abraham, hatte das Messer gezukt, und eine höhere Hand entriß es ihm, indeß er es von freien Stücken wegzuwerfen glaubte.

Ich schliesse, liebes Mädchen, mit der dringenden Ermahnung deiner Pflege-Eltern, daß du doch ja dein ängstliches Wesen und dein Mistrauen vor deinem Vater verbergen sollst, um ihm keinen Anlaß zu geben, sein Benehmen gegen dich zu ändern. Wende alles an, ihn bei guter Laune zu erhalten. Er müßte ein Unhold seyn, wenn er den Liebkosungen meiner Agathe widerstehen könnte. Gruß und Kuß von uns Allen!

Josephine.

Achtzehnter Brief.

Wir haben alle Beide meinem Vater Unrecht gethan, liebste Josephine, als wir glaubten, daß er aus Eigennuz die ihm angetragene Haushälterin ausgeschlagen habe, und ich halte es für Pflicht, dir deinen Irrthum zu benehmen. Gestern hatten wir den ganzen Tag eine Menge Gäste; mein Vater schien mit Vergnügen die Emsigkeit zu betrachten, womit ich alle zu befriedigen suchte. Als das Haus leer, und er eines Geschäftes halber ausgegangen war, warf ich mich, von der Tagarbeit ermüdet, in seinen Sessel, und schlummerte ein. Das Geräusch, das er bei seiner Rükkunft machte, weckte mich auf, und ich sprang erschrocken aus dem Stuhle.

Bleib, bleib, mein Kind, sagte er, indem er zu mir trat, und mir freundlich die Wangen streichelte. Du darfst nach einem solchen Tage wohl ausruhen. Es gieng heute ein Bischen zu arg her, und ich habe dich bedauert. Aber nur Geduld! du sollst nicht immer so geplagt seyn, ich will dir mit mir bessere Tage verschaffen. Es ist in der Nachbarschaft ein hübscher Hof feil, auf den ich ein Auge habe, und wenn ich das Wirthshaus nicht verkaufen kann, so will ichs verpachten. Dem Albrecht habe ich mein Kapital aufgekündigt; dieses muß mir den Hof bezahlen helfen. Dann, Agathe, wirst du deiner Ruhe pflegen können; du bist meine einzige Erbin, und es wird dir nicht darauf ankommen, einst

ein Paar hundert Gulden mehr oder weniger zu haben.

O, gewiß nicht, lieber Vater, sagte ich, und zum erstenmal in meinem Leben küßte ich seine Hand, die auf meiner Schulter ruhte. Einfältiges Mädel, so mußt du es machen, rief er, und gab mir einen Kuß auf die Wange, den ich, aber freilich nicht so derb erwiederte. Warum wird mir doch bange, wenn er mich küßt! Aus seiner Rede sollte ich schliessen, daß seine Absicht nicht ist, wieder zu heirathen. Der Himmel erhalte ihn bei diesen Gesinnungen! Der bloße Gedanke an eine Stiefmutter verursacht mir Herzklopfen.

Diesen Morgen nach dem Frühstük öfnete er seinen Schrank, und langte einen Pack heraus, der in Papier gewickelt war. Er übergab ihn mir mit den Worten: es ist billig, Agathe, daß ich dir das Geschenk ersetze, daß du dem Albrecht zurükgegeben hast. — Ich war ganz betreten. Nun, so mach es denn auf, und sieh, ob es dir gefällt. — Es war ein sehr schöner Ziz; eben so fein, aber würklich weit geschmakvoller, als jener. Diese Galanterie ist das Unbegreiflichste unter dem Unbegreiflichen, das mir seit einigen Wochen widerfährt.. Der Mann ist umgewandelt; kein böses Wort, keine saure Miene, und, was nicht weniger auffallend ist, seit meiner Rükkunft von Grüningen hat er sich kein einzigesmal im Wein übernommen.

Wie glüklich werde ich seyn, wenn es immer so fort geht! Ich thue, was ich kann, um dem Rathe meiner Pflege-Eltern zu folgen. Die Schüchternheit, die mein Herz von ihm zurükdrängt, ist freilich sein eigenes Werk; indessen suche ich ihm bei jeder Gelegenheit meine Dankbarkeit zu zeigen, bis es mir gelingt, die geheime Gewalt zu besiegen, die mich abhält, ihm mit Zärtlichkeit zu begegnen.

Ich muß abbrechen, meine Schwester. Er ist aufgestanden, und darf weniger als jemals unsern verborgenen Briefwechsel argwohnen. Mit künftiger Post werde ich dir, ohne die gewöhnliche Vorsicht, einige Zeilen schreiben, dich um ein Buch zu bitten.

Agathe.

Neunzehnter Brief.

Wenn du, liebste Freundin, zugleich mit diesem Briefe einen andern erhältst, darin ich dir, oder eigentlich deinem Vater, sage, daß ich dir das Buch bald selber zu überbringen hoffe, so glaube ja nicht, daß ich scherze oder fasle. Es ist mein baarer, lauterer Ernst. Künftigen Freitag wird deine Josephine, von ihrem Bruder begleitet, dich in ihre Arme schliessen.

Da eine Abtheilung der kaiserlichen Armee D . . . . . n und die Gegend von Schönfeld besetzen wird, so hat unser Fürst ihm befohlen, sich

ohnverzüglich an seinen neuen Posten zu begeben. Würklich ist der gute Bruder bei uns, und freut sich beinahe so sehr, als ich auf den Tag unserer Zusammenkunft. Schade, daß wir in Sundheim blos übernachten können. Ich denke, auch wenn kein Schild über eurem Thore hienge, so würde dein Vater, der am Ende wohl gar liebenswürdig werden wird, uns nicht abweisen. Indessen hielt ich es nicht für überflüssig, ihn auf meine Erscheinung vorzubereiten, damit meine Agathe nicht nöthig habe, ihm ihre Freude zu verbergen. Meines Bruders erwähnte ich mit keinem Worte. Ich will das Vergnügen haben, die großen Augen zu sehen, womit dein Vater den stattlichen Herrn Amtmann, den er nur als Knabe kannte, anstaunen wird.

Alles, was ich dir auf dein Leztes zu antworten hätte, verspare ich auf unsere mündliche Unterredung. Mache dich nur auf eine schlaflose Nacht gefaßt. Es versteht sich, daß ich kein anderes Bett, als das deinige haben werde.

Josephine.

Zwanzigster Brief.

Unmöglich, meine Agathe, kann ich unsern Fuhrmann zurükreisen lassen, ohne ihm ein Paar flüchtige Zeilen an dich mitzugeben. Unsere Reise war sehr angenehm; wie konnte sie es nicht seyn, da wir uns am Nachgenusse des schönen Abends lab-

ten, den wir an der Seite meiner Agathe zugebracht hatten? Ich sage: wir; denn mein guter Karl theilte alle meine Gefühle; er kennt den Werth meiner Freundin, und nicht aus meinen Erzählungen, sondern aus ihren eigenen Briefen lernte er ihn kennen.

Du wirst doch nicht zürnen, meine Agathe, daß ich ihm, dem besten Bruder, bei seinem Aufenthalt in Grüningen, deine Briefe zu lesen gab? Die Klugheit und die Sorge für seine Ruhe würden mir diese Mittheilung verboten haben, wenn die junge Heldin, deren Kämpfe und Siege sie schildern, deren reine, zarte Gefühle sie enthüllen, damals noch Braut gewesen wäre. Nun aber konnte mich nichts abhalten, dem Drange meines Herzens zu folgen, und ich bereue es nicht, ihm gefolgt zu haben.

Noch ist es nicht Zeit, dir meinen Lieblingsplan zu offenbaren, allein der Wunsch, von dir bevollmächtigt zu seyn, in der Stille an deinem Glücke zu arbeiten, diesen heißen, schwesterlichen Wunsch darf ich dir nicht verbergen. Seine Erfüllung soll dir keinen Kampf, und deinem Vater keine Mitgift kosten. Wenn wir erst hier einheimisch geworden sind, und auf etwas anders, als auf die Einrichtung unserer Wirthschaft, denken können, dann, meine Freundin! will ich den jezt abgebrochenen Faden wieder aufnehmen.

Das hiesige Amthaus ist vortreflich gelegen; es

steht auf einer Anhöhe, die, als wir uns ihr näherten, eben von den schrägen Strahlen der Abendsonne beleuchtet wurde. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich das ehrwürdige, gothische Gebäude in seiner feierlichen Majestät zwischen den hohen Linden hervorragen sah, die es, wie eine Leibwache, umzingeln. Der Schulze und die ganze Gemeinde empfiengen uns am Eingange des schönen Dorfes, und ein Paar weißgekleidete, niedliche Bauermädchen überreichten dem Herrn Amtmann und seiner Schwester beim Aussteigen einen Blumenstraus. Noch sind wir frei von Einquartierungen, allein morgen oder übermorgen sollen die Vorposten eintreffen. Ich wollte dir nur ein Billet schreiben, meine Agathe, und siehe da! es ist eine Epistel daraus geworden. Ich will dem Fuhrmann einschärfen, daß er sie bei unserem braven Rothe abgeben soll. An deinen Vater trage ich ihm unsere Grüße auf. Ein Paar Runzeln ausgenommen, die bei Tische von Zeit zu Zeit seine Stirne umwölkten, war ich ganz wohl mit seinem Gesichte zufrieden.

Lebe wohl, meine Schwester! ich drücke dich an mein Herz, und mein Bruder küßt dir ..... die Hände, meint er, soll ich sagen, und ich sage: die Wange, diese lichte Atlaswange, die so schön erröthete, wenn ers wagte, dich anzublicken. Er wollte meinen Brief lesen, allein das darf nicht seyn.

Josephine.

Einundzwanzigster Brief.

Ich schreibe dir, liebe Josephine, mit blutendem Herzen. Euer Fuhrmann sollte mir einen Brief von dir zustellen, und den hat mein Vater aufgefangen. Er und ich waren in der Stube, als der Mensch ankam. Er richtete eure Grüße aus, und während ich ihn ausfragte, gab er mir einen Wink, den mein Vater bemerkt haben muß. Als er seine Pferde versorgt hatte, fragte er Marianen nach Rothens Wohnung. Das Mädchen zeigte sie ihm unter unserer Hausthür. Er gieng hin, kam aber nach einigen Minuten wieder. Es fieng schon an zu dämmern.

Kaum war er zurük, so verließ mein Vater die Stube; diesen Augenblik benuzte der Fuhrmann, um mir zu sagen, daß er Rothens kleiner Tochter einen Brief für mich zugestellt habe. Ihn selber traf er nicht an. Nach einer Weile kam auch mein Vater wieder in die Stube, und ließ dem Menschen etwas zu essen bringen. Indem er aß, erzählte er uns, mit der Theilnahme eines guten Herzens, wie freudig der Herr Amtmann von den Schönfeldern empfangen worden. Nach einem Stündchen gieng der Mann zu Bette, und verreiste diesen Morgen mit dem Tage. Mein Vater hatte mir verboten, aufzustehen, und Marianen befohlen, ihm sein Morgenbrod zu geben.

Da er den ganzen Vormittag zu Hause blieb, so

konnte ich nicht zu Rothe gehen; nach Tiſche aber, da mein Vater mit einem Fremden im Geſpräche war, ſchlich ich mich davon. Der gute Rothe erblaßte, als er mich erblikte. — Ich kann wahrlich nichts dafür, ſagte er. Kaum hatte das Mädchen den Brief empfangen, ſo kam Ihr Vater, und forderte ihn, in Ihrem Namen, ab. Das Unglük war, daß ich gerade nicht daheim ſeyn mußte.

Wie könnte ich dir beſchreiben, was in mir vorgieng! Mir war, als ob eine unſichtbare Hand mir die Augen öfnete. Mein Vater erſchien mir wieder in ſeiner vormaligen furchtbaren Geſtalt; meine aufkeimende Liebe, mein erwachtes Vertrauen gegen ihn, waren verſchwunden, und was meine Marter vollkommen macht, iſt die Gewalt, die ich von nun an mir anthun muß, um ihm mein Inneres zu verbergen. Als ich wieder herunter kam, fand ich ihn finſter und nachdenkend; bald aber zwang er ſich eben ſo ſehr, als ich mich zwingen mußte; und er that den ganzen Abend freundlich.

Ich habe das Herz nicht, meinen Brief ſelber zu beſtellen. Mariane, der ich trauen darf, ſoll ihn morgen früh, ehe mein Vater aufſteht, zu Rothe hintragen. Gütiger Gott! wo wird es mit mir hinkommen, wenn mir mein einziger Troſt, meine einzige Stüze, der Rath meiner Freundin, entriſſen wird.

Agathe.

Zweiundzwanzigster Brief.

So eben, meine Josephine, kam Mariane vor mein Bett, um mir zu sagen, daß mein Brief besorgt sey. Sie hat mir die heiligste Treue geschworen, die ich nicht unbelohnt lassen werde; und da man aus unserm Hause alles sehen kann, was bei Nothe aus- und eingeht, so soll sie zu ihren Bestellungen immer die Zeit wählen, wo mein Vater nicht bei der Hand ist. So wäre ich nun, wegen unsers Briefwechsels, wieder ruhig, und, um es noch mehr zu seyn, will ich dir seltener, aber desto längere Briefe, in Form eines Tagebuchs, schreiben. Zu einigen Zeilen finde ich immer des Morgens früh ein Viertelstündchen, ohne daß ich fürchten darf, von meinem Vater belauscht zu werden. . . . . .

So viel für heute.

Dienstags den 12ten.

Allmächtiger, gieb mir Kraft! Ach, meine Josephine! warum bist du nicht bei mir?

Deine Agathe ist nichts mehr; nichts! Das Kind, das an der Hand seiner Mutter vor deiner Thüre ein Allmosen bettelt, ist mehr, als sie; unglücklicher ist sie, als sie für möglich hielt, es werden zu können, und dennoch will man sie noch unglücklicher, noch weit unglücklicher machen. Aber dieses soll nicht, dieses wird nicht geschehen. Nicht wahr, Josephine, es wird nicht geschehen? Die Vorsehung kann nicht wollen, daß ich an ihr ver-

zweifle; wenn sie mir keinen Ausweg über der Erde bahnt, so wird sie mir einen unter der Erde bahnen.

Vergieb mir! du weißt ja noch nichts, und ich rede mit dir, als wüßtest du Alles. Ich muß mich wieder auf mein Bette werfen; nein, besser auf meine Knie .....

Dieses Mittel hat mich gestärkt; ich kann die Feder halten. Ich kann dir schreiben, ohne zu fürchten, von ihm überrascht zu werden. Von ihm..... Welchen Namen soll ich hinfort ihm geben?

Freundlicher als noch nie, war er diesen ganzen Morgen. Er leitete ein Gespräch ein, über die zerschlagene Verbindung mit Albrecht, über Aussichten, die ich dennoch hätte. Ich will Alles thun, sagte er, um dich glüklich zu machen, denn ich habe dich lieb, weit lieber, als du glaubst. — Er gab mir einen Kuß; allein wieder küssen konnte ich ihn nicht. Der geraubte Brief lag wie eine eherne Scheidewand zwischen ihm und mir.

Er schien über meine Kälte etwas betroffen, aber schnell nahm er sich zusammen, faßte mich bei der Hand, und führte mich in die Nebenkammer. Ich folgte ihm mechanisch. — Setze dich, Agathe, ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen. Er sezte sich neben mich, und faßte meine Hand von Neuem. Sie zitterte; ich glaubte, er wolle von unserm Briefwechsel mit mir sprechen. Du bist schon lange kein

Kind mehr, sagte er; allein eher als jezt fand ich es nicht nöthig, dir zu sagen, daß du meine Tochter nicht bist.

Ich starrte ihn an, wie ein Blindgeborner, der zum erstenmal Menschen sieht. Hätte ein Wort mir das Leben retten sollen, ich hätte es nicht über die Lippen bringen können. — Du zweifelst, fuhr er fort; ich will dir alle deine Zweifel benehmen. — Gott! war alles, was ich sagen konnte, aber ein Thränenstrom überschwemmte mein Gesicht. Wärest du meine Tochter, fuhr er fort, so könnte ich dich nicht heirathen, und das will ich. Zu einem reichen, glüklichen Weibe will ich dich machen. — Ich erstarrte; ich war nicht ohnmächtig, aber alle meine Pulse standen still. — Fasse dich, mein Kind, du siehst ja, daß ichs gut mit dir meyne. Vielleicht hätte ich dir dein Geheimniß auf immer verborgen, wenn der Tod meiner Frau mir nicht die Freiheit gegeben hätte, dir mehr als Vater zu werden.

Ich schwieg; er schwieg auch, und sah mir mit flammenden Blicken ins Gesicht. Ich suchte mich zitternd von ihm loszumachen. Was zitterst du? sagte er lachend. Es hat wohl eher ein achtzehnjähriges Mädchen einen Achtundvierziger geheirathet, und sich wohl dabei befunden.

Plözlich gieng mir ein Licht auf; ich glaubte mich schon halb gerettet. Wo sind meine Eltern? rief ich. Ich will zu meinen Eltern; ihnen allein gehöre ich

an; sie allein haben über mich zu gebieten. — Die mußt du in der andern Welt suchen, antwortete er höhnisch; deine Mutter starb in Italien im Hospital, und dein Vater . . . . . im Kriege. Doch, wenn er auch noch lebte, so wäre er dennoch todt für dich; er hat deine Mutter verführt und verlassen.

Hier verlor ich die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mein Gesicht und meine Brust mit kaltem Wasser überschwemmt, er stand vor mir, und schien äusserst unruhig. Komm, ich will dich auf dein Stübchen führen. Lege dich zu Bette, liebes Kind, und halte reinen Mund. Kein Mensch darf wissen, was unter uns vorgegangen ist. — Er faßte mich unter den Armen, und brachte mich halbschwebend die Treppe hinauf. Ich warf mich angekleidet auf mein Bett, und er verließ mich mit den Worten: schlafe ein Stündchen und überlege dann, was ich dir gesagt habe. Wenn du vernünftig bist, so wirst du keine lange Bedenkzeit brauchen.

Ich lag einige Stunden, in denen ich mein ganzes Elend empfand, aber ohne Gedanken finden zu können. Jezt öfnete man leise meine Thüre; er war es. Ich stellte mich schlafend; er blieb einige Augenblicke vor mir stehen, und schlich sich dann wieder davon. Dieser Besuch ließ mich die Gefahr einsehen, die ich laufen würde, wenn ich meine Stube nicht verschlösse. Indem ich sie verschloß, fiel mein Ring mir ins Auge. Er rief mir das Bild meiner

ſerm Aufgebot, aber eher nicht, ſollſt du Alles erfahren; das ſchwöre ich dir.

Und ich ſchwöre, daß der Mann, den ich bisher für meinen Vater hielt, ſtets die Geſinnungen eines dankbaren Kindes bei mir finden, aber nie, nie mein Gatte werden ſoll. Ich hatte mich aufgerichtet, indem ich dieſe Worte ſprach, und ich ſprach ſie mit ernſter, feierlicher Stimme, denn in dieſem Augenblicke glaubte ich die weiſſe Traumgeſtalt wieder vor mir zu ſehen.

Der Mann ſtuzte; dieſen Muth hatte er nicht erwartet; er faßte ſich aber bald. Aus was für einem Buche haſt du den Spruch gelernt? Ich will dich nicht beim Wort nehmen. Ob es dir gleich nicht ſchwer fallen ſollte, zu wählen, ob du mein Weib oder eine Bettlerin ſeyn willſt, ſo will ich dir doch noch zwei Tage Bedenkzeit laſſen; alsdann aber muß ich wiſſen, woran ich bin.

Ich wollte ihn, durch meine wiederholte Weigerung, jezt nicht erbittern, und verließ ihn, ohne zu antworten. In mein Stübchen verſchloſſen, verſuchte ich meinen Brief fortzuſetzen. Vieles wirſt du nur errathen müſſen, doch, du wirſt alle Zeit dazu haben. Wer weiß, wann ich dir wieder ſchreiben werde!

Um Mitternacht.

Mein Entſchluß iſt gefaßt; ich werde mich den ganzen Tag krank ſtellen, und in der künftigen Nacht entfliehen. Wohin? — wohin anders, als nach

Grüningen, zu meinen Pflege-Eltern? Dieſe müſſen mir rathen, und meine fernern Schritte leiten. Wenn mein Verfolger erwacht, bin ich ſchon weit von hier, und brauche keine zwei Tage, um meine Freiſtätte zu erreichen.

Donnerſtags den 14ten Abends.

Meine Liſt iſt gelungen. Ich blieb dieſen Morgen im Bette, und trug Mariane auf, ihm zu ſagen, daß ich nicht hinunter kommen könne, weil mir nicht wohl ſey. O, ich log nicht! Ich hatte die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen. Nach einer Stunde kam er zu mir, und, es ſey nun Mistrauen oder Sorgſamkeit, er brachte den Wundarzt mit. Die Angſt über dieſe Erſcheinung muß auf meinen Puls gewirkt haben, denn der Chirurgus fand ihn ſchwach und fieberhaft; er verordnete mir Limonade, und kündigte mir auf Morgen einen Mannatrank an. Ich hoffe, ſagte ich, daß ich ihn nicht brauchen werde.

Mariane bekam Befehl, bei mir zu wachen. Ein neuer Schrecken. Ich behielt ſie bis nach Mitternacht bei mir, dann ſchikte ich ſie zu Bette. Es bleibt mir eben noch Zeit, mein Tagebuch zu ſchlieſſen, das ich auf die nächſte Poſt legen werde.

Ich bin reiſefertig. Meine Brieftaſche und mein lieber, ſchöner Kempis iſt alles, was ich mit mir forttrage. Der Wächter ruft zwei Uhr; dieſes iſt meine Stunde. Wo biſt du, Engel meines Traumes? Gehe du mir voran in deiner Wolkenſäule.

Lebe wohl, meine Schweſter! Bete, o bete, für deine Agathe!

Dreiundzwanzigſter Brief.

Sey mir gegrüßt, meine Agathe, im Aſyl der Freundſchaft! Vor einer Stunde erhielten wir dein Tagebuch, das uns eben ſo viele Schauer als Thränen auspreßte. Kein Wort weiter von ſeinem Inhalt! Ferne ſey es von mir, durch einen Rükblik auf die ſchrekklichen Bilder, den Frieden zu ſtören, den du in den Armen deiner Pflege-Eltern gefunden haben wirſt. Meiner Rechnung nach mußt du geſtern Abends bei ihnen angelangt ſeyn.

Heute bereuete ich es zum erſtenmal, daß ich Grüningen verlaſſen habe; doch wir werden nicht immer getrennt ſeyn. Sind wir nur erſt der läſtigen Einquartierung los, ſo muß, ſo will mein guter Karl mich in deine Arme führen. O, wäreſt du doch zu uns geflohen! auch hier hätteſt du Schuz und Rath gefunden. Doch ich fühle, ich ehre die Gründe, die dich anders beſtimmt haben. Du wollteſt deinem Verfolger auch nicht den entfernteſten Anlaß zur Verläumdung geben.

Ich vergaß dir zu ſagen, daß auch dein vorlezter Brief mir richtig zugekommen iſt. Vielleicht iſt der meinige, den der Nichtswürdige auffieng, ſchuld, daß er die Maske um einige Tage früher abnahm. Einige Ausdrücke deſſelben mußten ihn einen Plan arg-

wöhnen lassen, der den seinigen durchkreuzte. Schon in der Todesstunde seiner Gattin mag er dich zu ihrer Nachfolgerin bestimmt haben. Darum hinderte er sie, ihr leztes Wort mit dir zu sprechen, das vielleicht eine Offenbarung gewesen wäre; darum wollte er dich so hartnäckig von ihrem Sterbebett entfernen; darum zerriß er die Heirath mit Albrechten; darum spielte er den Freundlichen, den Gefälligen, den Freigebigen.

Freue dich, meine Schwester, daß du den Elenden nicht mehr Vater nennen darfst. Denn wärest du auch seine Tochter geblieben, so würde Unglük dein Loos gewesen seyn; er würde dich dem Wenigst-Bietenden verkauft haben. So bist du zwar eine Waise, aber frei, und wer meine Agathe nicht ohne Mitgift heirathen will, der ist ihrer nicht werth.

Ich werde jede Minute zählen, bis ich das Blatt erhalte, das mir deine Ankunft in Grüningen ankündigt. Ganz und ewig deine

Josephine.

Vierundzwanzigster Brief.

Den 15ten.

„Du bist keine Waise!" sagte die Erscheinung, und sagte wahr. Kein Bild meiner Phantasie, auch kein Schatten aus dem Todtenreiche war es; nein, meine Josephine! es war meine Mutter, meine wahre Mutter. Sie lebt, ich habe sie gefunden, und

welche Mutter! meine Freundin, welche Mutter! und in welchem Augenblicke fand ich sie! O, ich bin seit gestern das Glüklichste unter den Geschöpfen des Allbeglückers! So bald ich meinen Gedanken und Gefühlen Worte geben kann, sollst du Alles erfahren. Jezt nur dieses Blättchen, um dich über mein Schiksal zu beruhigen. Lebe wohl, meine Schwester, und wie du deine Agathe geliebt hast, so liebe hinfort deine Leopoldine. Meine Adresse ist: bei Madam Lindner in Thalheim.

Fünfundzwanzigster Brief.

Unmöglich, meine Freundin, kann deine Ungeduld, die Wunder meiner Verwandlung zu erfahren, größer seyn, als die meinige, sie dir zu erzählen. Allein eher als heute konnte ichs nicht versuchen. Schon zweimal sezte ich die Feder an, und sprang wieder von meinem Stuhl auf in die Arme der Göttlichen! O, meine Freundin! welche Wollust ist es, am Herzen einer Mutter zu ruhen, und ihre Freudenthränen aufzuküssen! Ich muß mich oft in ihre Arme werfen, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Guter Gott! hätte ich mein Glük ahnen können, als ich mit klopfendem Herzen verwichenen Freitag mein Stübchen verließ, um meinem Verfolger zu entfliehen. Ich erbebte vor meinem eigenen Fußtritt. Als ich an der Küche vorbei schlich, hörte ich das

Gitter eines Heimchens, und glaubte mich verrathen. Ich flog über den Hof. Sultan stürmte bellend auf mich zu. Ich nannte ihn leise bei seinem Namen, und er erkannte mich. Er machte mir seine gewöhnlichen Liebkosungen; ich reichte ihm das Brod hin, das ich zu mir gesteckt hatte; er nahm es nicht an, und lekte mir die Hand. Ich weinte. Warum sollte ich mich schämen, es dir zu sagen? Ich küßte das gute Thier, das mich meiner Reisezehrung nicht berauben wollte. Er begleitete mich bis an die Hinterthüre des Gartens, und ich entschlüpfte glüklich auf den Fußpfad, der nach der Straße führt. Es war mondhell; ich eilte, was ich konnte, um vor dem Anbruche des Tages einen Vorsprung von einigen Stunden zu gewinnen. Jedes Lüftchen, das in den Bäumen rauschte, oder die vollen Aehren hin und her wiegte, beflügelte meine Schritte. Es fieng an zu tagen, als ich den Wald erreichte, der mir den Kirchthurm von Sundheim aus den Augen rükte.

Gleich, als ob ich nun selber unsichtbar geworden wäre, gieng ich unbesorgter und langsamer meine Straße, und ergözte mich am Morgengesange der Vögel, der mir von allen Bäumen entgegen schallte. Doch bald ward ich in meinem Vergnügen gestört; ich sah von weitem einen Karren mir entgegen kommen, auf dem eine Weibsperson saß. Ich drükte meinen Strohhut tief in die Augen, und sezte meinen Weg fort. Kaum war ich hundert Schritte wei-

ter, so rief das Weib von dem Karren mir zu: Ei, sieh da! Jungfer Agathe! wohin so früh? — Schaudernd erkannte ich die Stimme unserer Köhlerin. Ich war entdekt, und konnte ihr nicht mehr ausweichen. Ich stand einen Augenblik still, um Muth zu sammeln. Indessen kam sie näher. Ich gieng frisch auf sie zu, und bot ihr einen guten Morgen. Sie wiederholte ihre Frage. Ich habe, erwiederte ich, ein Geschäft im nächsten Dorfe. — O, da hat Sie noch eine gute Stunde zu gehen. Es ist doch nicht hübsch von Ihrem Vater, daß er Sie so allein und zu Fusse reisen läßt. Weiß Sie nicht, braucht er Kohlen? — Ich glaube es nicht, war meine Antwort. — Ich will im Vorbeigehen anfragen, sagte sie, und verfolgte ihre Straße.

Nun war ich verrathen. In drei bis vier Stunden konnte er mich einholen. Bisher hatte ich gehofft, daß er mich eher auf dem Wege nach Schönfeld aufsuchen würde. Ich lief, was ich konnte, um das Dorf zu erreichen, wo ich ein Fuhrwerk zu mirthen gedachte. Ein kalter Angstschweiß rieselte mir von der Stirne. Nach einer halben Stunde war ich von Schrecken und Müdigkeit so erschöpft, daß ich mich am Ausgang des Waldes unter einen Baum niederwarf, und mein Brod hervor langte. Als ich es verzehrt hatte, versuchte ich mehrmals, mich aufzurichten. Es war mir unmöglich. Ich hob meine Hände gen Himmel, und zerfloß in Thränen.

Wie lange ich in dieſem peinlichen Zuſtande hinbrütete, weiß ich nicht. Jede Minute ſchien mir eine Stunde. Endlich ward ich durch einen heranrollenden Wagen aus meiner Betäubung aufgeſchrekt. So wenig es möglich war, ſo glaubte ich dennoch, es ſey mein Verfolger. Ich kroch hinter einen Buſch, und befahl mich dem Allmächtigen.

Jezt fuhr der Wagen vorüber. Es war eine leere Poſtkaleſche. Halt! halt! rief ich dem Poſtillon zu, indem ich mich mit meiner lezten Kraft aufrecht hob. Der Menſch hielt ſtill; ich taumelte zu ihm hin, und bot ihm einen Gulden an, wenn er mich aufnehmen wollte. Ich dachte nicht einmal daran, ihn zu fragen, wo ſein Weg hingienge. Meinetwegen! ſagte er, und half mir einſteigen. Er fuhr ſo wacker zu, als ob er gewußt hätte, daß eine Flüchtige ihm ihr Schikſal anvertraute. Ich hielt mich für gerettet. Mein Herz zerſchmolz im ſüßeſten Dankgefühl gegen die Vorſehung.

Wo wollen Sie denn hin? fragte endlich der Poſtillon, der ſich bisher einigemal ſchweigend nach mir umgeſehen hatte. — Nach Grüningen. — Nun ſo können Sie immer eine Meile, bis an die Wegſcheide, mit mir fahren. — Gut! mein Freund! Ich bezahlte ihn voraus, und knüpfte von Zeit zu Zeit ein kleines Geſpräch mit ihm an. So erfuhr ich, daß noch denſelben Abend die Briefpoſt nach D...n bei ſeiner Station vorbei kommen würde. Ich empfahl

ihm mein Tagebuch, und begleitete es mit einem so guten Trinkgelde, daß ich an der richtigen Bestellung nicht zweifeln darf.

Ich hatte nun wieder Kräfte gesammelt, und sezte meine Wanderung leichten Fusses fort. Mein Vorsaz war, im Flecken Thalheim meinen aufgewachten Hunger zu stillen. Schon hatte ich den Ort im Gesichte, als ein entferntes Getöse mich bewog, zurük zu sehen. Ich erblikte ein Kariol, das mit der Schnelligkeit des Blizes heran jagte. Eine fürchterliche Ahnung beschleunigte meine Schritte. Ich sah mich noch einmal um, und erkannte meinen Verfolger, der mit wüthender Gewalt auf seine Pferde lospeitschte. Ich war noch fünfzig Schritte von einem Hause, das in einer kleinen Entfernung von dem Flecken liegt. Ich flog voll Verzweiflung darauf zu, und klopfte mit lautem Geschrei mächtig an die Thüre. Das Karriol hatte das Haus erreicht, als die Thüre aufgieng, und eine Gestalt in weisser Kleidung vor mir stand. Kaum erblikte sie mein Verfolger, der eben aus dem Karriol springen wollte, so warf er sich auf seinen Siz zurük, lenkte um, und jagte spornstreichs davon.

Ich lag zu den Füssen meiner Retterin, und hielt ihre Knie umklammert. Stehen Sie auf, mein Kind, sagte sie mit sanfter, mitleidiger Stimme, indem sie mich aufrichtete. Ich sank in ihre Arme. Sie führte mich in ein nahgelegenes Zimmer, auf ein

Kanape. Ich ſank in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, ſah ich ſie vor mir ſtehen; ihr Geſicht war blendend weiß, ohne einige Farbe; unausſprechliche Güte ſtrahlte aus ihrem Blicke. So erſcheint der Engel des Friedens am Sterbebette des Gerechten. Eine Magd brachte eine Brühe, die ſie ihr abnahm, und mir darreichte. Ich fühlte mich geſtärkt, und der erſte Gebrauch meiner Stärke war, daß ich mich ihr noch einmal zu Füſſen warf: O, Sie! wie ſoll ich Sie nennen? Abgeordnete des Himmels! rief ich; Sie haben mir mehr als mein Leben gerettet. — Sie faßte mich in ihre Arme, und ſezte ſich neben mich. — Beruhigen Sie ſich, liebes Kind, ſagte ſie; und erſt, wenn Sie es ohne Gemüthserſchütterung thun können, erzählen Sie mir von Ihrem Schikſal, was ich wiſſen darf. Ich laſſe Sie nicht von mir, bis Sie ſich gänzlich erholt haben. — Ich nahm, oder vielmehr ich ſtahl ihre Hände, und bedekte ſie mit Küſſen und Thränen. Ich konnte nicht ſprechen, aber ich erhob meine Seele in der Stille zu dem, der mir ſeinen Engel geſandt hatte.

Sie überließ mich meinen Gefühlen. Aber von Zeit zu Zeit heftete ſie einen ſeelenvollen Blik auf mich, der mein Innerſtes durchdrang, und ich bemerkte, daß ſie dann einen aufſteigenden Seufzer unterdrükte. Indeſſen ward es Mittag. Ich mußte mich mit ihr zu Tiſche ſetzen; ich fühlte mich ſo ge-

stärkt, daß ich glaubte, meine Wallfahrt fortsetzen zu können. Ich eröfnete ihr mein Vorhaben; sie bat mich, diesen Tag noch bei ihr zu bleiben; ich bedürfe, sagte sie, noch der Ruhe, und zudem hätte ich sie einigen Aufschluß über die Begebenheit, die uns wundervoll zusammenführte, hoffen lassen. — Den kann ich Ihnen mit wenigen Worten geben, erwiederte ich. Ich bin eine Waise; der Mann, der mich jezt verfolgte, hatte mich aufgenommen. Seit dem Tode seiner Gattin verlangte er mehr von mir, als kindliche Dankbarkeit; er verlangte meine Hand, die mein Herz ihm versagte. Meine Weigerung brachte ihn auf, und nichts als die Flucht konnte mich vor seinen Verfolgungen retten.

Du siehst, meine Josephine, daß ich zwar die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit, sagte. Nicht aus Mistrauen verschwieg ich sie, aber ich fürchtete, in den Augen meines Schutzengels als eine Abentheuerin zu erscheinen. Sie blikte mir liebreich ins Auge. — Ist etwa das Herz, das ihm die Hand verweigerte, nicht mehr frei? — So frei, versezte ich, daß, wenn ich keine Freunde hätte, mein einziges Verlangen ein Kloster seyn würde, so wenig ich in glüklichern Tagen Beruf dazu fühlte.

Wir standen vom Tisch auf. Nun erst sah ich mich in der heitern, reinlichen Stube um; sie war mit mehreren vortreflichen Miniaturgemählden aus-

geziert, die ich eines nach dem andern betrachtete. Sie sind eine Liebhaberin von Gemählden, sagte ich?

Eine leidenschaftliche Liebhaberin, antwortete sie, und oft gar eine Mahlerin.

Plözlich fiel mir mein Kempis ein. Du erinnerst dich, meine Freundin, des Bildes der knienden Andacht, das auf die eine Aussenseite der lackirten Decke gemahlt ist, und des Namenszuges A. L., der, mit einem Blumengewinde umschlungen, die andere ausfüllt. Dein Oheim nannte das Gemählde ein Meisterstük. Dieses Büchlein, dachte ich, kann ihr vielleicht Vergnügen machen. Ich zog es hastig aus der Tasche. O, so erlauben Sie mir, rief ich, Ihnen ein kleines Denkmal meiner Dankbarkeit zu hinterlassen.

Sie öfnete das Futteral. Plözlich überstrahlte ein glühendes Roth ihr blasses Gesicht.

Wo haben Sie das Buch her? rief sie hastig; es war mein! — Ich erschrak. Von meiner Mutter, sagte ich in der Verwirrung.

Wo ist sie? wie heißt sie? — Alle ihre Muskeln zukten.

Sie ist todt. Ihr Name steht auf der Decke: Agathe Leonhard.

Leonhard! Leonhard! Ha, der Barbar! wo finde ich ihn? — Der heftigste Unwille mahlte sich in ihren Zügen.

Er wohnt in Sundheim. Wir haben ihn gese-

hen. Es ist eben der Mann, aus dessen Händen Sie mich gerettet haben.

Plözlich fiel sie mir um den Hals und preßte mich mit krampfhafter Gewalt an ihren Busen: ach, mein Kind! mein wiedergefundenes Kind! Zahllose, feurige Küsse begleiteten ihre Worte.

Ich lag unbeweglich in ihren Armen. Ein Gefühl, das ich Schrecken nennen muß, hatte mich versteinert. Ich glaubte, sie rede irre, und duldete ihre Liebkosungen, ohne sie zu erwiedern. Nun bemerkte sie meine scheinbare Kälte. Ihre Arme erschlafften, ohne mich frei zu lassen.

O, so küsse doch deine Mutter! Soll sie auch am Busen ihres Kindes unglüklich seyn?

Ein Thränenstrom überschwemmte ihre Wangen; er schmolz mein erstarrtes Herz. Der Name Mutter ertönte wie die Stimme des Todtenweckers in meinem Busen. Ich umschlang sie mit meinen zitternden Armen. Ich sog ihre Thränen von ihren heissen Wangen; ich klebte meine Lippen auf ihren Mund. Lange dauerte diese stumme Entzückung, wofür die Erde keinen Namen hat. Die Schläge unsrer Herzen ersezten uns die Sprache.

Mutter! war das erste Wort, das meine Zunge wieder stammeln konnte. Sie fiel auf ihre Knie. Dank sey dir, rief sie, mit gen Himmel erhobenen Händen, daß du mich noch hienieden es hören liessest, dieses bittersüße, heilige Wort! Zum erstenmal

hör ich es aus dem Munde meines Kindes, Gott! meines Kindes! Sie sprang auf, und stürzte sich von Neuem in meine Arme. Ach! meine Tochter, meine Leopoldine!

Bei dem Namen Leopoldine bebte ich zurük. Der Himmel verschloß sich wieder vor meinen Augen; ich wurde neuerdings eine Waise. Leopoldine! sagte ich lautweinend; ach! ich heisse nicht Leopoldine. Ich heisse Agathe.

Sie erstarrte. Todesbläße überzog ihr Gesicht; doch schnell überströmte die Farbe der Freude ihre Wangen wieder: du bist meine Leopoldine, rief sie frohlockend. Der Betrüger hat dir den Namen seines Weibes gegeben, um sein Bubenstük desto besser zu verbergen. O, gewiß hat er mich erkannt, sonst hätte er seine Beute nicht in dem Augenblik fahren lassen, da er im Begriffe war, sich ihrer zu bemächtigen. Ja! ja! du bist meine Leopoldine. Keine Gewalt, weder der Erde noch der Hölle, soll dich mir streitig machen.

Als ob sie mich zum zweitenmal wieder gefunden hätte, umschlang sie mich nun von Neuem, und ich, mein Gesicht in ihren Busen verbergend, wiederholte den süßesten aller Namen mit neuem Entzücken. Du bist keine Waise, so ertönte die himmlische Stimme wieder in meiner Seele. Alles ward Licht um mich her, und ich glaubte das Unbegreifliche meiner Verwand-

lung so fest, wie ich das Unbegreifliche der Religion glaube.

Von ungefähr erblikte ich das Werkzeug der Vorsehung, meinen Kempis, der meiner Mutter entfallen war. Ich hob ihn von der Erde auf, und drükte ihn an meinen Mund, an mein Herz. Das Gemählde ist von meiner Hand, sagte sie, und der Name ist mein Name: Auguste Lindner.

Nun fiel mir ein, daß meine vermeinte Mutter, als sie mir das Büchlein schenkte, mir ernstlich einschärfte, es ja vor dem Vater nicht sehen zu lassen. Auch dieser kleine Umstand befestigte meine Ueberzeugung.

Genug, meine Josephine! mehr als genug, um dein Schwesterherz mit neuer Wonne zu berauschen. Bedenke, wie viele Stunden ich der Hochgeliebten zu ersetzen habe!

Aber was Agathe dir war, das bleibt dir auf ewig

Leopoldine.

Sechsundzwanzigster Brief.

Mit Freudenthränen, meine Freundin! habe ich die Blätter gelesen, die mir dein wunderbares Schikksal erzählen. Wie könnte ich sie anders beantworten, als mit Freudenthränen? O warum können sie nicht, anstatt auf dieses Blatt zu fliessen, auf deinen Busen und auf die Hand des Schutzengels fallen,

dem

dem meine Agathe so werth ist, durch das heiligste aller Bande anzugehören; meine Agathe . . zum leztenmale gebe ich dir diesen Namen, der mir so lieb war, um ihn künftig mit einem andern zu vertauschen, der mir bereits eben so lieb geworden ist.

Mein guter Oheim hatte wohl recht, als er einst sagte: das Leben eines jeden Menschen würde einer Epopöe gleichen, wenn ihm die unsichtbaren Kräfte sichtbar wären, die dem beweglichen Gemählde zur Maschinerie dienen. Jede Seite deiner Geschichte war mir eine himmlische Offenbarung. Noch hast du mir dir mystische Rolle nicht ganz entfaltet, und du kannst die Begierde errathen, womit ich die Fortsetzung erwarte. Das Fragment, das ich besitze, habe ich abgeschrieben, und gestern nach Grüningen gesandt. In diesen Tagen der Unruhe, da die Kriegsflamme uns immer näher kömmt, hätte ich es nicht gewagt, das Original der Post anzuvertrauen.

Auch ich, meine Freundin, beginne eine neue Periode meiner Lebensgeschichte; aber noch fürchte ich mich, dir zu entdecken, was ich mir selbst verbergen möchte. Die Ruhe meines Herzens ist in Gefahr; der Himmel verleihe mir deinen Heldenmuth, um sie zu vertheidigen. O warum bin ich nicht in Grüningen geblieben! Dort würde ich dir nun weit näher, als hier, und sicher seyn vor dem Sturme, der mich bedroht. Lebe wohl, meine Schwester, meine.

Leopoldine! Nie, o das fühle ich, nie war ich so sehr wie jezt, deine Josephine.

Sieben und zwanzigster Brief.

Wohl habe ich dir noch viel zu erzählen, noch viel zu entfalten von der mystischen Rolle, und ich werde es ohne Zurükhaltung thun, wenn gleich meine Josephine, zum erstenmale in ihrem Leben, ein Geheimniß hat für die Schwester ihrer Seele. Um die Stunde, die ich dir weihe, meiner Mutter nicht zu entziehen, bin ich mit der Sonne aufgestanden. Sie kennt meine Josephine schon, sie liebt sie, und auch für meine Eltern in Grüningen theilt ihr dankbares Herz meine Gefühle. Ich höre sie die Thüre des Gärtchens öfnen, das unsre liebliche Wohnung zu einem kleinen Feenschlosse macht. Ich muß sie belauschen. — — —

Mit langsam feierlichen Schritten wandelte sie im Glanze der hervorgehenden Sonne, der ihr Antlitz verklärte; ihre Augen waren gen Himmel gerichtet, ihre Lippen bewegten sich nicht. Sie betete in der Sprache der Unsterblichen. O, gewiß betete sie für ihr Kind. Ich habe sie nun wieder mit forschendem Auge betrachtet. Lächle nicht, meine Josephine, wenn ich in ihrem Gesichte die Züge des Traumbildes wieder zu finden glaube, das mich zu dem grossen Schritte stärkte, der mich in ihre Arme führte.

Magst du mich doch für eine Schwärmerin halten! Die Schwärmerin, die in der Entzückung ihrer Andacht den Himmel offen sieht, ist selig in ihrer Täuschung. Seliger als sie, finde ich auf der Erde, was sie nur jenseits der Sterne findet.

Meine geliebte Mutter hofft dem edlen Führer meiner Jugend mündlich zu danken, sobald ein Plan ausgeführt seyn wird, den sie mit ihrem Freunde entworfen hat, dem einzigen, den sie hier besitzt, der ihr aber jede andere Verbindung entbehrlich macht.

Heliodor, so heißt dieser Freund, ist ein ehrwürdiger Priester aus dem hiesigen Franziskanerkloster; er hat die Hälfte seines Lebens im Getümmel der Welt zugebracht, und sich in eine Zelle geflüchtet, um von seiner beschwerlichen Pilgrimschaft auszuruhen. Diesem Manne verdanke ich die Aussöhnung mit meinem Schicksale, sagte meine Mutter, indem sie mich dem staunenden Greise, als ihre wiedergefundene Tochter, entgegenführte. Er, der Vertraute meines Kummers, sah oft meine Thränen um dich fliessen; es gelang ihm, sie abzutrocknen, aber nicht ihre Quelle zu verstopfen.

Der Patriarch küßte mich auf die Stirne; schweigend sah er meine Mutter und mich wechselsweise an. Als er die wundervolle Begebenheit vernommen hatte, blieb ihm nur der Umstand unerklärbar, daß Leonhard und seine Gattin mir das Geheimniß mei-

ner Geburt so lange verhehlt hatten. Wir müssen es auflösen, dieses Räthsel, sagte er endlich zu meiner Mutter. Da der Elende Ihrem Anblik entflohen ist, so muß er Sie erkannt haben; destoweniger wird er dem Geständnisse der Wahrheit ausweichen können. Ehe man ihn dazu zwingt, muß man den Weg der Güte versuchen, und ich erbiete mich, diesen Versuch anzustellen.

Als er uns verlassen hatte, faßte meine gute Mutter mich in die Arme; ihre Augen schwollen von Thränen, ihre Stimme zitterte. Es ist Zeit, mein Kind, daß ich dich mit meinen eigenen Begebenheiten bekannt mache. Du wurdest mit deiner Mutter das Opfer ihrer Verirrung. Möge der Schmerz, vor ihrem Kinde erröthen zu müssen, ihre letzte Strafe, und ihr Unglük dir eine warnende Lehre seyn.

Erlaß mir, Freundin, die Marter, dir ihre eigene Worte zu wiederholen, die oft durch ihre Thränen und durch meine Seufzer unterbrochen wurden. Auguste war die Tochter eines Kanzleibeamten zu Wien. Ihre Mutter, aus Bayern gebürtig, ward ihr in ihrem sechsten Jahre entrissen. Ihr Vater hatte wenig Vermögen; gleichwohl sparte er nichts an ihrer Erziehung. Man gab ihr Talente, aber keine Grundsätze; man lehrte sie glänzen, ohne ihren Charakter und ihr Herz zu bilden. Ihre natürlichen Annehmlichkeiten, durch die erworbenen erhöht, soll-

ten einſt ihr Glük machen. Sie zeigte eine vorzügliche Anlage zum Zeichnen; ihr Vater hielt ihr den geſchickteſten Meiſter, und ſie machte ſeinem Unterricht Ehre. Von der Reißfeder grif ſie zum Pinſel. Daß ſie auch darin Meiſterin wurde, beweiſen die Gemählde, die jedes Zimmer ihres Häuschens zieren.

Sie hatte ihr ſechzehntes Jahr zurückgelegt, als ihr Vater ſtarb; er hinterließ mehrere Schulden, nach deren Abzahlung ſeiner Tochter nichts als einige Mobilien übrig blieben. Da ſie in Wien keine Verwandten hatte, ſo ward ein Kollege ihres Vaters ihr Vormund. Dieſer nahm ſie unter der Bedingung zu ſich, daß ſie ſeine kleine Tochter im Zeichnen unterrichten ſollte. Auguſte that es, zugleich aber faßte ſie den Entſchluß, ſich durch ihr Talent einen unabhängigen Unterhalt zu verſchaffen. Sie verſuchte, Portraite zu mahlen; in weniger als zwei Jahren bekam ſie mehr Arbeit, als ſie fördern konnte, und es gehörte mit zum guten Tone, ſich von der jungen Künſtlerin mahlen zu laſſen.

Dieſes Gewerb knüpfte ihre Bekanntſchaft mit einem jungen kaiſerlichen Offizier, Namens Bonaldi, aus dem Veroneſiſchen an. Auguſte bezauberte ihn, allein ihr Sieg koſtete ſie ihre eigene Freiheit; dennoch widerſtand ſie ſeinen Sophismen und dem Hange ihres unerfahrnen Herzens, bis er ihr aus Familien-Rükſichten, wie er ſagte, eine Gewiſſensheirath vorſchlug, die er im erſten günſtigen Augen-

blicke förmlich bestätigen wollte. Dieser Antrag machte sie wanken; sie eröfnete ihn ihrem Vormunde; dieser, leichtsinnig oder bestochen, billigte den Vorschlag, und ließ sich nebst einem Lohnlakai, (es war Leonhard, der im nemlichen Hause wohnte), sogar als Zeugen gebrauchen. Man gieng mit Tagesanbruch in eine abgelegene Kirche. Das Brautpaar kniete vor dem Altare nieder, und gelobte sich eine unverbrüchliche Treue.

Zwei Jahre lang genoß Auguste das volle Glük einer Liebe, die sie für rechtmäßig hielt. Ich wurde geboren, und nach dem Namen meines Vaters, Leopoldine, genannt. Im dritten Jahr empfieng Bonaldi einen Brief, der ihm den Tod seines Vaters und zugleich die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Verona ankündigte. Auguste widersetzte sich dieser Reise um so weniger, als Bonaldi sie ihr als das Mittel vorstellte, die öffentliche Anerkennung ihrer Ehe zu beschleunigen. Seine ersten Briefe athmeten lauter Zärtlichkeit. Nach und nach wurden sie sparsamer und kälter; der lezte lautete: wichtige Gründe hätten ihn vermocht, den kaiserlichen Dienst zu verlassen, und einen Antrag einzugehen, neben welchem seine bisherigen Verhältnisse mit meiner Mutter nicht bestehen könnten. Seinen Brief begleitete ein Wechsel von hundert Dukaten, und das Versprechen, ihr jährlich diese nemliche Summe für ihren und ihres Kindes Unterhalt zu übermachen.

Die Schreckenspost brachte meine Mutter an den Rand des Grabes; doch sie war zu größeren Leiden aufbehalten. Kaum hatte sie das Bett verlassen, so beschloß sie den Treulosen aufzusuchen, und ihn an seine Eidschwüre zu erinnern. Leonhard ward ihr Begleiter, und ich blieb, ein schwächliches Kind von fünfzehn Monaten, der Pflege seines Weibes überlassen. Die Unglüklichen erreichte Verona, wenige Wochen, nachdem Bonaldi sich mit einer reichen Erbin aus dieser Stadt verbunden hatte. Auguste schrieb ihm. Die Verzweiflung der Gattin und der Mutter leitete ihre Feder. Leonhard überbrachte den Brief, der unbeantwortet blieb. Meine arme Mutter versank in eine dumpfe Melancholie, die nach wenig Tagen bis zum Wahnsinn stieg. Wahrscheinlich wurde Bonaldi durch Leonhard von ihrem Zustande benachrichtigt. Der Treulose hatte doch noch die Menschlichkeit, sie in das Irrenhaus zu Verona bringen zu lassen, und ein anständiges Jahrgeld für ihre Verpflegung auszusetzen.

Mehr als drei Jahre blieb sie in dieser schauervollen Lage. Der Arzt des Hauses, ein edler, mitleidsvoller Mann, behandelte sie mit besonderer Sorgfalt. Allmählig kehrte ihre Vernunft zurük, und mit ihr das Andenken ihres Kindes. Der Arzt suchte es zu benutzen, um ihre gänzliche Herstellung zu bewirken. Bonaldi war für sie verloren, und sie erlangte die Kraft, ihn zu verachten.

Sie eilte nach Wien, um ihr Kind aufzusuchen. Ihr Vormund war todt, und von Leonhard konnte sie nur soviel erfahren, daß er kurz nach seiner Rükkunft aus Italien, mit seinem Weibe diese Stadt verlassen, und sich nach München gewandt hätte. Man braucht nicht Mutter zu seyn, um sich einen Begrif von Augustens neuen Martern zu machen. Von Furcht und Hoffnung getrieben, flog sie nach München. Auch hier waren ihre Nachforschungen vergebens. Ihre Reisen hatten alle ihre Hülfsquellen erschöpft; sie suchte ihr Talent hervor, und erwarb in Kurzem weit mehr, als ihr täglicher Unterhalt und ihre eingezogene Lebensart erforderten.

Wien hatte ein zu peinliches Andenken bei ihr hinterlassen, als daß sie hätte wünschen können, dahin zurük zu kehren. Doch unterhielt sie einen Briefwechsel mit ihrem ehemaligen Hauswirthe, der die Erkündigungen nach Leonhard von Zeit zu Zeit, aber immer fruchtlos, erneuerte. Länger als zwölf Jahre blieb sie in München unter ihrem Familiennamen Lindner, dem sie am Ende noch ein ganz unerwartetes Glük verdanken sollte. Er brachte sie zufälliger Weise mit der Wittwe eines baierischen Offiziers in Bekanntschaft, die in Thalheim wohnte, sich aber bei dem ersten Einfalle der Franzosen nach München geflüchtet hatte. In ihr entdeckte sie eine Tante, die einzige Schwester ihrer Mutter, deren Daseyn ihr kaum bekannt war, weil die Familie schon vor

vielen Jahren durch das Schicksal getrennt wurde. Diese Tante hatte keine Kinder; sie schenkte Augusten ihre ganze Liebe, und bewog sie, mit ihr nach Thalheim zurük zu kehren. Sie starb vorigen Sommer, und hinterließ ihrer Nichte das liebliche Häuschen, das wir bewohnen, mit einem Einkommen, das sie über alle Bedürfnisse hinaus setzt.

Nun hätte sie glüklich seyn können, wenn es ihr möglich gewesen wäre, zu vergessen, daß sie Mutter war; aber nur ihrem Freunde, jenem wahren Weisen, der vom gewöhnlichen Mönche nichts als das Kleid hat, gelang es endlich, an der Hand der Religion den Frieden in ihr Herz zurük zu führen. Er leuchtet aus jedem ihrer Züge hervor, dieser himmlische Friede, und jeder ihrer Blicke ist ein Segen.

Doch du wirst sie kennen lernen, meine Josephine, du wirst sie bewundern, sie, die ich eine Heilige nennen würde, wenn nicht selbst dieser Name so oft wäre entweihet worden; du wirst die seggekrönte Dulderin an der Heiterkeit des blassen Antlitzes erkennen.

Leopoldine.

Achtundzwanzigster Brief.

Dein Vorwurf kränkt mich, meine Schwester, und würde mich noch mehr kränken, wenn ich ihn zu verdienen glaubte. Nie werde ich ein Geheimniß

für dich haben; allein vor dir zu erröthen, in eben dem Augenblicke zu erröthen, da du dich so hoch über mich erhobst, dazu, ich gestehe es, war ich zu stolz. Lebten wir noch beisammen, so würdest du bereits alles wissen. Das Auge der Freundschaft würde mir mein Geheimniß abgelauscht, und ich würde ihr für ihre Scharfsichtigkeit noch gedankt haben.

Ich liebe einen Mann, von unbestrittenen Verdiensten, einen edlen, tugendhaften Mann, und dennoch kann meine Liebe mich auf immer unglücklich machen. Nicht etwa, weil ich nicht wieder geliebt werde. Ich muß aber fürchten, durch meine Neigung den beiden Personen zu mißfallen, von denen ich abhänge, und ohne deren Beifall auch das höchste Glük keines für mich seyn würde. Kurz, mein Geliebter ist nicht von unserer Religion.

Es ist unser Nachbar, der Amtmann des ritterschaftlichen Dorfes Mayenthal, ein ehemaliger Universitätsfreund meines Bruders. Er besuchte uns gleich nach unserer Ankunft; Carl gab ihm seinen Besuch zurük, und so entspann sich nach und nach ein Verhältniß, das jede Woche inniger wurde. Mir schmeichelte es, die Achtung, die zarte Aufmerksamkeit eines Mannes erregt zu haben, den ich meinem Bruder so ähnlich fand, ihm, der mir so oft den leisen Wunsch entlokt hat: O, möchte der

Unbekannte, den der Himmel mir zum Lebensgefährten bestimmt hat, doch meinem Carl gleichen!

Täglich kam Kleberg mir näher, und ich.... entgegen trat ich ihm nicht, aber auch nicht zurük. Mein Bruder schien diese Annäherung nicht zu bemerken; vermuthlich wollte er die Absichten seines Freundes weder hindern noch befördern. Als mir Kleberg endlich sein Herz öfnete, behielt ich nur so viel Stärke, ihm zu sagen, daß ich aus wichtigen Gründen noch nicht auf einen Antrag antworten könnte, der mir, als ein Beweis seiner Hochachtung, in jedem Falle theuer seyn würde.

Ich glaube meine Schwester, er hat errathen, daß ich diesen Aufschub nicht um meinetwillen begehrte, und eben darum muß die zarte Zurükhaltung, womit er mir seit jenem Tage begegnet, ihn mir um desto schäzbarer machen. Du kannst leicht denken, daß ich mich nicht an meinen Bruder wandte, um mich bei ihm Raths zu erholen. Ich bemerkte schon einige Tage vor Klebergs Erklärung, daß er ihn zu seinem Vertrauten gemacht hatte, und mußte befürchten, daß die Liebe zu seiner Schwester und zu seinem Freunde, daß selbst seine tolerante Denkungsart, der mein Herz so willig beipflichtete, in seinen Augen die Schwierigkeiten vermindern möchte, die sich meinen Wünschen entgegen stellten, und die ich nun erst in ihrer ganzen Stärke erblikte.

Ich schrieb also an meine gute Mutter, und an

meinen zweiten Vater. Ich schüttete mein Herz vor ihnen aus, und legte mein Schikſal in ihre Hände. Schon ſind acht Tage verfloſſen, und ich habe noch keine Antwort. Mein Bruder aber hat, wie ich glaube, einen Brief vom Oheim erhalten. Dieſen habe ich beſchworen, mich nach Grüningen zurück zu berufen, wenn er den Mann, der ſich ihm zum Neffen anbietet, verwerfen möchte. Mit jedem Tage klopft mein Herz bänger, und ſo oft der Bote in unſere Stube tritt, überläuft mich ein Schauer —

Zu ſpät, meine Leopoldine, werde ich gewahr, daß ich nur immer von mir ſpreche, und dennoch iſt es gewiß, daß ich geſtern den ganzen Tag mich ſelbſt, meine Gegenwart, meine Zukunft über den Schickſalen deiner ..... Mutter vergaß. Wie fände ich für ſie ein Beiwort, das mir genügte! Seitdem ich mein Herz fühle, war es noch nie ſo gepreßt, und noch nie habe ich ſo bittere Thränen vergoſſen — Sobald die Antwort von Grüningen einläuft, ſollſt du ihren Inhalt erfahren. Wenn nur der täglich wachſende Strom der Truppen unſern Briefwechſel nicht hemmt!

Joſephine.

Neunundzwanzigſter Brief.

Leonhard iſt ein Böſewicht, meine Joſephine! er will mich zur ſchändlichſten Betrügerin machen.

Gestern Abends kam unser ehrwürdiger Freund Heliodor von Sundheim zurük. Der Nichtswürdige hatte seinen Antrag mit Hohnlächeln angehört. Ich sehe wohl, antwortete er, Sie haben sich von meiner ungerathenen Tochter ein Märchen aufbinden lassen. Von einem Manne Ihres Alters und Standes muß mich eine solche Leichtgläubigkeit wundern. — Kurz, er läugnete alles. Ich wollte, sagte er, das Mädchen mit einem braven, jungen Manne verheurathen: er war der Puppe nicht galant genug, darum ist sie entlaufen. —

Auf den Einwurf, warum er denn im Augenblicke, da er sich meiner bemächtigen konnte, so plötzlich verschwunden sey, antwortete er, er habe im Gebiete einer fremden Herrschaft kein Aufsehen erregen, und lieber meine Reue abwarten, als meine Schande aufdecken wollen. Wir wissen es besser, unterbrach ihn Heliodor, Sie haben die Person erkannt, in deren Arme der Himmel sie führte, und wenn Sie's noch nicht wissen, so will ich Ihnen sagen, daß Leopoldine die Tochter ihrer Beschützerin ist. Er entfärbte sich, und schwieg einige Momente, dann erwiederte er: ich verstehe Sie nicht, und weiß nicht, was Sie berechtigt, ein Verhör mit mir anzustellen. — Es scheint, versetzte Heliodor unwillig, daß Sie ein gerichtliches Verhör vorziehen. Wohlan! es soll Ihnen willfahrt werden. Mit diesen Worten verließ er den abscheu-

lichen Menschen, weil er wohl einsah, daß er in der Güte nichts mit ihm ausrichten würde.

Da Sundheim unter der Gerichtsbarkeit deines Bruders liegt, so ist unser Recht in guten Händen. Aber mein Herz empört sich doch bei dem Gedanken, daß meine gute Mutter und ich gegen den schändlichen Betrüger einen Prozeß führen sollen. Auch bei uns ist jetzt alles in Unruhe; unser Flecken wimmelt von Soldaten, und unsre friedliche Wohnung ist die Herberge eines Uhlanen-Rittmeisters geworden. Durch seine Gegenwart wird unsre Reise nach Grüningen verschoben. Lebe wohl, meine Schwester! Wann werde ich dich anders, als in Gedanken, umarmen können?

Leopoldine.

N. S.

Sie sind uns zuvorgekommen. Gott! welch eine süsse, wonnevolle Überraschung! Ich kam herunter, um meiner Mutter dieses Blatt vorzulesen; da hielt ein Wagen vor unsrer Thür. Meine Pflegeltern, rief ich, und flog ihnen mit einem lauten Freudengeschrei entgegen. Wie könnte ich dir diese Szene beschreiben! und wie wohl thut es mir für dich, daß du sie dir in ihrer ganzen herrlichen Wahrheit vergegenwärtigen kannst! Gleich in der ersten halben Stunde flüsterte, mit einem Blik auf meine Mutter, dein Oheim mir ins Ohr: du hast deiner Freundin nicht zuviel, nicht genug von ihr gesagt, und

deine Mutter..... o, die konnte nicht satt werden, sie zu betrachten.

Nur drei Stunden dauerte ihr Besuch; aber es gibt Jahre, die weniger Stunden haben. Dein Oheim besah mit Kenneraugen die Gemählde unsers kleinen Speisesaals. Was er am meisten bewunderte, war ein Oval mit dem sprechend ähnlichen Bilde meiner Mutter. Sie sitzt mit entblößtem Haupt und fliegenden Haaren unter einer Trauerweide; ihre Blicke sind auf einen welken Blumenkranz geheftet, der auf ihrem Schooße liegt, und den sie mit dem Ausdruk einer herzdurchschneidenden Wehmuth loswindet. Mehrere Blumen liegen schon zerstreut auf der Erde. Der Himmel über ihr ist mit grauen Wolken bedekt, und im Hintergrunde erscheint in einem Cypressenbusch eine Turteltaube, die ihren Kopf unter dem Flügel verbirgt, um ihr leeres, zerstörtes Nest nicht zu sehen. Man glaubt, sie klagen zu hören.

Meine Mutter bemerkte die Rührung, womit dein Oheim an diesem Gemählde hieng; sie nahm es von der Wand, und, indem sie mirs in die Hand legte, sagte sie zu ihm: Was Sie mir vielleicht abschlagen würden, können Sie Ihrer Pflegetochter nicht versagen — Er empfieng das Bild lächelnd aus meinen Händen, und drückte es an sein Herz.

Dreissigster Brief.

Mein Schicksal ist entschieden, liebste Freundin! deine Josephine ist glüklich, so glüklich, daß sie fühlen muß, was sie fühlt, um einen solchen Grad menschlicher Glükseligkeit für möglich zu halten. Die Gesinnungen meines Bruders hast du aus meinem lezten Briefe schon errathen. Gestern kam er mit einem strahlenden Gesicht auf mein Zimmer: wenn du mich gleich nicht zu deinem Vertrauten gemacht hast, sagte er, so weiß ich dennoch alles, und noch mehr als du. Ich fiel ihm in die Arme; ich weinte; denn ich fühlte, daß etwas Wahres in seinem Vorwurfe war. Vergib mir, lieber Carl, sagte ich schluchzend; ehe ich dir mein Herz aufdekte, wollte ich wissen, ob es nicht Pflicht für mich werden würde, sein Geheimniß auf immer zu verbergen. Ich wollte, ich mußte vor allen Dingen den Rath unserer Eltern einholen. An deinem Beifalle, du Lieber, zweifelte ich nicht. — Auch an dem ihrigen darfst du nicht mehr zweifeln, erwiederte er, indem er mir die Urkunden meines Glückes zustellte.

Auch vor Freuden zittert man, meine Leopoldine! das hatte ich noch nicht gewußt. Ich mußte mich niedersetzen; umsonst versuchte ich es, das Siegel zu lösen. Mein Bruder that es. Ich entfaltete die Briefe; ich konnte nicht lesen. Die Buchstaben flimmerten, wie eine Flammenschrift, vor meinen Augen. Soll ich dir sie vorlesen? sagte der gute

Carl,

Carl, und las ..... O, meine Freundin, lauter Worte der Liebe und des Segens! Wie könnte ich dir folgende Stellen aus dem Briefe unsers Pflegevaters vorenthalten?

„Es gibt eine Religionsvereinigung, die in unserer Macht steht — die Vereinigung tugendhafter Herzen; sie ist dem wahren Geiste des Christenthums gemäß, dessen Odem Liebe ist.“

„Die Vorsehung beruft dich, meine Tochter, den Gliedern einer andern Kirche zu beweisen, daß dieser Geist in dir wohnt, und den Wahn zu widerlegen, daß Aberglauben und Intoleranz der unauslöschliche Charakter der unsrigen sind. Bleibe diesem schönen Berufe getreu; so wirst du mehr Gutes stiften, als ein Missionar. Euer Weihrauch, obgleich auf zwei verschiedenen Altären angezündet, wird im Aufsteigen sich vermengen, und eure Liebe wird, im heiligen Sinne der Schrift, ein Band der Vollkommenheit werden.“

An einem andern Orte schreibt er: „Mit blutendem Herzen sah ich oft Eltern, die sich für klug und rechtgläubig hielten, ihre Töchter Freiern überlassen, deren Religion blos aus dem Taufbuche bewiesen werden konnte, indeß sie den rechtschaffensten Mann aus einer andern Kirche mit Abscheu würden abgewiesen haben. Menschen, die so denken, werden mich vermuthlich tadeln. Mögen sie

doch! da die Bibel ihnen fremd ist, so werde ich ihnen aus einem Dichter antworten:

Den Glauben richte Gott;
Der Mensch die Tugend. *)

Mein Bruder hatte seinen Freund von den eingelaufenen Antworten im Augenblicke ihres Empfangs benachrichtigt. In weniger als einer Stunde kam er (ich darf den Ausdruk gebrauchen) auf den Flügeln der Liebe heran geflogen, und ..... doch, was soll ich dir sagen, das du nicht errathen kannst? Kurz der Bund unserer Liebe wurde beschworen.

Noch kann ich mein Glük kaum tragen, und ich würde mich scheuen, es meiner Leopoldine so unverhüllt vor Augen zu stellen, wenn nicht auch sie glüklich wäre. Ein Böswicht wie Leonhard darf deine heitere Ruhe keinen Augenblik stören. Er wird meinem Bruder nicht entschlüpfen können, wie er dem ehrwürdigen Heliodor entschlüpfte ———

So eben läuft die Nachricht bei uns ein, daß die Feinde nur noch drei Meilen von uns entfernt sind. Täglich sieht man einem Treffen entgegen. Möge es doch unsere Besorgnisse endigen!

Dir allein.

Leopoldine ist mehr als jemals meine Schwester, und dennoch kömmt es nur auf sie an, es

*) Que Dieu juge le culte et l'homme les vertus. Dubelloi. im Trauerspiel: Pierre le cruel.

noch mehr zu werden. Selbst das höchste Glük der Liebe hat noch einen Wunsch in meiner Seele zurük gelassen. Ich äusserte ihn gegen Agathen in dem Briefe, den Leonhard auffieng, und seitdem durfte ichs nicht wagen, ihn gegen Leopoldinen zu wiederholen. Ich mußte ihrem Herzen Zeit lassen, sich am Busen ihrer Mutter satt zu freuen, ehe ich hoffen konnte, ein anderes Gefühl darin aufzuwecken.

Ich weiß, du erräthst ihn, diesen Wunsch der Freundschaft, die auch dir das höchste Glük der Liebe versichern möchte. Mein Bruder bietet dir sein Herz und seine Hand an, und ich habe es auf mich genommen, dich zu fragen, ob du ihn bevollmächtigen willst, bei deiner Mutter um den schönen Namen ihres Sohnes anzuhalten. Du kennst ihn, und er kennt dich. Der Abend, den wir auf unserer Hieherreise in Sundheim zubrachten, hat bei ihm vollendet, was deine Briefe an mich begonnen hatten. Er hat ihm die Freundin gezeigt, mit der er sein Leben und jede Freude desselben zu theilen wünscht. Ich ward seine Vertraute, und du mußt mir mehr als einmal angemerkt haben, wie schwer es mir wurde, mein Geheimniß bei mir zu behalten.

Frage dein Herz, meine Leopoldine, ob es der Stimme des seinigen entspricht. Hoffentlich wird es meine Ahnungen, auf die ich mir immer

so viel zu gute thue, nicht zu Schanden machen. Ich bin es schon so lange gewohnt, euch in meinen Visionen mit einander zu vermählen, daß ich eure Bilder nicht mehr trennen kann. Auch ist es bloße Ungeduld und keine Unruhe, womit ich deine Antwort erwarte.

Josephine.

Einunddreissigster Brief.

Scheue dich nicht, meine Josephine, im vollen Schmucke deines Glückes vor deine Schwester zu treten. Dein Glük war ja immer ein Bedürfniß ihres Herzens, und du hast ihr nie ihren Antheil vorenthalten. Ja wohl bin auch ich glüklich, und ich kann dir zu deiner Verbindung keinen bessern Segen geben, als daß der Himmel dich als Gattin so glüklich machen wolle, wie ich es als Tochter bin. Diesen Schwestersegen hoffe ich dir bald in deinen Armen zu wiederholen, denn du weißt doch, daß der Weg nach Grüningen über Thalheim geht, und ich denke, dein Geliebter werde eben so begierig seyn, seinen neuen Eltern persönlich zu danken, als du es seyn wirst, ihnen ihren neuen Sohn zuzuführen; dann will ich meine gute Mutter um die Erlaubniß bitten, euch zu begleiten, um mit euch die Hand zu küssen, die den Freibrief eurer Glükseligkeit ausgestellt hat.

Die Ausſprüche des apoſtoliſchen Mannes mußte ich auf ihr Geheiß dem Pater Heliodor vorleſen. Die Wahrheit zu geſtehen, ich that es mit einiger Schüchternheit. Meine Mutter kannte ihn beſſer. Während ich las, nikte er beſtändig mit dem Kopfe. Den Mann muß ich kennen lernen, rief er zulezt: er hat den ächten Geiſt ſeines Meiſters. Ich habe den Proteſtanten viel, unendlich viel, mehr als das Leben habe ich ihnen zu danken. Es gab eine Zeit, da ich ein Zweifler, und noch weniger als ein Zweifler war. Ein Freund, deſſen Aſche ich ſegne, gab mir einige ihrer Schuzſchriften für die Religion in die Hände, und ſie machten mich zum Chriſten.

Aber doch nicht zum Franziskaner? ſagte meine Mutter lächelnd. — Das nicht. Zum Franziskaner machte mich die Widerwärtigkeit und ein gewiſſer Lebensekel, der, ohne meine Ueberzeugung, mich anſtatt in ein Kloſter, in einen Fluß geworfen hätte. Noch einmal: den Pfarrer zu Grüningen muß ich kennen.

Beilage.

Noch vor zwei Tagen, meine Schweſter, hätte ichs für unmöglich gehalten, daß es in meinem ganzen Leben einen Augenblik geben könne, da Leopoldine es als ein Unglük anſehen würde, nicht mehr Agathe zu ſeyn. Ich will mich nicht ſtärker, nicht reiner machen, als ich bin. Ja, meine

Freundin, dieser entsezliche Gedanke blizte mir gestern durch die Seele. Der Name Auguste, den ich, auf meine Knie stürzend, aussprach, vertrieb das hölliſche Gespenſt; auf immer, das hoffe ich, ſonſt würde ich mir ſelbſt ein Scheuſal ſeyn.

Ich betrachte es als eine himmliſche Schickung, daß meine Mutter abweſend war, als ich deinen Brief erhielt. Sie war bei einer armen Kranken, der ſie Troſt und Hülfe brachte. Andere Beſuche macht ſie nie. Großer Gott! wie hätte ich in ihrer Gegenwart verbergen können, was in mir vorgieng! So aber hatte ich alles durchgeleſen, und das Beiblatt, von meinen Thränen durchnezt, eben in den Buſen verborgen, als ſie nach Hauſe kam. Ihr Fußtritt erſchütterte mich, wie ein Donnerſchlag. Ich flehete den Beiſtand des Allmächtigen an, und er ſandte mir ſeinen Engel, um mich zu ſtärken. Sie ſelbſt war dieſer Engel. Mit einem Antliz, das der Abglanz einer guten That erheiterte, trat ſie herein, und ihr liebevoller Mutterblik durchſtrömte mich mit Kraft von oben.

Ich lief ihr entgegen. Meine Joſephine iſt Braut, rief ich, indem ich ihr deinen Brief darreichte. Sie mußte die Spuren meiner Thränen bemerken, allein ſie ſah es ihnen nicht an, daß es nicht lauter Freudenthränen waren. Bald darauf beſuchte uns Heliodor; ſo willkommen war er mir noch nie. Wäre ich noch allein geweſen,

ich hätte ihn vielleicht zu meinem Vertrauten gemacht, nun aber würde ich es bereuen, wenn es geschehen wäre. Auſſer unſern Pflegeltern darf Niemand erfahren, was ich dir und durch dich deinem Bruder zu ſagen habe.]

Das Glük, das der Edle mir anbietet, könnte den kühnſten Wunſch meines Herzens befriedigen. Allein nur, indem ich es ausſchlage, kann ich deſſen würdig bleiben. Ich heiſſe Leopoldine Lindner, und nicht Leopoldine Bonaldi. Meine Geburt iſt ein Flecken, den die öffentliche Meinung nie überſieht, und den nur die Dunkelheit zudekt. Dieſe Dunkelheit, meine Schweſter, iſt das Loos, das der Himmel mir beſchieden hat, und die Welt würde es mir nicht verzeihen, wenn ich es wagen wollte, an der Hand eines verdienſtvollen Mannes auf ihren Schauplaz hervor zu treten.

Deine Familie würde mich ſchäzen und lieben, aber gegen die Kränkungen des Stolzes und des Neides würde ſie mich nicht ſchüzen können, und geſezt, ich wäre ſtark genug, dieſe Kränkungen zu verachten, darf ich meine Mutter der Gefahr ausſezen, ſie zu bemerken? Wie viele bittere Erinnerungen könnten ſie in ihr aufwecken, und ſie wohl gar auf den unſeligen Gedanken bringen, ſich als die Störerin meines Glückes zu betrachten! Denn daß ich mich auf der Erde nie von meiner Mutter trennen werde, davon biſt du, meine Freundin,

eben so sehr überzeugt, als ich es bin, daß dein Bruder mit ihrem Kinde auch sie glüklich machen wollte.

Groß ist das Opfer, das ich ihr bringe, eben darum ist es ihrer würdig. Könnte sie es ahnen, sie würde es nicht zugeben. Sie würde mich zwingen wollen, glüklich zu seyn; aber auch dann, meine Josephine, auch dann würde ich mein Glük ablehnen, aus Achtung, aus Dankbarkeit gegen den Mann, der mir es anbietet. Sein großmüthiger Schritt würde ihn der Welt noch mehr zur Schau stellen, als mich, und ihre Urtheile können ihm weit mehr schaden. Nein! Nein, meine Schwester! Carl wollte für mein Glük sorgen: dafür bin ich ihm schuldig, für seine Ruhe zu sorgen. Leopoldine wird ewig seine Freundin seyn, aber nie seine Gattin werden. Dieses sage ich mit der festen Ueberzeugung, daß er meine Erklärung nicht mißdeuten, noch mich jemals nöthigen werde, sie zu wiederholen. Eben so fest bin ich überzeugt, daß meine Pflegeltern mich nicht verkennen werden. Sie werden in meiner Seele lesen, und mir den süßen Namen ihrer Tochter nicht entziehen.

Laß dich, meine Josephine, diese zitternden Buchstaben nicht verleiten, meinen Entschluß erschüttern zu wollen. Erbarme dich, o erbarme dich deiner Freundin! die dich auf den Knien beschwört, diesen Punkt gegen sie, sey es mündlich oder schrift-

lich, nie, nie wieder zu berühren. Zerstören mag ich das heilige Blatt nicht, das mir den Namen deiner Schwester im engsten Sinne anbot; allein ich werde es vor jedermann, und besonders vor meiner Mutter, so wohl verbergen, als ob es zerstört wäre. In meinem Herzen kann nur die Hand des Todes es auslöschen.

Leopoldine.

Zweiunddreissigster Brief.

Sobald du, liebste Freundin, dieses Blatt gelesen hast, so mache dich mit deiner Mutter auf den Weg, und eile in unsere Arme. Die Vorsehung will die lezte Thräne der Dulderin abtroknen, und die Tugend ihrer Tochter belohnen. Gern würde ich an sie selbst schreiben, allein Schrecken und Freude, Angst und Hofnung hindern mich, meine Gedanken zu sammeln.

Dem Ueberbringer, unserm Amtsaktuar, der zugleich Euer Begleiter seyn wird, überlasse ich es, euch die blutige Szene zu beschreiben, die verwichenen Dienstag bei uns vorgieng, und deren Folgen ihr bereits empfunden haben müßt. Die kaiserliche Armee mußte weichen, und unsere ganze Gegend wurde von Feinden überschwemmt.

Gestern Abend brachten sie uns einen östreichischen Staabsoffizier, der eine gefährliche Schußwunde hatte. Der Feldscherer, der ihn begleitete, nannte

ihn Obrist Lasano. Er war sehr schwach; mein Bruder und ich bemühten uns um die Wette, ihm alle Bequemlichkeiten zu verschaffen und alle Hülfe zu leisten, die in unsrer Macht stand. Unsre Bereitwilligkeit schien ihn zu rühren. Diesen Morgen war er etwas besser. Er ließ meinen Bruder zu sich bitten. Herr Amtmann, sagte er, Sie können mir eine wichtige Gefälligkeit leisten. Ich fühle meinen Zustand. Meine Wunde ist tödtlich, und ich danke der Vorsehung, daß sie mir mein Sterbebett bei edlen, theilnehmenden Menschen bereitet hat. Wollen Sie mir nicht meinen lezten Willen aufsetzen?

Du kannst denken, meine Freundin, daß Carl ihm diesen Dienst nicht versagte. Ich bin Wittwer, fuhr er fort; meine Herrschaft fällt an die Erben meiner Gemahlin zurük; allein ich habe in der Wiener Bank ein Kapital von zwölftausend Gulden angelegt, über welches ich disponiren möchte. Kinder habe ich nicht, ausser einer natürlichen Tochter, der ich dieses Vermächtniß schuldig bin. Mein Name ist Leopold Bonaldi, Herr zu Lasano.

Urtheile von meines Bruders Erstaunen. Er faßte sich so gut er konnte, und fragte hastig: und der Name der Tochter? — Leopoldine, war die Antwort. Ach! setzte er mit der tiefsten Rührung hinzu, wenn sie nur aufzufinden ist! Der Kronwirth Leonhard in Sundheim, der sie erzog, sagte mir, sie sey heimlich mit einem jungen Menschen entflohen.—

Leonhard ist ein Satan, mein Herr, und ihre Tochter ist ein Engel. Sie ist in die Arme der Tugend entflohen; ich weiß ihren Aufenthalt.

Der Kranke starrte meinen Bruder mit fragenden Blicken an. — Ihr Zweifel wundert mich nicht, allein es ist mir leicht, meine Aussage zu beweisen. Leopoldine ist entflohen, weil der Nichtswürdige, der sich immer für ihren Vater ausgegeben hatte, sie zwingen wollte, ihn zu heurathen.

Ein Strahl der Freude färbte des Kranken bleiches Gesicht. — Wo ist sie? wo ist sie? — Bei ihrer Mutter, antwortete Carl etwas zu voreilig; bei der edlen Auguste. — Auguste? Mit diesem Ausruf sank er in Ohnmacht.

Es dauerte über eine Viertelstunde, bis man ihn wieder zu sich brachte, dann aber schien seine noch übrige Lebenskraft sich zu verdoppeln. Auguste lebt? waren seine ersten Worte. Wo lebt sie? Kann ich sie und mein Kind nicht noch sehen, ehe ich sterbe? Ich bin an beiden zum Verbrecher geworden. Ich muß ihre Verzeihung mit ins Grab nehmen.

Mein Bruder unterrichtete ihn von allem. Die Idee mit dem Testamente ward aufgegeben. Er will seine erste Verbindung rechtskräftig bestätigen, Augusten ihren Gemahl und Leopoldinen ihren Vater wieder geben. Allein die Sache muß auf das möglichste beschleunigt werden; denn nach der Aus-

sage des Wundarztes wird der Patient schwerlich den siebenten Tag erleben.

Mein Bruder hat bereits eine Staffete an das Ordinariat abgeschickt, um die nöthigen Dispensationen zu erhalten. Wahrscheinlich werden sie vor Eurer Ankunft eintreffen; Er selbst ist mit dem Entwurfe der Akte beschäftigt, wodurch die Rechte der Gattin und der Tochter hergestellt und gesichert werden sollen. Uebermorgen gegen Abend könnt Ihr hier seyn; Ihr werdet alles eingeleitet, alles bereit finden.

Wenn die erhabene Auguste auch keinen andern Beruf hätte, als einem Sterbenden zu vergeben, so wäre dieses genug für ihr Herz, um ihre Hieherkunft zu beschleunigen.

Der Obriste hat theils mir, theils meinem Bruder stükweis das wenige ergänzt, was wir von seiner Geschichte wußten. Bald nach seiner Heirath kaufte er sich aus dem Vermögen seiner Gemahlin die Herrschaft Lasano, und begab sich als Rittmeister in Toskanische Dienste. Vor drei Jahren ward er Wittwer, und bald hernach auf die Empfehlung des Großherzogs in der kaiserlichen Armee mit eben dem Range angestellt, zu welchem er sich in Toskana erhoben hatte.

Verwichenen Frühling ward er krank; die Aerzte verordneten ihm das Carlsbad, und damals ereignete sich in Sundheim jene sonderbare Szene, die

du dir nicht zu erklären wußtest. Die große Aehnlichkeit, die er zwischen dir und seiner Auguste wahrnahm, erschütterte ihn, aber ohne den Gedanken bei ihm zu erregen, daß du seine Tochter seyn könntest. Bei seiner Rükkehr aus dem Carlsbade kehrte er wieder in Sundheim ein. Jezt war Leonhard nicht abwesend; der Obriste erkannte ihn, und fragte nach seinem Kinde. Die Antwort des Bösewichts weißt du. Dieses geschah wenige Tage nach deiner Flucht. Bonaldi hatte ihm in Verona einen Wechsel von dreihundert Dukaten zugestellt, wofür er und sein Weib dich bis ins zehnte Jahr erziehen sollten, falls deine Mutter ihre Gesundheit nicht wieder erlangen würde. Er sollte ihm von Zeit zu Zeit Bericht von dir geben. Dieses geschah aber nur einmal, und der arme Kranke gestand mit der bittersten Reue, daß es ihm jedes Jahr weniger angelegen war, sich nach seiner Tochter und ihrer Mutter zu erkundigen.

Nun, meine Schwester, ist das Räthsel gelöst, warum Leonhard dich für sein Kind ausgab. Er wollte sich, ohne Rüksicht auf das Schiksal deiner Mutter, die empfangene Summe zueignen, die er auch würklich dazu anwandte, sich in seinem Geburtsorte Sundheim anzukaufen. Doch genug von diesem elenden Menschen. O wie vieles bliebe mir noch zu sagen übrig, allein ich muß dich verlassen; man for-

dert meinen Brief, und ich eile wieder an das Bett unsers Kranken.

Josephine.

N. S.

Da ich unmöglich nach Grüningen schreiben kann, so bitte ich dich, diesen Brief durch einen Expressen hinüber zu schicken. So sehr du ihre Liebe zu dir kennest, so kannst du dennoch die Freude nicht ermessen, die meine Erzählung deinen Pflegeltern machen wird.

Dreiunddreissigster Brief.

Indeß mein Bruder mit unserem Patienten sein lezt.s irdisches Geschäft verabredet, will ich Ihnen, theuerste Eltern, die Erzählung der wunderbaren Begebenheit fortsetzen, die Ihnen Leopoldine vor ihrer Abreise mitgetheilt haben wird. Wir erwarten sie und ihre Mutter diesen Abend, und da ich Ihnen mit heutiger Post ihre Ankunft nicht mehr melden konnte, so wird Ihnen die nächstkünftige einen desto vollständigeren Bericht von den traurig feierlichen Auftritten mitbringen, die uns bevorstehen; denn es ist leider! nur allzu gewiß, daß der Obriste nur noch wenige Tage zu leben hat. Er selbst fühlt es, und wünscht nur noch so lange hier zu verweilen, bis seine Seele die Bürde abgewälzt hat, die auf ihr lastet.

Gestern Abends mußte ich ihm die Jugendge-

schichte seiner Tochter erzählen. Bei der Schilderung des Opfers, daß sie dem kindlichen Gehorsam zu bringen glaubte, als sie Albrechts Antrag annahm, war er sehr gerührt. Nach einigen Augenblicken sagte er: Und dieses engelreine Geschöpf durfte Leonhard sich erfrechen, bei mir zu verläumden? O wie glüklich bin ich, daß ich in meinen lezten Stunden zu Menschen gerieth, die den Böswicht entlarven, und mir mein Kind in seiner wahren Gestalt zeigen konnten! Sie kennen ihre Leopoldine noch nicht ganz, erwiederte ich; ihrem Vater darf ich ein Geheimniß verrathen, das sie ihm in seiner gegenwärtigen Lage gewiß verhehlen würde. Leopoldine weiß nicht nur gegen das Unglük, sondern auch gegen das Glük zu kämpfen. Ich las ihm ihren lezten Brief, darin sie den Antrag meines Bruders beantwortet. Großer Gott! sagte er mit einem tiefen Seufzer; auch mein Kind hätte ich vielleicht auf immer elend gemacht, wenn deine Vorsehung nicht ..... Die Ankunft des Pfarrers unterbrach ihn; dieser überbrachte ihm die bischöfliche Dispensation, die er so eben erhalten hatte.

Ich hoffe nicht, theuerste Eltern, daß Sie einen Schritt mißbilligen werden, den mein Herz mir eingab, und der entweder gar keine, oder nur gute Folgen haben wird. Was konnte mich abhalten, einige Balsamtropfen mehr in die Wunde des Kranken zu

gieſſen, und ihm die Freude zu verſchaffen, die Heldentugend ſeines Kindes zu krönen? Ich habe ihn ſeitdem nicht geſprochen; denn kaum war der Pfarrer fort, ſo ließ der abſcheuliche Leonhard ſich bei ihm melden, und als er ihn nicht vor ſich laſſen wollte, ſtellte er meinem Bruder ein kleines Paket Schriften zu, und entfernte ſich in größter Eile. Ich ſah ihn durchs Fenſter. Der Troz, der die Miene des ſichern Böſewichts bezeichnet, hatte der Feigheit des entlarvten Plaz gemacht. Das Päkchen enthielt Leopoldinens Geburtsſchein, und fünf Briefe, die Bonaldi von Verona aus an Auguſten geſchrieben hatte. Obgleich dieſe Papiere jezt keinen Werth mehr haben, ſo hat mein Bruder ſie dennoch in Verwahrung genommen. Vermuthlich hat Leonhard erfahren, was vorgeht, und durch dieſen Schritt die Gerechtigkeit entwaffnen wollen.

Fortſezung.

Ich laſſe meine Schweſter bei Leopoldinen und ihrer Mutter, und übernehme die bitterſüſſe Arbeit, ihr Tagebuch zu ergänzen. Welch ein Abend war der geſtrige! Unſer Patient war ſeit einigen Stunden merklich beſſer. Er fragte mich unaufhörlich: ſind ſie denn noch nicht hier? — Ich las ihm das Inſtrument vor, das ich nach ſeinem Sinne ausgefertigt hatte. Er wollte die Ankunft ſeiner Gattin nicht erwarten, um es zu unterſchreiben.

Endlich

Endlich sah ich den Wagen heranrollen. Ich ließ den Pfarrer bei dem Patienten zurük, und eilte hinunter, die Reisenden zu empfangen. Kein Wort von diesem ersten Augenblicke!

Auguste wollte nicht ausruhen. Wo ist er? fragte sie mich in jenem sanften Tone, der die Melancholie zur Grazie macht. Ich bot ihr die Hand. Sie haben sie gesehen, theuerste Eltern, diese idealische Gestalt, die für sich eine eigene Klasse des Schönen ausmacht. Sie können sich die stille, sich selbst unbewußte, Majestät vorstellen, womit sie ins Krankenzimmer trat. Ihre Thränen flossen, und dennoch war der Ausdruk ihres Gesichts Standhaftigkeit; allein man sah es ihr an, daß es nicht die Natur war, die ihr diese Stärke gab.

Als Bonaldi sie erblikte, belebte sein mattes Auge sich wieder: er strekte die Hand nach ihr aus: Vergebung! Auguste! sprach er schluchzend; Vergebung einem Sterbenden! Sie preßte seine Hand an ihre Brust: sie ist mir voran geeilt, die Vergebung, und dieser Augenblik macht das Geschehene ungeschehen.

Leopoldine hatte sich am Arme meiner Schwester der andern Seite des Bettes genahet. Hier ist Ihre Tochter, Ihre Leopoldine, rief meine Schwester, indeß das himmlische Geschöpf sich neben ihm auf die Knie warf. Er sah sie wohl eine Minute schweigend an. Ja, sie ist es! sagte er dann;

sie ist es! So kniete Auguste neben mir am Altar, als ich ihr den Eid schwur, den ich so schändlich.... Auguste legte ihm die Hand auf den Mund. Leopoldine drükte einen Kuß auf seine Wange, und überschwemmte sie mit Thränen.

Ich unterbrach die herzzerreissende Scene. Ich fürchtete, sie möchte den lezten Lebensfunken des Kranken ersticken. Hier, sagte ich zu Auguste, ist die Urkunde Ihres erneuerten Bundes, den die Religion besiegeln wird. Sie haben Recht, mein Freund, sagte der Patient; ich muß eilen. Ich las das Instrument vor. Auguste unterschrieb es, und küßte die Unterschrift ihres Gatten, der kein Auge von ihr verwendete. Als auch die Zeugen unterschrieben hatten, wollten sie sich entfernen. Er bat sie, zu bleiben, und nun schritt der Pfarrer zur Trauungs-Ceremonie.

Leopoldine stand neben ihrer Mutter. O, hätten Sie, theuerste Eltern, die beiden himmlischen Gestalten sehen können! Ihre Thränen flossen nicht mehr; es war, als ob der Hauch der gegenwärtigen Gottheit sie aufgetroknet hätte. Die Andacht überstrahlte den Schmerz. Nur als der Priester die Hände des Paares in einander fügte, schien Auguste wahrzunehmen, daß der Traualtar ein Grab war. Nach geendigter Ceremonie wünschte der Kranke mit seiner Gattin allein gelassen zu werden. Wir entfernten uns alle. Nach einer Viertelstunde klingelte

er, und ich kehrte mit Leopoldinen und meiner Schweſter in das Zimmer zurük. Auf Auguſtens Stirne ſchimmerte eine ſanfte Heiterkeit, die auch aus der Miene des Kranken hervor leuchtete. Setze dich her zu mir, mein Kind, ſagte er zu Leopoldinen. Sie that es; ihre Thränen floſſen von neuem.

Faſſe dich, fuhr er fort, indem er ihre Hand ergriff. Ich laſſe deiner Mutter und dir einen Freund zurük, der eure Stütze ſeyn wird. Nicht wahr, mein Sohn, das geloben Sie mir? (Hier reichte er mir die andere Hand.) Heilig! antwortete ich, und wollte ſie an mein ſchmelzendes Herz drücken. Er aber legte Leopoldinens Hand in die meinige. Ich weiß Alles: Gott ſegne euch, meine Kinder. Wir ſtanden Beide, wie verzükt. — Auch ich weiß Alles, ſagte Auguſte, und beſtätigte den väterlichen Segen.

Leopoldine ſank an den Buſen ihrer Mutter. Ich benezte die Wange des Vaters mit dankbaren Thränen. So umarmen Sie denn Ihre Braut, ſagte er. Ich wollte gehorchen. Hier! hier! rief Leopoldine, indem ſie mir die Hand ihrer Mutter darbot. Auguſte zog ſie zurük, und führte das göttliche Mädchen in meine Arme.

O, warum, theuerſte Eltern, kann ich nicht hier den Vorhang fallen laſſen! Doch ſchon dieſes Wort verräth Ihnen, was mir noch zu ſagen übrig bleibt. Der theure Kranke ſah unſerer ſtummen Entzükung

einige Minuten mit der Zufriedenheit einer Seele zu, die ein schönes Tagewerk vollendet hat. Dann sagte er: nun ihr Lieben! ist Alles vollbracht. Gottlob! daß ich diesen Augenblik erlebte! Laßt mich jezt ein wenig ruhen — Wir verließen das Bett, er schloß die Augen, und schlummerte ein. Wir belauschten jeden seiner Athemzüge. Nach einer halben Stunde sagte er, mit kaum hörbarer Stimme: Auguste! — Sie trat leise aus Bette. Sie glaubte, er rede im Schlafe. Sie ergriff seine Hand; sie war kalt. Barmherziger! rief sie, und fiel mit aufgehabenen Händen auf ihre Knie. Wir stürmten hinzu. Sein Geist war entflohen.

Wir küßten alle die Hand, die uns gesegnet hatte, und blieben bis nach Mitternacht beisammen. Wenn Engel weinen können, so weinen sie, wie Auguste; und diesen Engel darf ich Mutter nennen! Leopoldine saß auf dem Sopha und hielt den Arm meiner Schwester umschlungen. Wie hätte ichs wagen dürfen, ihr ein Wort von Liebe zu sagen? doch sah sie mein Herz in meinen Blicken, und die ihrigen schienen mir aus den Thränenwolken, zuzuflüstern: du ehrest meinen Schmerz, dafür will ich dich belohnen.

Der gute Kleberg, der diesen Morgen zu uns kam, um den Sonntag bei uns zuzubringen, hilft mir die Trauernden zerstreuen, und die Bestattung des Abschiedenen veranstalten. Morgen wird die Leiche nach D....n abgeführt, wo der französische Kom-

mandant ſie mit allen Kriegs-Ehrenzeichen zu Grabe begleiten wird.

Sind erſt die Tage des Traurens vorüber, und ich erſehe einen günſtigen Augenblik, um mit Auguſten von unſerer Verbindung zu ſprechen, dann, theuerſter Oheim! kommen wir beide Paare nach Grünſingen, um dort in heiliger Stille von der Hand der Tugend die Weihe der Liebe zu empfangen.

Carl.

Die Harfnerin.

Eine Anekdote der Vorzeit.

Hast recht, mein Kind, sagt der Ritter Wolfram zu seiner Tochter, indem er den Brief seines Sohnes zurüknahm, den Helene ihm vorgelesen hatte; dahinter stekt was; sonst ließ er uns immer durch deine Brüder grüßen, oder legte ein Briefchen für dich bei; nun gedenkt Reinold seiner mit keinem Worte. Helene seufzte, und wischte sich eine Thräne aus dem schwarzen blitzenden Auge. — Vielleicht ist er krank und Reinold will es uns verhehlen. — Möglich, mein Kind, indessen.... Was wolltet ihr sagen, guter Vater? — Nichts, Helene. — O, redet, diese Zurükhaltung martert mich. — Nun, ich wollte sagen: indessen hätte er uns doch können grüßen lassen, oder dein Bruder hätte den Gruß auf seinen eigenen Kopf beisetzen können; vielleicht sind sie mit einander zerfallen. — Da sey Gott vor! sagte Helene; wenn das wäre, so müßte Albert oder mein Bruder schuldig seyn. Nur ein Vergehen gegen Tugend und Ehre konnte ein Band trennen, das Tugend und Ehre geknüpft haben. — Du mußt nicht gleich das Schlimmste fürchten, liebes Kind; eine Kleinigkeit, ein bloßer Schein kann oft ein

Paar junge Feuerköpfe entzweien; man schmollt einige Wochen mit einander, dann schämt man sich, und giebt sich die Hand. So gieng es mir vor dreissig Jahren mit Alberts Vater; wir waren Waffenbrüder, wie es keine mehr giebt; ein Zug im Schachspiel brachte uns in Harnisch, und wir hätten uns die Hälse gebrochen, wenn nicht deine selige Mutter (es war kurz nach unserer Heirath) sich ins Mittel geschlagen, und uns sonnenklar bewiesen hätte, daß wir ein Paar dumme Jungen seyen. — Ich muß die Wahrheit wissen, erwiederte Helene; ich will an meinen Bruder schreiben und ihn beschwören, mir nichts zu verhehlen. Der Mönch, der euch den Brief brachte, kehrt nach Rom zurük; in acht Tagen, sagte er, wolle er wieder hier einsprechen.

Helenens Brief war schon am folgenden Tage fertig, sie zählte jede Stunde bis der geistliche Bote, der einen Auftrag vom heiligen Vater an den Bischof von Strasburg zu bestellen hatte, auf die Burg Landskron *) zurükkam. Sie ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein: ihr kennet also meinen Bruder, ehrwürdiger Vater? — Sehr wohl, edles Fräulein; ich machte seine Bekanntschaft bei meinem Landsmanne, dem Ritter Albert von Lützelburg, mit dem er in Einer Herberge wohnte. — Bei dem Ritter Albert? unterbrach ihn Helene mit flammender

*) Im Sundgau.

Sterne; ist Ritter Albert auch noch in Rom? — Als ich verreiste, war er in Neapel. — Und mein Bruder hat ihn nicht begleitet? — Ritter Albert machte die Reise mit der Gräfin von Popoli. — Wer ist diese Gräfin? fragte Helene mit erlöschender Stimme. — Eine sehr schöne und reiche junge Wittwe.... Was fehlt euch edles Fräulein? ihr werdet auf einmal so blaß. — Vergebt mir, guter Vater, ich muß euch verlassen, es war mir den ganzen Morgen nicht recht; lebt wohl, grüßt mir meinen Bruder.

Helene wankte in ihr Kloset; ein heisser Schauer zukte durch alle ihre Glieder! Albert! Albert! rief sie schluchzend; wäre es möglich, heiliger Gott! laß meine Ahnung mich trügen. Stumm und unbeweglich lag sie auf ihrem Ruhebette, und verbarg ihr Gesicht in ihr Tuch, das sie mit glühenden Thränen durchnezte. Erst als ihre Zofe sie zur Mahlzeit rief; erschien sie vor ihrem Vater. Der gute Alte erschrak, als er sie erblikte; sie war einer Leiche ähnlich. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit verbarg sie ihm die Ursache ihres Kummers; sie fürchtete seinen strafenden Tadel, denn sie sah voraus, daß ihr Vater ihre Entdeckung nicht für so wichtig halten würde, als sie ihr vorkam. Wolfram war ein biederer Degen, er hatte zur Ehre der Damen manchen Speer gebrochen, und sein treffliches Weib mit aller Treue geliebt, allein er war blos auf der Heerstraße der Liebe gewandelt, er kannte jene zär-

tern Gefühle nicht, die im Busen seiner Tochter die Leidenschaft veredelten und zur Tugend erhoben. Albert, an der Seite einer schönen, jungen Wittwe, schien ihr schon halb verloren, aber keine Eifersucht regen ihre Nebenbuhlerin, sondern blos die heilige Trauer der Unschuld über die Untreue des Geliebten nagte an ihrem Herzen.

Sechs Wochen brütete sie in stillem Harme dahin; die Laube, in der Albert ihr vor zwei Jahren an ihrem sechszehnten Geburtstage eine ewige Treue gelobte, war ihr liebster Aufenthalt; hier las sie seine Briefe und benezte sie mit Thränen und träumte sich in jene Rosentage zurük, da sie die Welt an seiner Seite vergaß, und mit ihm durch das Paradies der Zukunft luſtwandelte. Endlich lief eine Antwort von ihrem Bruder ein. Gern hätte er sie an den Vater gerichtet, allein dieser war, wie viele seiner ritterlichen Zeitgenossen, des Lesens unkundig, und aus guten Gründen hatte der Burgpfaffe nur ungern seine Kinder in dieser Kunst unterrichtet. Albert, so schrieb ihr der biedre Bruder, ist deiner Liebe nicht mehr werth, eine verschmitzte Zauberin hat ihn in ihr Netz gelokt; und als ich ihn wiederholt vor der Verführerin warnte, hat er unsere gemeinsame Herberge und endlich gar Rom mit ihr verlassen. Seitdem habe ich nichts von ihm gehört, und will nichts von einem Treulosen wissen, der meine tugendhafte Schwester einer welschen Sirene aufopfern konnte.

TAYLOR INST.

So sehr auch Helene das Schlimmste gefürchtet hatte, so schlug diese Nachricht sie dennoch zu Boden und der wohlgemeinte, aber freilich etwas barsche, Trost ihres Vaters glitt an ihrem Herzen ab, an dem der Kummer um so heftiger nagte, da sie ihn vor dem strafenden Auge des Alten zu verbergen suchte. Endlich erlag sie unter der drückenden Bürde; ein brennendes Fieber warf sie auf das Krankenbett, und der Arzt war noch unschlüssig, was er ihm für einen lateinischen Namen geben sollte, als die damals noch seltenen Blattern sich zeigten. Nun brachte der Aeskulap auf einmal ein halbes Duzend Arzneigläser herbei, um den fremden Feind zu bekriegen; allein Helene weigerte sich hartnäckig, seine Mixturen und Tisanen einzunehmen; sie wollte sterben, und blieb wahrscheinlich eben deswegen am Leben. Die Mutter Natur vertrat bei ihr die Stelle des Arztes, und nach einem langen, zweideutigen Kampfe behielt sie den Sieg.

Helene genas, und ihre reizende Physionomie wurde zwar merklich umgewandelt, aber nicht entstellt; es war gleichsam die zweite Kopie eines schönen Ideals, von der Hand eines andern Künstlers verfertigt. Helene wollte sich zwar nicht mehr erkennen, allein der vermeintliche Verlust ihrer Schönheit machte ihr wenig Kummer, seitdem Albert für sie verloren war. Nur ihm wollte sie gefallen, und nun glaubte sie für ein Kloster noch immer schön

genug zu seyn, denn von der ersten Stunde ihrer Genesung an hatte sie den Entschluß gefaßt, der Welt zu entsagen; doch war sie eine zu gute Tochter, um an die Ausführung desselben bei Lebzeiten ihres Vaters zu denken; allein sie ward nur allzubald ihrer Kindespflicht überhoben. Ihr Vater starb schon im folgenden Winter, wenig Wochen nach der Zurükkunft seines Sohnes, der nun in seinem vier und zwanzigsten Jahr der Erbe einer ansehnlichen Herrschaft wurde.

Reinold war ein treflicher Jüngling von ernstem, festem Sinne, der, weil er sich selbst keinen Fehler vergab, auch seinen Waffenbruder Albert mit unerbittlicher Strenge beurtheilte. Um sich nicht gezwungen zu sehen, die Schmach seiner Schwester an ihm zu rächen, hatte er die Stadt Neapel vermieden, und Italien verlassen, ohne sich weiter nach ihm zu erkundigen. Helene war mit dieser Gleichgültigkeit nicht zufrieden; sie hatte den liebenswürdigen Verräther noch nicht vergessen; allein dieses Andenken glich dem Andenken an einen lieben Verstorbenen, und konnte sie in ihrem gefaßten Entschlusse nicht irre machen. Sie entdekte ihn ihrem Bruder, er bestritt ihn aus allen Kräften, und endlich vermochte er doch so viel über sie, daß sie, statt eines gewöhnlichen Nonnenklosters, das adliche Stift Andelo *) wählte, dessen Aebtissin, Bertrade,

*) Nachher Andlau im Elsaß.

eine Schwester ihres Vaters war. Die Conventualinnen dieses Stifts waren schon damals, wie in den folgenden Jahrhunderten, durch kein ewiges Gelübde gefesselt, und eben darum hatte Reinold seiner Schwester diesen Aufenthalt vorgeschlagen. Er hoffte noch immer, daß sie endlich ihren unwürdigen Liebhaber vergessen und ihr Herz einer zweiten Liebe öffnen würde. Helene errieth seine Absicht, und hielt es für unnöthig, sie zu bestreiten, da es in ihrer Macht stund, sie zu vereiteln.

Reinold ritt selbst nach Andelo; er machte Bertraden mit dem Entschlusse seiner Schwester und mit ihrem kranken Herzen bekannt, und bedurfte nur eines Wortes, um sie zu bewegen, die holde Trauernde unter die Zahl ihrer geistlichen Töchter aufzunehmen. Helene betrat ihre neue Freistätte mit eben den Gefühlen, womit sie nach einem ausgestandenen Seesturme das feste Land würde betreten haben, und es währte nicht lange, so war sie das Busenkind der Aebtissin, und, was in einem Kloster weit mehr sagen will, von allen ihren Gespielinnen geliebt. Vornehmlich hieng die Schwester Cäcilia, die einige Jahre älter als sie, und eine treffliche Harfenspielerin war, mit ganzer Seele an ihr. Heleneus stille Schwermuth hatte sie gerührt; ihr Herz, das eine ähnliche kaum vernarbte Wunde an sich trug, errieth ihr Geheimniß und flog ihr entgegen. Durch tausend zarte Gefälligkeiten

gewann sie Ihre Gegenliebe und durch ihren edlen Charakter gar bald ihr unbegränztes Vertrauen. Ihr bezauberndes Spiel erheiterte ihre melancholischen Stunden, und als sie sich ihr zur Lehrmeisterin anbot, nahm sie den Antrag mit Freuden an. Einer Seele, deren Empfindungen lauter Harmonie sind, muß die Musik als eine willkommne Blutsverwandte erscheinen. So erschien sie Helenen, und in weniger als einem Jahre machte sie, von ihrer Lehrerin geleitet, so glänzende Fortschritte, daß man das Spiel der beiden Freundinnen kaum mehr unterscheiden konnte.

Helene hatte eine angenehme Stimme, sie übte sich, ihr Instrument mit ihrem Gesange zu begleiten, und oft entzükte sie selbst Cäcilien, wenn sie durch ihre melodischen Accente die Beredsamkeit ihrer Saiten verdoppelte. So kürzte sie sich die Nebenstunden, welche die Uebungen der Andacht ihr übrig liessen. Die Blüthe des Lenzes kehrte auf ihre Wangen und die heitere Ruhe auf ihre Stirne zurük; es war aber die Ruhe der Getröstaten, der man die Spuren überstandener Leiden noch ansieht. Albert war nicht vergessen; ein Herz, wie das ihrige, kann den nicht vergessen, den es einmal, und zum erstenmal, liebte; allein es blutete nicht mehr, wenn sein Bild ihm vorschwebte, aber lauter klopfte es noch immer, und oft entquoll ihm ein Seufzer, dessen Deutung sie zu erforschen sich fürchtete.

Um dieſe Zeit erhielt die Aebtiſſin einen Boten von ihrem Neffen Reinold, der ihr ein Schreiben mit wunderbaren Nachrichten überbrachte. Albert, der ſelbſt von ſeinem Vater als todt betrauert wurde, war ganz unvermuthet auf der Burg Landskron erſchienen.

„Er fiel mir, ſo lautete der Brief, um den Hals, und benezte mich mit heiſſen, bittern Thränen der Freundſchaft und Reue. Nach einer unſeligen Verblendung, die aber doch nur einige Wochen dauerte, fiel die Decke von ſeinen Augen, und zerriß das Nez, worin die liſtige Italiänerin ihn verſtrikt hatte, er flüchtete ſich heimlich, um ihrer Rache zu entgehen, auf ein venetianiſches Schiff, das nach einem blutigen Gefechte von einem afrikaniſchen Seeräuber weggenommen wurde. Albert war ſchwer verwundet, der Tod oder eine ſchmähliche Dienſtbarkeit erwartete ihn, und er hatte bereits verſucht ſeine Martern durch einen freiwilligen Hunger abzukürzen, als ein Rhodiſer Schiff dem Afrikaner ſeine Beute abjagte. Albert wurde mit ſeinen Unglüksgefährten nach Rhodus gebracht, und in dem Lazareth des Ordens verpfleget. Seine Heilung war langſam, und erſt nach ſieben Monden konnte er wieder zu Schiffe gehen. Von den gaſtfreien Rittern mit allen Nothwendigkeiten verſehen, erreichte er endlich Venedig nach einem heftigen Sturm, der ſeine Fahrt um das Zwiefache verlängerte. Hier fand er einen deutſchen

Kaufmann, mit dem er seinen Weg zu Pferde fortsezte, allein in der Gegend von Trient wurden sie von Banditen überfallen, und rein ausgeplündert. Der Kaufmann blieb in Trient zurük und Albert, unbekannt und von Allem entblößt, wanderte langsam durch Tyrol und Rhätien nach seinem Vaterlande. Er hätte auf mancher Burg einkehren und Unterstützung erwarten können, allein er thut es nicht. Er betrachtete seine mühsame Wallfahrt als eine Buße für seine Verirrung und wahrlich! er hat schwer gebüßt. Nun will er, so schloß Reinold, meine Schwester, wo nicht um die Rükkehr ihrer Liebe, doch wenigstens um Vergebung ansiehn; da ich aber ihre Gesinnungen nicht weiß, so überlasse ich es Euch, ehrwürdige Mutter, sie zu erforschen, und mir zu melden, was ich thun soll; ich habe ihm Helenens Aufenthalt sorgfältig verborgen, und er will bei mir die Entscheidung seines Schikſals abwarten."

Ohne Vorwissen seines Freundes schrieb Reinold zu gleicher Zeit an dessen Vater, den alten Ritter Oswald, den er von der Ankunft seines Sohnes benachrichtigte. Diesen Brief empfahl er der Aebtissin, mit der dringenden Bitte, ihn durch einen getreuen Boten auf die Lichelburg zu senden. Bertrade ward über diese Botschaft hoch erfreut, sie hatte mehr als einmal in dem Herzen ihrer Nichte gelesen, und hielt es fürs Beste, ihr den Brief ihres Bruders ohne weitere Vorbereitung mitzutheil-

len. Da lies, mein Kind, sagte sie zu ihr, und sage mir, was ich antworten soll. Helene las, und bei jeder Zeile wechselten glühende Röthe und Leichenblässe auf ihrem Gesichte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, indeß das holdeste Lächeln auf ihren Lippen schwebte. Bertrade beobachtete sie schweigend, und als sie ihr mit zitternder Hand den Brief zurück gab, sagte sie zu ihr: nun, deine Antwort. — Helene warf sich in ihre Arme: was rathet ihr mir, beste Mutter? — Frage dein Herz und deinen Verstand, mein liebes Kind, und wenn sie sich widersprechen, so suche sie vor allen Dingen mit einander zu vergleichen. Ich lasse dir bis morgen Bedenkzeit, der Bote wird ohnedem hier übernachten.

Helene küßte die Hand der Edlen und verschloß sich in ihre Zelle; sie durchwachte die ganze Nacht, sie weinte, sie betete, sie stritt mit sich selbst, nicht aus Unschlüssigkeit, sondern weil sie fürchtete, den Ausspruch ihres Herzens vor ihrer Vernunft nicht verantworten zu können. Endlich gerieth sie auf einen Einfall, den ihre schwärmerische Phantasie ihr angab und den sie, als eine herrliche Entdeckung, festhielt. Gleich nach der Frühmette schlich sie zu Cäcilien, um ihr die erhaltene Botschaft und ihren Anschlag mitzutheilen, zu dessen Ausführung sie ohnedem ihrer Hülfe bedurfte. Cäcilie, mit den Leiden und Freuden der Liebe vertraut, drückte

sie

sie an ihren schwesterlichen Busen; sie war weit entfernt, der Stimme ihres Herzens zu widersprechen, selbst ihren Plan billigte sie. Romantische Träumereien sind das Element der trauernden Liebe. Cäciliens Geliebter war im heiligen Lande gefallen; sie dächte sich an Helenens Stelle, wie wäre es ihr möglich gewesen, nicht wie Helene zu denken! Durch den Beifall der Freundin gestärkt, eilte nun die holde Schwärmerin zu Bertraden. — Es ist mir unmöglich, beste Mutter, einen Entschluß zu fassen, ehe ich mich von Alberts Gesinnungen selber überzeugt habe; allein, ich wünschte diese Ueberzeugung ohne sein Vorwissen zu erhalten. Mein Bruder hat euch einen Brief an seinen Vater zugeschikt; erlaubt mir, ihn in Eurem Namen, als eine fremde Harfnerin verkleidet, auf Lützelburg zu tragen, wo Albert bald eintreffen muß. Ein Wort der Empfehlung von Eurer Hand wird mir beim Ritter Oswald eine gute Aufnahme, und die Botschaft, die ich mitbringe, wird mir leicht einen Aufenthalt von einigen Tagen auf seiner Burg auswirken. — Bertrade lächelte und schüttelte den Kopf. — Ihr glaubt vielleicht, daß man mich erkennen werde? fuhr Helene fort: Seit acht Jahren, da Ritter Oswald mit seinen Kindern meine Eltern besuchte, hat weder er noch seine Tochter mich gesehen; Albert selbst wird mich nicht erkennen; die Blattern haben mein Gesicht verändert, und seit unserer Treu-

nung bin ich noch ſtark gewachſen. Ueber das weiß er nicht, daß ich die Harfe ſpiele, dieſer Umſtand, und meine Verkleidung würden allein hinreichen, mich ihm unkenntlich zu machen. —

Bertrade hätte gegen dieſen Anſchlag Manches einwenden können, allein ſie wollte der liebenswürdigen Träumerin ihren Willen laſſen, und nahm ſich blos vor, ihren Bruder von dem ganzen Plane zu benachrichtigen, um ihn zu bewegen, Alberten nach Lützelburg zu begleiten und ſeine Reiſe ſo viel möglich zu beſchleunigen. Sie fertigte den folgenden Morgen den Boten mit ihrer Antwort ab, und überließ es ihrem Neffen, ſeinen Freund zur Befolgung ihrer Maßregeln zu bewegen. Dieſes war ihm leicht: Bruder, ſagte er, meine Schweſter verlangt Bedenkzeit; unterdeſſen will ich dich zu deinem Vater begleiten, der ſchon ſo lange um dich trauert; dann verſpreche ich dir, dich ſelber zu Helenen zu führen, und wenn du eines Fürſprechers bedarfſt, dein Fürſprecher zu ſeyn.

Albert nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an, und drang nun ſelber auf die Beſchleunigung ſeiner Abreiſe. Indeſſen war Helene mit den Zubereitungen zu ihrer Wallfarth emſig beſchäftigt; ſie verſchaffte ſich ein graues Pilgerkleid, und einen Beginenſchleier, der ihr Geſicht ſelbſt der Aebtiſſinn unkenntlich machte; und Cäcilie, der bei ihrer Geburt die Muſe der Minne gelächelt hatte, mußte

ihr zu ihrer Rolle ein Paar schickliche Lieder verfertigen. Drei Tage verstrichen ihr unter diesen Zurüstungen und am vierten Morgen machte sie sich auf den Weg. Bertrade gab ihr einen treuen Diener mit, der ihr die Harfe nachtragen, und Mo bis in den Forst begleiten mußte, aus dessen Schoße die Burg empor stieg. Hier verließ er sie, und Helene, von der Liebe beflügelt, schwebte, leicht wie eine Gemse, die Höhe hinan. Das Burgthor ward ihr geöfnet; sie verlangte den Ritter Oswald zu sprechen, um ihm eine Botschaft von der Aebtissinn von Andelo zu überreichen. Der gute Ritter lag an der reissenden Gicht darnieder, und sie wurde von seiner Tochter Ottilia vor sein Bette geführt. Sie übergab ihm das Schreiben ihrer Muhme, es lautete also:

„Meinen Gruß zuvor
„Edler Ritter!

„Ueberbringerin dieses ist eine ehrsame Jungfrau und gar kunstreiche Harfenspielerin; sie hat sich eine zeitlang in unserm Gotteshaus aufgehalten, und sich jedermanns Liebe erworben. Da sie nun weitergen Strasburg ziehen will, so habe ich ihr die Inlage an Euch mitgegeben, die ihr gewiß einen günstigen Empfang verschaffen wird. Gehabt Euch wohl.

Bertrade, Aebtissin zu Andelo."

Ottilia hatte diese Zeilen ihrem Vater vorgelesen; ungeduldig erbrach sie nun die Inlage, die

dem Ritter das Leben und die Rükkunft seines einzigen Sohnes ankündigte. Mit Freudengeschrei und mit Freudenthränen wurde Reinolds Brief gelesen. Oswald hob schluchzend seine Hände gen Himmel. Ottilia fiel Helenen um den Hals und nannte sie wohl zehenmal einen Engel des Trostes und der Freude. Oswald reichte ihr seine Rechte; seyd mir willkommen, liebe Jungfrau, Eure Botschaft gibt mir ein neues Leben; verharret bei mir, so lang es Euch gefällt; seit vielen Jahren ist kein Gast mir so willkommen gewesen. Ottilia erquikte sie mit Speise und Trank, und wies ihr eine Kammer neben der ihrigen an, dann eilte sie zu ihrem Vater zurük. Reinolds Brief wurde zum zweiten und dritten Mal gelesen, und sein Inhalt dem Burgvogt und dem ganzen Hausgesinde mit Frohlocken angekündigt. Alles theilte die Freude des Vaters und der Schwester, denn der Vater war ein Menschenfreund und die Schwester hieß überall nur das gute Fräulein; auch Alberts Andenken war den Burgbewohnern theuer, und Alles harrte dem Augenblicke seiner Rükkunft mit wallender Ungeduld entgegen.

Reinold hatte seinem Freunde nichts von seinem Briefe an dessen Vater gesagt. Da Albert sich vor allen Dingen mit Helenen aussöhnen und sodann Vater und Schwester überraschen wollte: so

lag ihm daran, ihnen seine Rükkunft zu verbergen. Reinold hingegen, der von Oswalds schwacher Gesundheit unterrichtet war, hielt es für Pflicht, das Geheimniß zu verrathen. Freilich hatte diese Gewissenhaftigkeit noch einen andern Grund; seitdem er seinen Freund wieder gefunden hatte, sproßte in seiner Seele ein Gedanke wieder auf, der ohne diese Aussöhnung wahrscheinlich in seinem ersten Keim erstikt wäre. Als er seinen Waffenbruder auf der väterlichen Burg abholte, um mit ihm seine Fahrt durch Deutschland und Italien anzutreten, sah er Ottilien und wurde von ihren aufblühenden Reizen bezaubert. Sie war damals erst in ihrem dreizehnten Jahre. Reinolds Gefühle konnten also bloße Wünsche für die Zukunft seyn; er verschloß sie in seinem Herzen, und als Albert seiner Schwester untreu ward, verbannte er diesen Wunsch, weil zwischen ihm und dem Treulosen keine Verbindung mehr statt haben konnte. Nun hatten die Umstände sich geändert, und Reinold ergriff begierig eine Gelegenheit, sich bei Ottilien und ihrem Vater ein Verdienst zu erwerben. Aus gleichem Grunde bot er sich seinem Freunde zum Fürsprecher bei seiner Schwester an; er durfte dann im erforderlichen Falle auf einen ähnlichen Dienst rechnen. Einem jungen Ritter aus dem dreizehnten Jahrhundert wird man diesen Eudämonismus verzeihen, der auch wohl noch in unsern Tagen die reine

Vernunft manches adelichen und nicht adelichen Junggesellen überlisten würde.

Helene hatte bereits einen Tag auf Lützelburg zugebracht, und durch ihren angenehmen Umgang sowohl, als durch ihr Saitenspiel, sich bei Ottilien und ihrem Vater in Gunst gesezt, als das Horn des Thorwarts die Ankunft einiger Reiter verkündigte. Er ist es! er ist es! rief Ottilia, und lief ihnen bis auf den Burgplaz entgegen, indeß Helene mit klopfendem Herzen in ihre Kammer wankte. Hier sah sie durchs Fenster den einst so blühenden Albert mit blassen, abgezehrten Wangen in die Arme seiner Schwester stürzen; sie sah seine Thränen fließen, sie hörte seine Stimme, es war die Stimme des Traurenden, der die Accente der Freude nicht mehr geläufig sind. Allein wie erschrak sie, als sie ihren Bruder hinter seinem Freunde hervortreten und mit edlem Anstand Ottilien bewillkommen sah. Nun bin ich verrathen, dachte sie, und jezt erst begann sie über ihren abentheuerlichen Schritt zu erröthen; es blieb ihr nichts übrig, als sich ihrem Bruder zu entdecken und ihn zu ihrem Vertrauten zu machen. Die Schwierigkeit war, sich eine geheime Unterredung mit ihm zu verschaffen. Nach langem Hin- und Hersinnen schnitt sie ein Pergamentblatt aus ihrer Schreibtafel, und schrieb folgende Worte darauf:

„Ich bin hier, um unerkannt Alberten zu

beobachten; verrathe mich nicht, guter Bruder, wenn das Glük deiner Schweſter dir lieb iſt."

Sie rollte das Blatt zuſammen, und klebte es mit einem Klümpchen Wachs von der Kerze zu, die noch vom vorigen Abend auf ihrem Tiſche ſtand. Es verſtrich wol eine halbe Stunde, während welcher Vater und Schweſter ſich der Wonne des Wiederſehens überließen, und der Reiſende ſeine Abenthener erzählte, bis Ottilia ſich ihrer Gaſtfreundin erinnerte. Helene hatte alle Zeit gehabt, ſich zu ſammeln, und ihren Plan den veränderten Umſtänden anzupaſſen. Nun war ihr Bruder ihr eine angenehme Erſcheinung, der ihr im Nothfalle die Hand reichen konnte, um ſie aus dem Labyrinthe zu leiten, in das ſie ſich geworfen hatte. Sie folgte alſo Ottilien mit entſchloſſenem Schritte, als ſie auf ihr Zimmer kam, um ſie zur Geſellſchaft abzuholen. Sie führte ſie ihrem Bruder mit den Worten zu: Hier iſt die holde Pilgerin, welche die ehrwürdige Mutter von Andelo mit der freudigen Botſchaft von deiner Rükkunft uns zuſandte. Helene neinte ſich ſchweigend und Albert hieß ſie freundlich willkommen. Ihr kommt von Andelo, ſprach er, und wandte ſich mit drohendem Finger zu Reinhold: du haſt alſo deiner Muhme meine Ankunft verrathen? Dieſer Augenblik ſchien Helenen günſtig, ſie nahm das Wort, und ſagte mit ſchüchterner Stimme: gewiß iſt dies Ritter Reinold, dem ich

dieſes Blatt zuſtellen ſoll; ſie übergab ihm die kleine Rolle. Reinold, der bisher, um ſie nicht zu ſchrecken, wenig auf ſie zu achten ſchien, nahm ſie ihr ab, und nach ihrer Durchleſung ſagte er mit freundlicher Miene: ganz wohl, ich werde ihren Inhalt befolgen.

Helene hatte nur halblaut geſprochen, dennoch erſchütterte ihre Stimme Alberts Innerſtes; ſie war ihm bekannt, allein er glaubte ſie wie im Traume zu hören. Er ſah ſie ſtarr an; auch dieſes offene ſeelenvolle Auge erweckte in ihm eine dunkle Ahnung, deren Spur ſich aber auf ihrem Geſichte verlor, das der Beginenſchleier noch unkenntlicher machte; es war ihm ein fremdes Portrait, in dem er gleichwol ein bekanntes Original, aber umſonſt, aufſuchte. Helenens Lage war drückend; ſie hatte alle Hülfsmittel des Witzes und des Zwanges aufgeboten, um unerkannt zu ſeyn, und dennoch kränkte es ſie, daß Albert ſie nicht erkannte. Die rührende Schwermuth, die aus ſeinen Blicken, die aus jedem ſeiner Züge ſprach, hatte ihm bereits Vergebung erworben, und nun fieng ſie an zu fürchten, daß er ſie in ihrer veränderten Geſtalt, zwar immer noch ſeiner Reue, aber nicht mehr ſeiner Liebe werth finden möchte. — Reinold, der ihre Verlegenheit bemerkte, ohne die wahre Urſache zu errathen, wollte ihr zurecht helfen, und wußte kein beſſeres Mittel, als wenn er ſie in ihre angenommene Rolle zurük führte: Ihr

gedenkt nach Straßburg zu reisen, ehrsame Jungfrau? Vermuthlich habt ihr da Freunde? — Ich hoffe dort Freunde zu finden, die mir die Aufnahme in ein Kloster auswirken werden, antwortete sie in einem Tone, der die traurige Stimmung ihres Herzens verrieth. — Die werdet Ihr gewiß finden, versezte Ottilia; Eure Geschicklichkeit wäre schon allein hinreichend, sie Euch zu verschaffen. — Das ist wahr, rief der alte Vater Oswald aus seinem Bette; so hörte ich noch nie die Harfe spielen.

Die Idee einer Harfnerin machte Helenen dem lauschenden Albert nun wieder fremder. Die dunkle Traumgestalt verschwand gänzlich aus seiner Phantasie, ohne jedoch in seiner Seele den mächtigen Eindruk zu schwächen, den die rührende Unbekannte auf ihn machte. Er bat sie um eine Probe ihrer Kunst, und die ganze Gesellschaft unterstüzte seine Bitte. Helene, welche dadurch einen Anlaß, sich zu entfernen, und Zeit fand, Kräfte zu sammeln, machte keine Umstände, und eilte auf ihre Kammer, um ihre Harfe zu holen. — Wahrlich, ein liebes Geschöpf, sagte Ottilia, als sie weg war; ich wollte, ich könnte sie bereden hier zu verharren, um mich im Harfenspiel zu unterrichten. — Ich müßte mich sehr betrügen, antwortete Reinold, wenn sie, wenn irgend Jemand in der Welt Euch eine Bitte versagen könnte. Ottilia schlug erröthend die Augen nieder; wir wollen hören, sagte

sie, ob ihr Euch nicht irret. — Helene erschien; sie spielte einige Chorstücke voll hoher Einfalt. Der laute Beifall der Gesellschaft stärkte ihren Muth; ihre Töne verloren sich in die weichen Accente des Minnelieds, und sie sang:

Ein Kirschbaum trug auf unserm Bühl
Ein seltnes Zwillingspaar;
Zwei Kirschen bot der gleiche Stiel
Vereint dem Auge dar.

Mein Liebchen sah's und küßte mich,
Und sprach: o sieh, mein Freund,
Sieh unser Bild! Auch mich und dich
Hat Minne so vereint.

Wir sahn den Baum am dritten Tag;
Ein Zweig war abgesprengt;
Das Paar zermalmt vom Hagelschlag;
Doch blieb sein Staub vermengt.

In Rosenblätter hüllten wir
Die Trümmer seufzend ein;
Und jedes sprach: o möchte mir
Dies Loos beschieden seyn!

So lange sie sang, staunte Albert sie tiefer-schüttert an; die Thränen traten ihm in die Augen, und als sie geendigt hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus. — Helene vernahm ihn; die Harfe wankte in ihrem Arme. — Die verdoppelten Lob-

sprüche der entzükten Zuhörer brachten sie wieder zu sich, und sie wußte es Alberten Dank, daß seine Stimme die leiseste war. Er fühlte sich durch das Bild der unzertrennlich treuen Liebe zu peinlich beschämt, um den Enthusiasmus der Andern zu theilen. Nun fand Ottilia einen ganz natürlichen Anlaß, Helenen um ihren Unterricht zu bitten. So willkommen ihr diese Bitte war, so war sie dennoch nicht darauf vorbereitet. Die Zeugen, in deren Gegenwart sie vorgebracht wurde, sezten sie in Verlegenheit; sie schwieg einige Momente. Oswald unterstüzte die Bitte seiner Tochter. Helene wollte antworten; ein Blick auf Alberten, der, wie die Bildsäule der Buße, am Fenster stand, schloß ihr den Mund. — Reinold, der in ihrer Seele las, trat ihr näher: was besinnt ihr Euch, liebe Jungfrau, sagte er scherzend; Ihr habt noch immer Zeit in ein Kloster zu gehen, wenn Ihr mit der Welt unzufrieden seyd; allein ich dächte, Ihr solltet Euch hier mit ihr aussöhnen lernen. Eine feurige Röthe ergoß sich über ihr Gesicht, sie wandte sich zu Ottilien: Nicht die Unentschlossenheit, edles Fräulein, sondern ein Gefühl, zu dem die Sprache mir fehlt, verzögert meine Antwort. — Ihr bleibt also bei mir, sagte Ottilia, indem sie freundlich ihre Hand ergriff. — So lang es mir möglich seyn wird, erwiederte sie, und drückte die liebkosende Hand an ihre Lippen. Sie stand auf, um ihre Harfe in ihre

Kammer zurük zu tragen. Albert sah ihr mit starren Blicken nach. Es wäre mir Leid gewesen, sagte Ottilia, wenn sie uns so bald wieder verlassen hätte. Kaum zwei Tage ist sie hier, und schon liebe ich sie wie eine alte Freundin. — Sie muß unglüklich seyn; man merkt es ihr an, daß sie einen geheimen Gram im Herzen trägt; sie sucht die Einsamkeit, und bis wir ihr Vertrauen gewinnen, müssen wir ihr ganz ihren Willen lassen. — Gewiß, versetzte Reinold, kennt meine Muhme sie näher, sonst hätte sie sich ihrer nicht so liebreich angenommen. — Das denke ich auch, antwortete Oswald, und eben darum soll es mir lieb seyn, wenn sie bei uns verweilet.

Mir wird es Mühe kosten, ihre Gezenwart zu ertragen, rief Albert, indem er, wie aus einem schweren Traum erwachend, aus seinem Winkel hervortrat; jeder Laut ihrer Stimme erinnert mich an einen Verlust, der mich elend macht. Vater, ich habe Euch noch nicht Alles erzählt; ich habe in Italien durch eine leichtsinnige Buhlschaft die Liebe meiner Helene verscherzt, diese so selige von Euch gebilligte Liebe, die nichts auf der Welt mir ersetzen kann. Findest du nicht, Reinold, daß ihre Stimme viel ähnliches mit der Stimme deiner Schwester hat? — Es ist so, allein was kann die arme Dirne dafür? und über dieses habe ich dir ja schon tausendmal wiederholt, daß Helene nicht für dich

verloren ist; ich habe noch Hoffnung, daß sie dir verzeihen werde. — Es war unritterlich von dir, Albert, sagte sein Vater in einem ernsten Tone, daß du die Treue gegen deine Verlobte gebrochen hast, und Helene hat Recht, wenn sie dich dafür straft. Aber vergeben muß sie dir, und du hörst ja, daß du es hoffen darfst. Ihr Vater und ich hatten eure Heirath beschlossen; leider kann er dein Fürsprecher nicht mehr seyn; dieses Amt will ich übernehmen. Deine Rükkunft war der erste Wunsch meines Herzens; allein es würde nicht ganz glüklich seyn, wenn sein zweiter Wunsch — deine Verbindung mit der Tochter meines Freundes — unerfüllt bliebe.

Ueber diesem Gespräche rükte die Stunde der Abendmahlzeit heran. Helene hatte sich wieder gesammelt, sie war bei Tische still, aber ungezwungen; und da ihr Alberts quälende Lage nicht entgangen war, so nahm sie an der Unterredung keinen Antheil, als wenn man das Wort an sie richtete. Albert war etwas ruhiger, er hatte sogar den Muth sie einige Mal anzusehen; unwillkührlich verglich er dann ihr blitzendes Auge mit dem Auge seiner Geliebten, in dem er so gerne sich spiegelte, so gerne die Weissagungen seines künftigen Glückes las. So sorgfältig Helene seinem forschenden Blick auswich, so ließ sie dennoch sich einmal von ihm überraschen. Sie fühlte die Flamme, die sich über ihr

Gesicht ergoß, und hätte in diesem Momente Albert sie angeredet, so wäre ihr Geheimniß verrathen gewesen. Umsonst sehnte sie sich nach einer Unterredung mit ihrem Bruder; Albert wollte sein Zimmer mit ihm theilen, und Reinold suchte eben so vergebens, sie allein zu sprechen.

Helene schlief wenig; ihr Kopf und ihr Herz waren zu geschäftig, um ihr Ruhe zu gestatten. Am folgenden Morgen lokte der Gesang der Vögel sie ans Fenster; die Natur schien einen Festtag anzukündigen; Helene wollte ihn mitfeyern und ihr siedendes Blut in der Morgenluft erfrischen. In der Burg war noch Alles stille; sie nahm ihre Harfe und schlich sich leise in den Garten. — Ein schattiger Ulmengang führte sie in eine Grotte, an der die Kunst der Natur blos nachgeholfen hatte; die Wände waren mit Moos bewachsen, dessen verschiedene Schattierungen eine natürliche Tapete bildeten. Helene sezte sich auf eine Rasenbank, die im Hintergrunde angelegt war, und sang in ihre Harfe eine von den Morgen-Hymnen, die sie von den frommen Schwestern in Andelo gelernt hatte. Der Schall ihrer Saiten erhielt in dem hohen Gewölbe der Grotte einen verstärkten, hochfeierlichen Schwung, der sie im eigentlichsten Verstande begeisterte, und ihre Finger mit orphischem Zauber beseelte. Sie spielte eine zweite und dann eine dritte Hymne; endlich fiel es ihr ein, auch das Lied zu versuchen, womit sie Al-

berten auf die lezte Probe seken wollte. Sie fühlte wohl, daß sie ihre Rolle nicht lange mehr würde fortspielen können, und wollte daher bei der ersten günstigen Gelegenheit hinter dem Vorhange hervortreten. Kaum die Saiten berührend sang sie im sanftesten Klageton der Philomele folgende Worte:

Ich hatt' in meinem Schlage
Ein Täubchen gut und hold;
Ein schmucker Tauber schwirrte
Stets um sein Nest und girrte
Und bat um Minnesold.

Es gab ihn; mit dem Kusse
Der Unschuld gab es ihn.
Und Minne reichte Beiden
Den Becher ihrer Freuden
Mit holdem Lächeln hin.

Einst flog zur bösen Stunde
Der Tauber in den Hain;
Ach! und kam nicht zurücke,
Ihn zog durch schlaue Tücke
Ein fremdes Täubchen ein.

Vergebens hart sein Liebchen,
Und klagt und suchet ihn.
Indeß es girrt und stöhnet,
Schwimmt er in Lust und fröhnet
Der schönern Buhlerin.

Jezt bebt er auf; ein Schatten
Wogt ächzend um ihn her;
Er flieht, und sucht vor Reue
Die traurende Getreue,
Und findet sie nicht mehr.

Kaum entströmte das lezte Wort ihren Lippen, als Albert, blaß wie ein Gespenst, hinter der Hohlunder-Hecke hervor sprang, die den Eingang der Höhle verbrämte. Wer du auch seyst, du Engel des Gerichts, rief er mit dumpfer Stimme, so sage dem, der dich sendet, daß ich dich verstanden, und die Thränen der beleidigten Liebe mit Blut gerächt habe. Er wollte als ein Wahnsinniger davon eilen, allein Reinold, der ihm nachgeschlichen war, als der Schall der Musik ihn in den Garten lokte, faßte ihn beim Arme. Laß mich, unterbrach ihn Albert, indem er sich loszureissen suchte, wozu dient es, daß du mir, wie einem schwachen Knaben, ihren Tod verhehltest? — Du träumst, armer Freund, sie lebt; und dein Engel des Gerichts ist ein Engel des Friedens, der dir Vergebung ankündigt.

Bei diesen Worten riß er ihn mit sich in die Grotte, wo Helene, vor Schrecken halb ohnmächtig, sich umsonst bemühte, von der Rasenbank aufzustehen. Erkenne deine Helene, rief er, vielleicht findest du ihre Züge verändert, aber ihr Herz ist es nicht. Nun zog er seiner Schwester den Schleyer von der Stirne, und Albert sank verstummt zu

ihren

ihren Füßen nieder. Lange hieng sein Blick an ihrem Antlitz, das die holdeste Schaamröthe verklärte, indeß eine heilige Thräne ihrem Auge entro"te. Endlich stammelte er die Worte hervor: ja, sie ists, heiliger Gott! es ist Helene. — Deine Helene, flüsterte sie, indem sie seine Hand ergriff, und ihm die jungfräuliche Wange hinbot.

Hier macht der Lützelburger Annalist einen langen Gedankenstrich; und fährt in einem neuen Capitel also fort: wie aus einer Entzückung erwachend wand Helene sich langsam aus Alberts Armen. Laßt uns, sagte sie, zu Ottilien eilen; sie, welche der fremden Pilgerin ihre Liebe schenkte, wird sie der Geliebten ihres Bruders nicht versagen. Alle begaben sich auf Ottiliens Zimmer: Hier bring ich dir meines Reinolds und deine Schwester, sagte Albert zu ihr, indem er Helenen in ihre Arme führte. Mit dem freudigsten Erstaunen drükte sie Helenen an ihren Busen. — O, mein Herz betrog mich nicht, rief sie, als es sich so schnell der räthselhaften Unbekannten öffnete, und ihr leise den Namen gab, den es jezt ihr laut geben kann. Lange hielten die beiden liebenswürdigen Geschöpfe sich umschlungen, und ihre Seelen schwuren sich ohne Worte das Gelübde einer ewigen Liebe. Aber dein Vater! sagte jezt Helene in einem ängstlichen Tone. — Du hast recht, erwiederte Albert, jeder Augenblik, da ich ihm seinen Antheil an meinem Glücke

vorenthalte, ist ein Raub, den ich an seinem Herzen begehe. Komm, laß uns ihn um seinen Segen bitten. Ottilia hielt sie auf: Nicht so, sagte sie; Helene ist keine Pilgerin mehr; als deine Geliebte muß sie vor unserm Vater erscheinen. Laß mich für ihren Anzug sorgen, und ihr geht unterdessen zu ihm, um ihm ihre Verwandlung anzukündigen. Es wird nicht unnöthig seyn, ihn auf diese neue Freude vorzubereiten; ihr sollt uns nicht lange erwarten.

Der gute Alte schlummerte noch, als sie in sein Gemach traten; sie wichen leise zurük, um sein Erwachen abzulauschen. Doch nach einem Viertelstündchen war Alberts Geduld erschöpft; er hustete, und Oswald schlug die Augen auf. Die beiden Freunde näherten sich dem Bette, und boten ihm einen guten Morgen. Der Greis lächelte seinen Sohn an: so gefällst du mir, Albert, heute siehst du frisch und munter aus, gestern warst du so niedergeschlagen, so düster, daß es mir ins Herz schnitt, so oft ich dich anblikte.

Reinold. Wißt Ihr, edler Ritter, warum er so fröhlich aussieht? die Pilgerin, die ihn traurig machte, ist verschwunden.

Oswald. Verschwunden? dachte ich doch, daß es ihr nicht wohl bei uns war; die arme Dirne hatte etwas, das ihr schwer auf dem Herzen lag, aber ehrlich und fromm ist sie, dafür wollte ich bürgen.

Albert. Ich auch, Vater, mit Ehre und Leben.

Oswald. Es ist mir leid, daß sie uns verlassen hat; Ottilia hätte eine traute Gespielin an ihr gefunden, und Du, mein Sohn, würdest dich endlich auch an sie gewöhnt haben.

Albert. O gewiß, lieber Vater, so gewiß, daß ich Euch um die Erlaubniß bitten will, sie einzuholen und zu meinem Weibe zu nehmen.

Oswald verstummte, und sah seinen Sohn mit großen Augen an, als wollte er in seinem Gesichte Spuren des Wahnwitzes aufsuchen. Endlich sagte er: bist du trunken oder? —

Albert. Ja, wohl trunken, Vater, freudetrunken, wie kein Engel im Himmel es seyn kann.

Reinold. Er faselt nicht, edler Ritter; die Pilgerin war meine Schwester Helene; sie kam verkleidet hieher, um sich mit eigenen Augen von seiner Reue und von seiner rükkehrenden Liebe zu überzeugen. Er hat die Probe bestanden, und sie hat ihm vergeben.

Albert. Ja, Vater, vergeben hat sie mir; vor wenig Augenblicken floß das Wort Vergebung von ihren Lippen, und ihre Lippen versiegelten es mit dem Kusse der Liebe.

Oswald. Die lose Trude! als ich vor acht Jahren zu Landskron das fromme schüchterne Mädchen sah, hätte ich mir nicht träumen lassen, daß sie mich einst zum besten haben würde. Wo ist sie?

Reinold. Bei dem Fräulein Ottlia, wo sie

Erlaubniß erwartet, Euch um Vergebung zu bitten. Doch auch ich, edler Herr, muß Euch um Vergebung bitten: so bald ich sie gestern erblikte, erkannte ich sie; allein in dem Briefchen, das sie mir in eurer Gegenwart zustellte, beschwor sie mich, sie nicht zu verrathen.

Oswald. Ihr bedürft keiner Vergebung; einem Weibe darf ein Ritter keinen Dienst versagen, der die Ehre nicht beleidigt. Ihr habt mir eine angenehme Ueberraschung zubereitet.

Indeß Reinold sich mit dem Greise unterhielt, hatte Albert sich davon geschlichen; nun trat er, mit Helenen an der Hand, und von Ottilien begleitet, in die Stube.

Hold und rührend, wie die Unschuld, war sie in ihre Farbe gekleidet, ihre langen hochbraunen Haare zitterten in dicken Locken um ihre Schultern; eine halbgeöfnete Rose glühte über ihrer Stirne, und ihr Angesicht glühte wie sie. Sie nahte sich dem Bette des süß erstaunten Greises, und neigte ihr Gesicht auf seine Hand, die sie vergebens zu küssen suchte: vergebt mir, edler Ritter, meine Verstellung! Ihr habt gesehen, was sie mich kostete; allein ohne diesen Schritt hätte ich nie glüklich seyn können. Oswald küßte das reizende Geschöpf auf die Stirne. Vergeben will ich dir wohl, sagte er lächelnd, aber bestraft mußt du seyn. Von nun an bist du meine Gefangene; ich übergebe dich der Hut meines Alberts, und er muß mir für dich haften.

Das will ich, rief Albert, indem er um die Wette mit Helenen die Freudenthränen von des edlen Greises Wangen küßte. Jezt nahte sich auch Ottilia, und schloß die neue Schwester und den glüklichen Bruder in ihre Arme.

Reinold war ein stummer Zuschauer dieser Wonnescene. Seine Blicke waren auf Ottilien geheftet. Oswald bemerkte ihn, er fand in dem Sohne das Bild des Vaters wieder. Lieber Gott, rief er, wenn mein Bruder Wolfram das sehen könnte! — Wenn er das sehen könnte, sagte Reinold, indem er näher an das Bette trat, so würde er seinen Freund an sein zwiefaches Gelübde erinnern und ihn bitten, noch einen Glüklichen zu machen. — Ich verstehe dich, Reinold, erwiederte der Greis; mein Gelübde habe ich nicht vergessen, allein wegen der Erfüllung mußt du dich mit meiner Ottilia verstehen. Ottilia war wie vom Blitze getroffen. Der süße Schrecken der Ueberraschung ließ ihr blos die Kraft, das flammende Gesicht mit beiden Händen zu bedecken, und in das Nebengemach zu entschlüpfen. Als aber nach vierzehn Tagen Helene gen Andelo ritt, um ihren Gemahl der Aebtissin und ihrer Freundin Cäcilie vorzustellen, begleitetete sie Ottilia an Reinolds Seite, um als Vertrabens künftige Nichte den Segen der ehrwürdigen Mutter zu empfangen.

Adeline.

Eine dramatisierte Novelle.

Erste Scene.

Das Sprachzimmer eines Frauenklosters. Es ist durch ein Gegitter in zween Theile abgesondert.

Ein junger Offizier gestiefelt und gespornt und gleich darauf die Priorin.

Der Offizier. (in heftiger Gemüthsbewegung) Sey mir gegrüßt, du Freistätte der leidenden Unschuld! Möchte ich in deinem Schoße finden, ach! was ich vielleicht nur im Schoße der Erde suchen sollte.

Die Priorin. (indem sie ihm einen Gruß zunickt.) Sie haben mich rufen lassen!

Der Offizier. (sehr verwirrt) Ja, ehrwürdige Mutter, und .... (er sieht sie verstört an.)

Die Priorin. Was ist Ihr Verlangen?

Der Offizier. Mich in diese Mauern zu verschliessen.

Die Priorin. (mit unterdrücktem Unwillen) Ich verstehe Sie nicht.

Der Offizier. Ey! ich will eine Nonne werden.

Die Priorin. (mit Würde) Schwärmen Sie, mein Herr, oder wollen Sie ein eben so unge-

bührliches fals abgeschmacktes Gespött mit mir treiben?

Der Offizier. Ach! vergeben Sie mir, ehrwürdige Mutter; mein Gemüth ist zerrüttet. Ich hätte Ihnen vor allen Dingen sagen sollen, daß ich ein Frauenzimmer bin, ein unglückliches, von einem tyrannischen Stiefvater verfolgtes Mädchen, dem in der weiten Welt keine Zuflucht mehr offen bleibt, als ein Kloster oder ein Grab.

Die Priorin. Sie, ein Frauenzimmer, und wozu diese ungeziemende Verkleidung?

Der Offizier. Dieser Verkleidung allein verdanke ichs, daß ich dieses Haus erreichen konnte. Sie sollen Alles erfahren.

Die Priorin. (mistrauisch) Wer sind Sie? Wie heissen Sie?

Der Offizier. Adeline von Schönau. Dieser Nahme kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Mein Vater war fürstlicher Oberforstmeister; und bewohnte das Schloß Froneck, zwo Meilen von hier.

Die Priorin. Ich kenne die Familie von Schönau; ich erinnere mich den Herrn Oberforstmeister in unserm Kloster gesehen zu haben; allein dieses beweist nicht, daß Sie seine Tochter sind.

Adeline. Wenn Sie meinen Thränen, wenn Sie meinen Schwüren nicht glauben wollen, so kann ich Ihnen in diesem Augenblicke keine andere Beweise davon geben; allein schon morgen soll Ihnen kein

Schatten von Zweifel übrig bleiben. Bis dahin beschwöre ich Sie bei Allem, was Menschheit und Religion Heiliges haben, mich nicht zu verstossen.

Die Priorin. (bewegt) Ich bedaure Sie, armes Kind; allein in dieser Tracht kann ich Sie unmöglich unter unserm Dache beherbergen. Ich darf mich weder dem Verdachte der Schmähsucht, noch dem Aergernisse der schwachen Gemüther aussetzen.

Adeline. (fällt auf die Knie) Retten Sie mich, um Gotteswillen retten Sie mich! Ich kann dieses Haus nicht verlassen, ohne in mein Verderben zu laufen.

Die Priorin. Haben Sie denn keine andere Kleider?

Adeline. Nein; ich sah diese Verlegenheit nicht voraus, und wenn ich sie auch vorausgesehen hätte, so würde ich ihr schwerlich haben vorbeugen können.

Die Priorin. (nach einer kurzen Pause) Unter unsern Kostgängerinnen ist eine, die Ihnen an Wuchs und Grösse gleicht. Ich will Ihnen eines ihrer Kleider zuschicken. Begeben Sie sich in die Wohnung der Pförtnerin, diese wird Sie ankleiden helfen; (für sich) und zugleich die Wahrheit ihres Vorgebens prüfen können.

Adeline. Dank Ihnen, ehrwürdige Mutter. Ich werde die Gefälligkeit Ihrer Kostgängerin nicht mißbrauchen. Morgen, heute noch bitte ich Sie,

mir mein Novizenkleid zu bestellen. Ich kann die Stunde nicht erwarten, die mich auf immer von einer Welt absondern wird, der ich einen kurzen Traum der Freude durch endlose Martern bezahlen mußte.

Zweite Scene.

Die Zelle der Priorin.

Die Priorin und hierauf Adeline.

Die Priorin. Die Pförtnerin hat Ihre Aussage bestätigt. Es wäre mir leid gewesen, wenn ein so offenes liebes Gesicht gelogen hätte; ich bin begierig, Ihre Geschichte zu erfahren.

Adeline. (in der Kleidung ihres Geschlechts; sie will der Priorin Knie umfassen) Auch zum zweitenmale würde ichs umsonst versuchen, Ihnen die Gefühle meines dankbaren Herzens auszudrücken.

Die Priorin. (sie umarmend) Nicht doch, liebes Kind; kommen Sie in die Arme einer Mutter.

Adeline. (weinend) Ach, einer Mutter; ich habe noch eine Mutter; allein ihre Arme können mich nicht schützen.

Die Priorin. Fassen Sie sich, liebes Fräulein, ich verspreche Ihnen den kräftigsten Schutz, wenn die Ursache ihrer Flucht gerecht war.

Adeline. O! gerecht, vor Gott und Menschen gerecht. Nicht nur Ihr Herz, sondern der strengste Richter wird sie gerecht finden. Urtheilen Sie; es sind nun über drei Jahre, daß ich meinen guten

Vater verlor; kurz vor seinem Ende verlobte er mich mit dem Sohne seines Freundes, einem Baron von Helmar, der als Offizier in holländischen Diensten stand.

Die Priorin. (staunend für sich) Helmar!

Adeline. Wegen meiner Jugend, ich war noch nicht sechzehn Jahre, wurde unsere Heirath verschoben. Mein Geliebter gieng zu seinem Regiment, das bald darauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung eingeschifft wurde. Die holländische Revolution brach aus; das Vorgebirge wurde von den Engländern erobert, und ich hörte nichts mehr von meinem Geliebten. Meine Unruhe wuchs mit jedem Tage. Unterdessen hatte meine Mutter den Herrn von Grünberg, den Amtsnachfolger meines Vaters, geheirathet. Ach! ich ward es nur allzubald inne, daß ich einen Stiefvater hatte. Sein Betragen gegen mich war nur so lange gütig, bis ich mich weigerte, den Absichten seines Neffen Gehör zu geben, der sich um meine Hand bewarb. Vergebens berief ich mich auf meine Verlobung mit Helmar. Man benuzte sein Stillschweigen, um mir seine Treue verdächtig zu machen; allein ich blieb standhaft. Endlich behauptete mein Stiefvater, er sey auf seiner Rükkehr nach Europa mit seinen Kriegsgefährten verunglükt, und leider konnte ich seine Behauptung nicht widerlegen, die er auf die öffentlichen Blätter stüzte. Mein Schmerz grenzte

an Verzweiflung. Meine gute Mutter weinte mit mir, und reizte dadurch den Zorn ihres unwürdigen Gatten. Seine Härte gegen sie vermehrte mein Unglük und untergrub ihre Gesundheit; sie wurde vom Schlage gerührt. Ihr Leben wurde gerettet; allein sie verlor die Sprache und einen Theil ihrer Gemüthskräfte. Nun glaubte mein Stiefvater, sich Alles erlauben zu dürfen: er wies mir einen Schein vor, der den Tod meines Geliebten von London aus bestätigte, und unterstüzte die Zudringlichkeit seines Neffen durch alle Kunstgriffe der listigsten Tyranney. Umsonst sezte ich ihm den Entschluß entgegen, nie zu heirathen. Ich hätte mich schon lange in ein Kloster geflüchtet, wenn nicht eine arme verlassene Mutter meiner Pflege bedurft hätte. Ach ich war ihre einzige Stüze auf der Welt! Vorigen Monat kam mein Bruder, ein kaiserlicher Offizier, auf Urlaub nach Hause. Es gelang meinem Vater, ihn gegen mich einzunehmen. Er half ihm meinen Eigensinn bestreiten; so nannte er meine standhafte Abneigung gegen einen Menschen, der meinem Helmar zu unähnlich war, als daß ich ihn hätte lieben können. Endlich fand ich den Weg zum Herzen meines Bruders; er bedauerte mich; er billigte meinen Entschluß, in ein Kloster zu fliehen. Um aber allen Verdacht zu vermeiden und meine Flucht zu begünstigen, hielt er dem Scheine nach noch immer die Parthei meiner Verfolger. Vorgestern erreichte die

Grausamkeit meines Stiefvaters ihr volles Maß; er gab mir noch acht Tage Bedenkzeit. Würde ich, sagte er, auf meinem Ungehorsam beharren, so wolle er mich nach dem Kloster Marienthal bringen lassen, wovon seine Schwester Aebtissin ist. Ich konnte die Behandlung voraussehen, die mir bevorstand, und da ich mich nun einmal von meiner Mutter trennen mußte, so wollte ich selber das Kloster wählen, das mich vor der Welt auf ewig verbergen sollte. Es sollte eine Freistätte und kein Gefängniß seyn. Mein Bruder billigte meinen Entschluß und half ihn mir ausführen. Diesen Morgen vor Tages Anbruch gab er mir eine seiner Uniformen; unter dieser Verkleidung hoffte ich, auch wenn man mich bemerken sollte, die Wachsamkeit meiner Beobachter zu hintergehen. Ich betrog mich nicht; ich schlich mich glüklich zum Schlosse hinaus, und erreichte das nächste Dorf. Einer unserer Pächter, der das volle Vertrauen meines seligen Vaters besaß, wurde durch meine Erzählung gerührt. Er begleitete mich zu Pferde auf einem Umwege, bis vor die Thore dieser Stadt. Hier verließ er mich; mit klopfendem Herzen setzte ich meinen Weg zu Fuße fort, und gelangte ungehindert an die Pforte dieses Klosters, wo ich unter dem Schirme der Religion und der Gesetze meine traurigen Tage zu beschliessen hoffe. Von hier will ich an meinen Stiefvater schreiben und ihm meinen Entschluß melden. Sie ehrwürdige Mutter, sollen mei-

nen Brief lesen, und da ich im Stande bin, jede Bedingung meiner Aufnahme zu erfüllen, so wird mein väterliches Erbe, das mich bisher so vielen Drangsalen aussetzte, mir endlich den Vortheil gewähren, ihnen auf immer zu entgehen.

Die Priorin. Sie wissen nicht, liebes Kind, wie sehr Sie mich rühren; auch mich führte einst der Tod eines Bräutigams in diese Mauern; allein ich fand nur spät die Ruhe, die ich darin suchte. Ich beschwöre Sie, übereilen Sie sich nicht, damit Ihr Opfer Sie nicht gereue.

Adeline. Es kann, es wird mich nicht gereuen; Sie werden meine Mutter ersetzen, die bereits für mich todt ist.

Die Priorin. Das will ich, liebes Kind. In Ihren Armen, an Ihrem Herzen, gelobe ichs Ihnen; doch nicht nur eine Mutter, auch eine Schwester finden Sie hier, die mit Ihnen weinen wird. Ich wollte Ihre Erzählung nicht unterbrechen, und Sie haben es nicht bemerkt, wie sehr der Name Helmar mir auffiel. Die Schwester Ihres Geliebten ist in unserm Kloster; Sie tragen ihre Kleider. Ihr Vater, der sich eines Prozesses wegen oft von Hause entfernen muß, hat sie auf einige Zeit meiner Pflege anvertraut.

Adeline. Wer? Meine Mathilde? Gott! Wo ist sie? führen Sie mich zu ihr, ehrwürdige Mutter. Schon lange weiß ich nichts von ihr; alle

meine Briefe blieben unbeantwortet. Wo ist sie? Ich muß mich in ihre Arme werfen.

Dritte Scene.

Mathildens Zimmer.

Adeline. Mathilde.

Adeline. (weinend an Mathildens Busen) O! vergieb mir, liebe Freundin; ich wußte nicht, daß man dir seinen Tod verhehlt hat.

Mathilde. (die Hände ringend) Adolph, lieber Adolph, ich werde dich also nicht wieder sehen! Arme Adeline! du hast recht, daß du nach ihm keinen mehr lieben willst; noch sein lezter Brief an mich athmete lauter Zärtlichkeit und Hoffnung; in wenig Monaten, sagte er, hoffe ich an der Seite des besten Mädchens und der besten Schwester alle meine Widerwärtigkeiten zu vergessen. Doch er hat dir ja zu gleicher Zeit geschrieben.

Adeline. Mir? Seit mehr als einem Jahre erhielt ich keine Zeile von ihm. Seinen lezten Brief sandtest du mir durch den Verwalter deines Vaters.

Mathilde. Ists möglich! Nun ist mir dein Stillschweigen kein Räthsel mehr. Der Brief war vom Cap datirt; ich begleitete ihn mit einigen Zeilen, und erhielt keine Antwort. Ich schrieb dir nachher noch zweimal, und erhielt keine Antwort.

Vergieb mir, liebe Freundin, ich fieng an, an deiner Treue gegen meinen Bruder, und an deiner Freundschaft gegen mich zu zweifeln.

Adeline. Großer Gott! auch ich erhielt auf drei Briefe, die ich durch mein Mädchen bestellen ließ, keine Antwort von dir. Ich muthmaßte, daß mein Stiefvater sie aufgefangen habe. Nun ist mein Argwohn Gewißheit. Welch eine Kette von Greueln hat der Grausame sich gegen mich erlaubt! Gewiß hat er mein Mädchen bestochen. Der Elende! Ich sollte nichts von dir, nichts von meinem Geliebten erfahren, bis er durch die Urkunde seines Todes das Maß meines Unglücks voll machen konnte. Dieses ist ihm gelungen; aber mehr soll ihm nicht gelingen. Er soll die Früchte seiner Niederträchtigkeit nicht erndten; sein würdiger Neffe soll für mich nie etwas anders als ein Gegenstand der Verachtung seyn.

Mathilde. Armes Mädchen, wie beklage ich dich! wie viel mußt du gelitten haben!

Adeline. Und wie viel werde ich noch leiden, bis der Friede in mein Herz zurükkehrt, bis ich eine Wollust in meinen Thränen finden kann! Einen andern Frieden kann selbst diese stille Freistätte mir nicht gewähren. Doch ich habe der Priorin versprochen, daß ich an meinen Stiefvater schreiben wolle. In einer Stunde, liebe Schwester, eile ich an deinen Busen zurük.

Vierte Szene.

Der Priorin Zimmer.

Adeline. Die Priorin.

Adeline. Darf ich Ihnen, ehrwürdige Mutter, lesen, was ich an meinen Stiefvater schreibe?

Die Priorin. Sehr gern, mein Kind, ungeachtet Sie dieser Rechtfertigung nicht mehr bei mir bedürfen. Wäre mir noch ein Zweifel übrig geblieben, so würde Mathilde ihn zerstreuet haben.

Adeline liest: „Sie haben mich, mein Herr, mit einem Kloster bedroht. Ich habe ihre Drohung freiwillig erfüllt, und Ihnen eine neue Grausamkeit erspart. Freilich finde ich hier eine andere Begegnung als die, welche Sie mir zubereiten wollten. Doch Sie müssen wenigstens einmal meinem Herzen seine freie Wahl lassen. Wäre es nicht Ihr Plan gewesen, mich von meiner theuern Mutter zu trennen, so würde ich ihr Siechbette nicht verlassen, sondern an ihrer Seite noch fernerhin gegen mein Schikſal gekämpft haben. Da aber die Unglükliche meines Beistandes dennoch beraubt werden sollte, so bleibt mir nichts übrig, als an dem Fuße eben des Altars, auf den ich das einzige Opfer niederlegen werde, das ich dem Himmel noch bringen kann, für die baldige Befreiung der armen Dulderin zu beten. Ihnen, mein Herr, verzeihe ich alles mir zugefügte Unrecht. Ich werde der Gottheit zwar ein blutendes, aber kein unversöhnliches Herz darbieten. Sollten

ten Sie mich aber bis in meine Zelle verfolgen, so werde ich endlich die Gerechtigkeit zu Hülfe rufen, vor deren Arme blos meine Achtung für den Gemahl meiner Mutter und die Abwesenheit meines Vormunds Sie bisher beschüzt haben."

Adeline von Schönau.

Die Priorin. Recht, mein liebes Kind, ganz recht; ich will einen reitenden Boten damit nach Froneck abschicken.

Adeline. O so könnte er auch das Kleid meines Bruders mitnehmen, und es im Vorbeigehen bei unserm Pächter abgeben; ich will einige Zeilen beilegen. Der gute Junge wird ohnedem ungeduldig seyn, mein weiteres Schikſal zu erfahren.

Die Priorin. Meinetwegen. Nur muß das Pack sorgfältig verschlossen seyn; urtheilen Sie selbst, was der Bote denken würde, wenn er wüßte, daß es eine Uniform enthält. Uebrigens muß ich Ihnen gestehen, daß mir das Betragen Ihres Bruders für einen Offizier sehr feige vorkömmt.

Adeline. Ach es ist ein Jüngling von siebzehn Jahren, der seine Stelle unserm Stiefvater zu danken hat. Durch einen auffallenden Schritt würde er sich viel geschadet, und mir wenig genüzt haben. Daher habe ich selbst ihn daran gehindert, und konnte es um so leichter thun, da ich von der Welt nichts mehr begehre als die Vergessenheit.

Die Priorin. Die Glocke ruft mich in die

Kirche; machen Sie Ihre Sachen bereit; in einer halben Stunde muß der Bote abgehen.

Fünfte Scene.

Am folgenden Morgen.

Adeline allein in ihrer Zelle sizt an einem kleinen Tische; sie hält ihres Geliebten Bildniß in der Hand, das sie mit Thränen benezt und mehrmals an ihren Mund drükt.

Du Lieber! So lebendig, so beseelt fand ich dein Bild noch nie. Ich lese in deinen Augen; ich höre das Gespräch deiner Lippen; sie wiederholen mir die Scene dieser Nacht. Hätte der Künstler dir Arme gegeben, sie würden sich nach mir ausstrecken. Ach! meine Arme strekten sich oft nach dir aus und konnten dich nicht erreichen; aber bald, bald werden sie dich erreichen können. Wo nun mein Bildniß seyn mag, das ich am Tage des Abschieds dir mitgab? O! ich weiß, wo es ist; es sank mit dir in die Tiefe des Abgrunds; in deinem lezten Augenblicke liessest du eine Thräne darauf fallen, und legtest es dann auf dein Herz. O dein Bild soll auch auf meinem Herzen liegen, bis es nicht mehr schlägt, und auch wenn es aufgehört hat zu schlagen, soll es nicht von ihm getrennt werden. (nach einer Pause) Allein wie kann ich mir seinen Besitz im Grabe versichern? Wie kann ich verhindern, daß unheilige oder allzuheilige Hände es von mei-

nem Busen reissen? (sie sinnt nach) Ja, so kanns gehn; sie wirds thun, o sie wirds thun.

Sechste Scene.

Adeline. Mathilde.

Mathilde. Guten Morgen, Liebe; wie hast du geschlafen?

Adeline. (steht auf und umarmt sie) Sehr gut, beinahe so gut als im Grabe.

Mathilde. Arme, liebe Schwester! (sie erblikt Helmars Bild) Er ists, o er ists! (sie küst weinend das Gemählde.)

Adeline. (halb leise und feierlich) Mathilde, fürchtest du dich vor den Todten?

Mathilde. (sie starr ansehend) Schwester! du bist nicht bei dir.

Adeline. (noch feierlicher) Fürchtest du dich vor den Todten?

Mathilde. (erschüttert) Ich habe nur erst einen Todten gesehen, es war meine Mutter, und ich fürchtete mich nicht.

Adeline. Nun so wirst du dich auch vor deiner todten Schwester nicht fürchten. Höre mich an: ich werde meinem Adolph bald folgen; ich sah ihn im Traum in unsere Gartenlaube treten, wo unsere Herzen sich ewige Treue gelobten. Er sprach nicht, aber er strekte mit dem Lächeln eines Engels

seine Arme nach mir aus. O! ich verstand diese Sprache, und du, meine Schwester, verstehst sie doch auch?

Mathilde. Ich beneide dir deinen Traum; allein ich finde ihn ganz natürlich.

Adeline. Ja wohl, ganz natürlich. Unsere Seelen können nicht getrennt leben; darum werde ich meinem Adolph bald folgen. Wenn dies geschieht, Mathilde, und du bist noch hier, und ich liege zur lezten Reise fertig im Sarge, wirst du den Muth haben, dich mir noch einmal zu nahen?

Mathilde. Das werd' ich.

Adeline. Meine Hände werden gefaltet seyn; denk alsdann, daß sie die Bitte wiederholen, um deren Erfüllung ich dich heute anflehe.

Mathilde. (sie umarmend) Was verlangest du, Liebe?

Adeline. Daß du mein Sterbegewand aufheben, und hier das Bild meines Adolphs auf meinen Busen legen sollst; aber ganz unvermerkt, damit man es nicht wegnehme. Ha! wenn das geschähe, ich würde es jede Nacht von der Hand der Räuberin zurükfodern. Versprichst du mirs?

Mathilde. Bei unserer Liebe, bei den Schatten unsers Adolphs gelobe ich dirs.

Adeline. (mit einer feurigen Umarmung) Dank, meine Schwester, ewiger Dank. Nun, mein Adolph, bin ich bereit; säume, o säume nicht, deine Braut abzuholen.

Siebente Scene.

Helmar im Sprachzimmer.

Helmar. Wie sie zaudert. Ihr Herz muß ihr nicht sagen, wer sie erwartet.

Die Pförtnerin. (in der Thüre) Das Fräulein wünschte, Ihren Namen zu wissen.

Helmar. Sag Sie ihr nur, es sey ein Freund ihres Bruders. (die Pförtnerin ab) Ich kann mir die Freude nicht versagen, sie zu überraschen. Ach eben diese Freude versprach ich mir gestern; wie schrecklich hat meine Hoffnung mich getäuscht! Ach Adeline! Adeline! wo bist du hingeflohen, wo soll ich dich suchen! Hätte ich nur wenigstens ihren Bruder angetroffen..... Doch vielleicht weiß Mathilde....

Achte Scene.

Helmar in tiefen Gedanken. Mathilde kömmt von der innern Seite ins Sprachzimmer. Helmar wendet sein Gesicht nach einer andern Seite. Mathilde nähert sich dem Gitter.

Mathilde. Sind Sie es, mein Herr, der.....

Helmar. (zärtlich, indem er sich rasch nach ihr wendet) Ja, ich bins.

Mathilde. Gott! Mein Bruder! (sie sinkt halb ohnmächtig an das Gitter.)

Helmar. Schwester! Schwester! Sie hört nicht. — Sie ist ohnmächtig. — Das verdammte Gegitter. — Mathilde! Wie kann ich ihr hel-

fen? — Ich wills der Pförtnerin ſagen, daß ſie ihr Hülfe ſende. (er eilt hinaus.)

Mathilde. (nach einigen Augenblicken) Ach, wo bin ich? habe ich recht geſehen? — Wo iſt er? — Nirgends, nirgends mehr! — Gott! es war alſo doch nur ſein Schatten! O lieber Adolph! warum verſchwandeſt du ſo ſchnell? Komm zurük, komm zurük!

Neunte Scene.

Helmar. Mathilde.

Helmar. (im Hereingehn) Dem Himmel ſey Dank; ſie iſt wieder bei ſich. (er ſpringt an das Gitter und faßt durch deſſen Oeffnung ihre Hand, die er küßt) Liebe, gute Schweſter; ſey mir willkommen! Warum kann ich dich nicht umarmen? O vergieb mir den Schrecken, den ich dir verurſachte. Ich wollte dich überraſchen. Liebes Mädchen, nicht wahr, du verzeihſt mir.

Mathilde. (freudetrunken) Verzeihen? Ach lieber, lieber Adolph. Gottlob, daß du lebeſt. Wir hielten dich für todt.

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Die Priorin. Adeline.

Adeline läuft der Priorin vor, und bleibt plözlich ſtehen.

Helmar. Adeline, meine Adeline! Du hier? Ach ich bin zu glüklich! Schweſter ſteh ihr bei .... ſie ſinkt!

Mathilde. (faßt sie in ihre Arme) Ja, liebe Schwester, er ists; es ist unser Adolph, dein Bräutigam.

Die Priorin. Fassen Sie sich, mein Kind. Sie kann weinen! gut, gut; nun haben wir keine Ohnmacht mehr zu befürchten.

Mathilde. Adeline, Adeline! siehst du ihn nicht? Sieh er strekt dir seine Hand entgegen. (sie legt Adelinens Hand in die seinige.)

Adeline. (mit leiser Stimme) Ach ich fühle an ihrem Druck wie süß es seyn muß vor Freude zu sterben.

Die Priorin. Leben sollen Sie, liebes Fräulein, für ihn leben.

Adeline. Guter Gott! Ists möglich! Sey mir willkommen, mein Adolph!

Helmar. Adeline, meine Braut! Ach und ich soll dich nicht in meine Arme schliessen?

Die Priorin. Das sollen Sie, mein Herr. Zu uns herein darf ich Sie nicht führen; allein Ihre Schwester und Ihre Braut sollen zu Ihnen hinaus kommen. Geht, Kinder, ich erlaube es euch. (sie eilen hinaus.)

Eilfte Scene.

Helmar. Die Priorin.

Helmar. Edle, großmüthige Frau, dafür möchte ich Ihre Knie umarmen.

Die Priorin. Als ob es einer Priori nicht erlaubt wäre, ein Herz zu haben.

Helmar. Erlaubt wohl, aber nicht immer gegeben.

Die Priorin. Seit gestern, da der Zufall die guten Kinder in unserm Kloster zusammen führte, thaten sie nichts als Ihren Tod beweinen. Adelinens Stiefvater wollte sogar die Urkunde davon besitzen.

Helmar. Der Elende! Es ist nicht das einzige Bubenstük, dessen er sich schuldig machte. Doch ich höre sie kommen. (er eilt nach der Thüre.)

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Adeline und Mathilde stürzen zu gleicher Zeit in Helmars ausgebreitete Arme. Eine lange Pause. Die beiden Mädchen drücken Helmar in stummer Entzückung wechselsweis an ihr Herz. Er erwiedert ihre Umarmungen. Ihre Freudenthränen vermengen sich.

Adeline. (gen Himmel blickend) Auch du, Allgütiger, hast deinen Antheil an diesen Thränen.

Die Priorin. (gerührt für sich) Schöner ward nie in diesen Mauern gebetet.

Adeline. Es ist also kein Traum; ich habe dich wieder, du Auferstandener!

Mathilde. Seit sechs Monaten erhielten wir keinen Buchstaben von dir.

Helmar. Das wundert mich. Ich habe doch aus Lissabon geschrieben. Wir litten unweit dem

grünen Vorgebirge Schiffbruch, und ein portugiesisches Fahrzeug nahm diejenigen unter uns auf, die sich retteten.

Adeline. Ach Gott! eben dieser Schiffbruch, dessen die Zeitungen erwähnten, war für mich die erste Botschaft deines Todes. Mein Stiefvater machte sich die barbarische Freude, mir das Blatt vor Augen zu legen.

Helmar. Der Unmensch! ich flog gestern nach Froneck; ich fragte nach Adelinen: Sie ist entkaufen; antwortete er mir frostig. Ich fragte nach ihrem Bruder: Er ist abwesend. Ich verlangte ihre Mutter zu sprechen: Das können Sie nicht; sie ist der Sprache und des Verstandes beraubt. Bei diesen Worten ließ er mich stehen. Urtheile von meiner Verzweiflung. Sein Schloß, sonst mein Paradies, ward mir zur Hölle. Ich verließ es, um in den Armen meiner Schwester mein Unglük zu beweinen! mir ahnete nicht, daß ich hier das Ende desselben finden sollte.

Adeline. Ein guter Engel hat mich in dieses Kloster geführt.

Mathilde. Und dein anderer guter Engel wird dich wieder herausführen.

Die Priorin. (lächelnd zu Adelinen) Nun brauche ich Ihnen wohl kein Novizenkleid zu bestellen?

Helmar. Ein älteres Gelübde ruft sie zum Altare. Dein Vormund, meine Adeline, ist von

seiner Reise zurük. Morgen werde ich zu ihm eilen, und deine Hand von ihm fodern, die deine Eltern mir schon vor drei Jahren zugesagt haben. Du erlaubst es mir doch?

Adeline. (lächelnd) Ich erlaube dir deine Frage selbst zu beantworten.

Helmar. (drükt ihre Hand an seinen Mund) In dieser Hand liegt die Entschädigung für alle meine Leiden. (zur Priorin) Ihnen, ehrwürdige Frau, überlasse ich meine Braut; aus Ihrer Mutterhand werde ich sie in einigen Tagen empfangen, und mit ihr meine Schwester in die Arme unsers Vaters zurükführen.

Die Priorin. Das Amt einer Brautmutter ist neu für mich; allein ich nehme es an, und wenn ich Ihre Adeline nicht zum Traualtare begleiten kann, so werde ich ihr doch meinen Segen mitgeben.

Die Höhle bei Kroton.

In tiefe Schwermuth versenkt, irrte Agenor zwischen den Rebhügeln umher, die den Meerbusen bekränzen, aus dessen Schoße die Stadt Kroton emporsteigt. Er war ein Schüler des göttlichen Pythagoras, den er das Jahr zuvor verlassen hatte, um in den Geschäften seines Vaters, eines reichen Kaufmanns von Tarent, nach Tyrus zu segeln. Als er nach tausend überstandenen Gefahren in seine Vaterstadt zurükkam, hörte er die schrekliche Kunde von der Mordscene, die sich wenig Tage zuvor in Kroton zugetragen hatte.

Auf das Ansehen des Pythagoras und seiner Anhänger eifersüchtig, hatte der mächtige Kylon und seine nichtswürdigen Bundsgenossen die Bürger gegen die Freunde der Weisheit aufgehezt, an der Spitze der verblendeten Rotte die edelsten der Menschen mit Feuer und Schwerdt verfolgt, und das heilige Band ihrer Gesellschaft zerrissen. Pythagoras und einige wenige seiner Vertrauten entrannen der allgemeinen Aechtung; allein Agenor hatte bisher sich umsonst bemüht, ihren verborgenen

Aufenthalt zu erfahren. Der Gastfreund, bei dem er herbergte, hatte insgeheim einen treuen Diener ausgesandt, der den edeln Flüchtlingen nachspüren sollte, und Agenor erwartete nur seine Rükkunft, um das treulose Kroton zu verlassen. Bald als Botsknecht, bald als Jäger verkleidet, gieng er immer mit dem Anbruche des Tages aus der Stadt, und kehrte erst am späten Abend in ihre verhaßten Thore zurük.

So hielt er auch jezt seine melancholische Wanderung, die ihn unvermerkt in das einsame Olivenwäldchen führte, wo er so oft von seinem Lehrer in die Geheimnisse der höhern Weisheit eingeleitet wurde. Diese Erinnerung zerriß ihm das Herz. Gleich einem Kinde, das sich von der Seite seines Vaters verloren hat, streifte er zweklos umher, ohne darauf zu achten, wohin, als er sich plözlich in ein wildes Gebüsch verwikelt sah, hinter dem eine Kette zakigter Felsen hervorragte. Vergebens suchte er einen Ausgang aus diesem Labyrinthe; der Rükweg hatte sich hinter ihm zugeschlossen. Endlich glaubte er einen frischgebahnten Pfad durch das Gesträuch zu entdecken; er folgte dieser Fährte, und nachdem er sie bald verloren, bald wieder gefunden hatte, gelangte er matt und lechzend an den Eingang einer Grotte, aus der sich eine heitere Quelle über bunte Kiesel hervorstürzte.

Es war hoher Mittag, und die senkrechten Strahlen der Sonne vergoldeten die Quelle. In der Grotte selbst, dachte er, muß das Wasser kühler seyn; ich will hineingehen, und bis die Sonne ihre Laufbahn vollendet hat, in dieser Felsenkammer ausruhen. Er gieng hinein, und trank mit gierigen Zügen aus dem Granitbecken, in welches der flüssige Crystall zwischen den Ritzen der Felsenwand hervorsprudelte. Nun sah er sich um, und bemerkte, daß ein schlangenartiger Gang, gleich dem Schachte des Bergmanns, in das Herz des Felsen führte. Ein jugendlicher Vorwiz bewog ihn, ihm zu folgen. Allmählich erweiterte sich die Höhle; aber dicke Finsterniß verbarg ihm selbst die Hand, womit er vor sich hintappte.

Plözlich erblickte er ein blendendes Licht, und in seiner Strahlenfluth schwebte eine Göttergestalt; schön, wie die Mutter der Grazien. Agenor stand still, und eh er noch den zweiten Blik auf das empyreische Wesen werfen konnte, hörte er einen dumpfen Knall, und die Göttergestalt war verschwunden. O gewiß, dacht er, ist es die Nymphe dieser Grotte, die Beschüzerin der reizenden Quelle. Er warf sich auf seine Kniee; ein frommes Gebet, leise, wie die Unsterblichen es lieben, floß von seinen Lippen, und eine Thräne der Andacht, heiliger als alle Gebete, stieg in sein Auge. Noch lange weilte er an der wundervollen Stätte; er forschte, er lauschte, allein er konnte nichts mehr sehen, nichts mehr hören.

Jezt kehrte er an den Eingang der Grotte zurük, trug die schönsten und flachsten der umherliegenden Steine zusammen, bauete neben dem Brünnchen einen Altar, und gelobte, der wohlthätigen Göttin am folgenden Morgen ein Opfer darzubringen. Ihr Bild verließ ihn auch im Schlummer nicht, in den seine frommen Betrachtungen ihn einwiegten. Sie trat vor ihn hin; ihr freundlicher Blik schien ihm zu sagen, folge mir. Er fuhr auf, um ihre Knie zu umfassen; aber das flüchtige Traumbild zerrann in seinen Armen.

Seufzend verließ er nun sein Lager, um nach der Stadt zurükzukehren, von der er über vierzig Stadien *) entfernt war. Er bezeichnete seinen mühsamen Rükweg durch die verwachsenen Hecken, indem er hin und wieder die Blätter derselben abstreifte, und die Nacht war bereits eingebrochen, als er seine Wohnung erreichte. Er warf sich auf sein Bette, ohne ein Auge zu schliessen. Die himmlische Gestalt, die er immer vor sich sah, erhielt seine Seele in einer beständigen Entzükung, und zerstreute die Schwermuth, die an seinem Herzen nagte: So zerstreut Selene die Bangigkeit des verirrten Wanderers, wenn sie den schwarzen Vorhang der Nacht hinwegzieht, und ihm ihr glänzendes Antliz zuwendet.

*) Ungefähr eine Meile.

Sobald der Tag grauete, stieg Agenor in den Garten seines Gastfreundes, füllte seine Jägertasche mit frischen Feigen und Granatäpfeln, und machte sich, mit einem Wurfspieße bewafnet, auf den Weg. Nun kostete es ihn wenig Mühe, die Grotte wieder zu finden. Knieend legte er sein Opfer auf den kleinen Altar, und gieng hierauf in das Innere der Höhle, mit der süßen Hoffnung erfüllt, daß die Nymphe ihm wieder erscheinen würde. Er weilte lange im dunklen Gewölbe, und sandte manchen stillen Seufzer zur Göttin ab; allein die Seufzer verhauchten, und die Göttin erschien nicht. Traurig, gleich dem armen Perlenfischer, wenn er nichts als leere Muscheln aus dem Abgrunde herauf brachte, kehrte er mit säumendem Schritt in die Stadt zurük. Seine Kräfte waren durch Wachen und Müdigkeit erschöpft. Ein wohlthätiger Schlaf sank auf seine Stirne herab; auch jezt sah er im Traume die Nymphe wieder, die ihm freundlich zulächelte, und die Arme nach ihm ausstrekte.

Seine Hoffnung erwachte mit ihm; ein allmächtiger Zug führte ihn wieder zur Grotte. Er fand den Altar leer; die Früchte, womit er ihn gestern bedekt hatte, waren verschwunden. Mit wonnevollem Staunen warf er sich auf die Kniee. Sie hat Wohlgefallen an deinem Opfer, rief sein Herz ihm zu; gewiß wird sie dir wieder erscheinen. Hastig

leerte er nun seine Jägertasche auf den Altar. Sie war mit einem Brode und mit frischen Mandeln angefüllt, die er zu seiner eigenen Nahrung bestimmt hatte. Eine Freudenthräne fiel in das heiterstrudelnde Brünnchen, aus dem er sich einen Labetrunk schöpfte. Die Ehrfurcht hielt ihn ab, in den Schoß der Höhle zu dringen: die wahre Andacht, wie die wahre Liebe, will nicht nehmen, sondern empfangen. Er verweilte bis gegen Abend in der Vorhalle des Heiligthums, und eilte dann mit frohem Herzen nach Hause.

Noch drei Morgen wiederholte er seine geheime Wallfahrt. Bald waren es purpurfarbne Pfersiche, oder getroknete Datteln, oder ein gewürzreicher Honigkuchen, mit Blumen geziert, die er der Göttin opferte. Jedesmal fand er den Altar leer; nur lagen am dritten Tage einige Blumen auf der Erde zerstreuet, die ihm den Weg in die innere Höle vorzuzeichnen schienen. Wonnetaumelnd stürzte er hinein; allein die Nymphe ließ sich nicht blicken. Genug, sie verschmähet meine Gabe nicht, sagte er, indem er nach langem vergeblichen Harren die finstere Kluft verließ. Ist sie doch meinem innern Auge sichtbar, und was heute nicht geschah, kann morgen geschehen. Der Arme! er wußte nicht, was ihm auf Morgen bevorstand.

Die

Die freudigste Zuversicht hatte seine Schritte beflügelt; allein er blieb, wie vom Zauberblicke Medusens versteinert, am Eingang der Grotte stehen, als er sein Opfer unversehrt auf dem Altare fand. Er wollte seinen Augen nicht trauen; seine Hände berührten die Früchte, und bestätigten das Zeugniß seiner Augen. Namenlose Traurigkeit erfüllte seinen Busen; bittere Thränen rollten über seine Wangen. Ihm war als müßte er die Göttin im Herzen der Höhle aufsuchen, um ihr seinen Kummer zu klagen. Er sah nichts, als mitternächtliches Dunkel; allein ihm dünkte, als hörte er, bei seinem Eintritt, etwas Lebendiges davon schwirren. Ein Schauder ergriff ihn. Er lauschte, und hörte nichts mehr. Er drang vorwärts, so weit er konnte; alles war still, wie im Hause des Todes. Er glaubte sich betrogen zu haben. Lange tappte er in dem winkligen Gewölbe umher, bis er den Ausgang fand, der ihn zur Quelle zurükführte. Er legte sein frisches Opfer zum vorigen, und eilte, wie von einem feindseligen Dämon verfolgt, zur Grotte hinaus. Seine schlummernde Melancholie erwachte wieder in seinem Busen. Er war einem Armen gleich, der sich reich träumte, und durch die krächzende Stimme des Hungers aus seinem Schlafe erwekt wird.

In diesem schrecklichen Zustande kam er in die Stadt zurük. Er verschloß sich in seine Kammer.

Bisher hatte er nicht Kraft zu denken; eine unsichtbare Hand hatte einen dichten Flor über seine Seele gegossen. Nach und nach fand er sich selbst wieder. Womit hast du sie beleidigt, rief er, daß sie nun dein Opfer verachtet? Vielleicht durch den unbescheidenen Vorwiz, womit du gestern in ihr Heiligthum drangest. Allein hat sie nicht selbst den Blumenpfad hingezeichnet, der dich zu ihr einlud? Wie, wenn sie dich blos prüfen wollte, um deine Geduld desto herrlicher zu krönen? Ja, ja das wird es seyn! das unauflösliche Räthsel ist gelöst. Ein glühender Stein wälzte sich von seinem Herzen, und, von neuen Hoffnungen belebt, beschloß er, am folgenden Tage wieder nach der Höhle zu wallen. Ich will erst gegen Abend hingehen, dachte er, und die Nacht dort zubringen; die Götter wählen gern die Nacht zu ihren Erscheinungen. Auch will ich eine Fackel mit mir nehmen, um eine bequeme Stelle aufzusuchen, wo ich übernachten kann. Seine Phantasie beschäftigte sich den ganzen folgenden Tag mit Ausmahlung dieses Plans. Sie zeigte ihm die Göttin im vollen Glanz ihrer Majestät, und erhob ihn bereits unter die Zahl jener seltenen Sterblichen der Vorzeit, die eines Umgangs mit überirdischen Wesen gewürdigt wurden.

Schon hatte das Meer des Phöbus goldenen Wagen in seinen Schoß aufgenommen, und der

Dämmerung braune Schatten deken das Erdreich, als Agenor in der Grotte anlangte. Noch lagen seine beiden Opfer unberührt auf dem Altar; allein er hatte kaum Zeit, es zu bemerken. Gleich bei seinem Eintritt zog ein dumpfes Geräusch seinen Blik nach der finstern Kluft, welche die beiden Gewölbe vereinigte. Hier sah er einen dikköpfigen Zwerch, der ihn mit feurigen Augen anstierte. Eine neue Prüfung, dachte Agenor, und langte hastig nach seinem Feuerzeug, um seine Fackel anzustecken. Jezt brannte sie, und der Zwerch war verschwunden. Mit dem Windlicht in der linken, und dem Jagdspieß in der rechten Hand, trat er in den Schoß der Höhle. Plözlich erblikte er mit Entsetzen einen ungeheuern Wolf, der, vom Schein der Fackel geblendet, vor ihm zurükwich, und sich in einen Winkel schmiegte. Gewiß, dachte er, hat dieses Unthier meine vorigen Opfer aufgezehrt, und ist durch meine Ankunft gehindert worden, seinen Raub zu wiederholen. Schaam und Grimm erhizten seinen Muth; er gieng gefaßt auf die Bestie los, und bohrte ihr den Jagdspieß in's Herz. Unwillkührlich ließ er in gleichem Moment seine Fackel auf die Erde fallen, welche auslöschte. Er hatte sie eben aufgerafft, und dem in seinem Blute röchelnden Wolfe noch einen Stoß versezt, als er im hintersten Grunde der Höhle einen dünnen Lichtstreif wahrnahm, der aus einer Felsenritze hervorschimmerte.

Agenor glaubte zu träumen. Er trat dem Schein etwas näher. Anſtatt zu ſchwinden, wie er es fürchtete, vermehrte ſich die Helle. Plözlich, wie der zündende Bliz, erwachte in ihm der Gedanke, daß die Göttin ſeinen Irrthum in ſeinem Herzen geleſen habe, und ihm ihre Gegenwart offenbaren wollte. Mit feierlichem Schritte gieng er immer vorwärts, und nun befand er ſich an einer ſchmalen Oefnung, aus welcher das Licht hervorquoll. Sein Herz klopfte; ein frohes Zittern zukte durch alle ſeine Muskeln: Eine innere Stimme gebot ihm, in dieſes geheime Heiligthum einzudringen.

Mit gebüktem Nacken wand er ſich durch die gekrümmte Schlucht, und... wer mahlt ſein Erſtaunen? jezt ſtand er in einer felſernen Zelle, in welcher ein junges Mädchen und eine ältliche Matrone auf einem Lager von Thierhäuten ſchliefen. Auf einer kleinen ſteinernen Tafel brannte eine Lampe, welche die Finſterniß mehr ſichtbar machte, als erheiterte. Agenor war entgeiſtert; alle ſeine Sinne floſſen in ein dunkles, namenloſes Gefühl zuſammen. Jezt regte ſich das Mädchen, es ſchien mit einem ſchweren Traume zu kämpfen. Nein, mein Geliebter, ſprach es, mit halbleiſer, ſüßklagender Stimme, der Tod hat unſere Herzen nicht getrennt. Ewig, ewig... Barmherzige Götter! Sie iſt es, rief Agenor. Zoe, meine Zoe! In gleichem Nu

fuhr die Matrone und das Mädchen auf. Meine Zoe, wiederholte Agenor. Ja, ja, du bist es! stammelte Zoe, sanft schauernd, sey mir gegrüßt, theurer, heiliger Schatten. Nicht sein Schatten, rief der Jüngling, indem er sich auf die Kniee warf, und des Mädchens ausgestrekte Hand an seine glühenden Lippen drükte, er selbst ist es, Agenor ist es, er lebt, und lebt allein für dich!

Freudenthränen auf den Busen des Geliebten geweint, waren Zoes Antwort, indeß ihre Gefährtin auf den Knieen lag, und ihre Hände zum Himmel erhob. Endlich rief das zärtliche Mädchen im Taumel seiner Entzückung: So ist es denn wahr, so habe ich dich wieder, du Lieber, den ich schon sechs Monate für todt beweine! Es gieng hier allgemein die Rede, dein Schiff sei untergegangen. Das Gerücht war nicht falsch, erwiederte Agenor: leck und entmastet ward es an eine kleine Felseninsel geschmettert, wo es scheiterte. Nur ich, und zween meiner Gefährten retteten uns durch Schwimmen. Wir wurden von den armen Fischern, die das Eiland bewohnten, gastfreundlich aufgenommen; weil aber keine Schiffe hier landen, als die durch Sturm auf diese nakte Küste verschlagen, oder genöthigt werden, frisches Wasser einzunehmen, so mußten wir über sechs Monden harren, bis wir den unwirthbaren Felsen verlassen konnten.

Ein Kauffahrer von Corinth brachte uns nach Tarent, wo tausend widersprechende Sagen mich vom Unglük unterrichteten, das den weisesten unter den Sterblichen und seine Freunde in Kroton betroffen hat. Ich riß mich aus den Armen meines Vaters los, und floh hieher, um dich und die Deinigen zu retten. Ich kam um drei Tage zu spät. Pythagoras und dein Vater waren zwar den Mordgesellen Kylons entgangen, aber niemand konnte mir sagen, wohin sie geflohen sind. Allein wie kam meine Zoe in diese grauenvolle Höhle?

Zoe. Sie war ehedem der geheime Aufenthalt des göttlichen Pythagoras. Hier machte er in einsamer Abgeschiedenheit seine großen Entwürfe, Tugend und Glükseligkeit unter den Menschen zu verbreiten, indeß der blöde Pöbel wähnte, daß er in das Schattenreich hinabgestiegen sey, um die Geister der Vorwelt um Rath zu fragen. Seine Flucht und die Flucht meines Vaters war so unvermuthet, und die Gefahr so dringend, daß sie mir nicht gestatten wollten, ihnen zu folgen. Gleichwohl konnten sie mich nicht ohne Schuz in der Stadt zurüklassen, zumal da der jezt allmächtige Kylon sich kurz zuvor vergebens um mein Herz beworben hatte.

Agenor. Der Bösewicht! Gesegnet sey die Hand, die dich seiner Wuth entriß.

Zoe. Es war die Hand des Pythagoras selbst. Der weise Mann führte mich und die redliche Thisbe, meine Amme, in diese verborgene Freistatt, wo wir den Begleiter erwarten sollen, den mein Vater uns senden wird; wenn er selbst einen sichern Zufluchtsort gefunden hat.

Agenor. Dank sei der wohlthätigen Göttin, deren unsichtbare Hand uns zusammenführte! Auf einem meiner melancholischen Spaziergänge gerieth ich in diese Grotte; da erschien mir . . .

Zoe. (lächelnd) Deine Zoe.

Agenor. Du meinst vielleicht gestern? Ich merkte wohl, daß etwas Lebendiges an mir vorbeischlüpfte; allein ich konnte niemanden sehen. Ich rede von einem Gesichte, das ich hatte, als ich zum ersten Male diese Höhle betrat. Es war eine hohe, weiße Gestalt in einem stralenden Gewande. O, gewiß war es die Nymphe dieser Grotte.

Zoe. (ihn umarmend) O, gewiß war es deine Zoe! Um unentdeckt des Lichts zu genieſſen, und den feuchten Dünsten einen Ausgang zu verschaffen, hatte Pythagoras an der Decke der innern Höhle eine Oefnung angebracht, die sich vermittelst einer Fallthüre auf- und zuschlieſſen läßt. Nur um den Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, fallen ihre gedrängten Strahlen auf diese Oefnung. This-

be, die uns bisher mit Speise und Trank versorgte, war krank. Ich wollte Wasser in der Quelle holen, und hatte, um desto leichter den Weg aus der innern Höhle zu finden, die Fallthür aufgezogen, als ich auf einmal einen Fremden gewahr wurde, den ich in der dunkeln Entfernung nicht unterscheiden konnte. Plözlich ließ ich die Thüre fallen, um mich seinen Blicken zu entziehen. Des andern Tages fand ich bei der Quelle einen Vorrath auserlesener Früchte, wofür ich die Götter und den unbekannten Wohlthäter segnete, dessen frommem Irrthum ich diese Gabe zu danken hatte. Sie schüzte mich vor der Gefahr erkannt zu werden, wenn ich, statt meiner Thisbe, in einer der benachbarten Schäferhütten, unsre Lebensmittel hätte einkaufen müssen. Seit vorgestern ist sie wieder gesund, und, um zu verhüten, daß unser Wohlthäter uns nicht endlich entdecken möge, beschlossen wir, sein Opfer nicht mehr zu berühren. Gleichwohl konnte ich gestern einem ahnenden Vorwiz nicht widerstehen, der mich antrieb nachzuforschen, ob die scheinbare Verachtung seiner Gaben ihn nicht abgehalten habe, sie zu wiederholen. Einen Augenblik später, und ich wäre dir in die Hände gelaufen.

Einen Augenblik später, sagte Agenor, indem er sie an sein Herz drükte, und meine Zoe und ihre treue Pflegemutter wären diesen Abend das Schlacht-

opfer eines grimmigen Raubthiers geworden. Nun erzählte er dem bebenden Mädchen seinen Kampf mit dem Wolfe, und beschwor sie, mit ihrer Gefährtin diesen gefährlichen Ort zu verlassen. Das können wir nicht, sagte die Amme; wir erwarten jede Stunde den Boten des Lysis. Wenn er uns nicht hier fände, so würde der gute Vater vor Gram vergehen. Davon wollen wir morgen sprechen, versezte der Jüngling; gib mir eine Lampe, gute Thisbe, indeß ihr der Ruhe genießt, will ich die Nacht über den Eingang euerer Klause bewachen.

Zoe schlief wenig; die Trunkenheit der Freude hielt ihre Sinne offen. Ihr Blik hieng beständig am Eingang der Zelle; ihr Ohr lauschte den Athemzügen des Geliebten entgegen, der kaum sechs Schritte von ihr entfernt war. Mit dem Aufgang der Sonne brachte sie ihm ihren Morgenkuß, und Agenor brauchte wenig Mühe, sie zu bereden, ihm nach Tarent zu folgen. Damit der Bote deines Vaters nicht glaube, daß ihr vom Wolfe zerrissen worden, will ich ihn im Schlupfwinkel, darein er sich verkroch, mit Moos und Steinen zudecken, und damit dein Vater deinen Aufenthalt erfahre, können wir ja auf deinem Tisch eine Scherbe zurüklassen, worauf ich die Worte eingraben will: „Die Nymphe, welche „diese Grotte bewohnte, ist, vom Amor geleitet, „an das unentweihte Ufer von Tarent entflohen."

Gegen dieſen Vorſchlag hatte ſelbſt die ſorgſame Thisbe nichts einzuwenden. Agenor eilte in die Stadt zurük, und verabredete ſeine Reiſe mit dem Tarentiner Schiffer, der ihn nach Kroton gebracht hatte. Des Abends kam er mit einem treuen Diener in die Höhle. Zoe und ihre Amme wurden als Sclaven vermummt, und, um ſich ganz unkenntlich zu machen, bräunte er ihr Geſicht mit der grünen Schelfe der Wallnuß. Unbemerkt erreichten ſie das Schiff, und liefen ſchon am folgenden Tage glüklich in Tarent ein. Die erſte Perſon, die ſie bei Agenors Vater erblikten, war der ehrwürdige Lyſis, der, im Schoße der Freundſchaft, eine Freiſtatt gefunden hatte. Wonnezitternd ſtürzte Zoe ihrem Vater in die Arme, der ſie nach wenig Wochen mit dem edeln Agenor vereinigte, welcher ſchon das Jahr zuvor das Gelübde ihres Herzens empfangen hatte. Pythagoras ſelbſt kam von Metapont herüber, um dem Brautfeſte ſeines Schülers mit der Tochter ſeines Freundes beizuwohnen, und der Segen der Götter ruhete auf dem tugendhaften Paare.

Prosaische Versuche

von

Gottlieb Conrad Pfeffel,

der Königlich Preußischen Akademie der Künste und der freyen literarischen Gesellschaften des Ober- und Nieder-Rheins Mitgliede.

Zehnter Theil.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1812.

Inhalt.

	Seite
Die Entführung.	1
Thereſe. Eine Hirtengeſchichte. . .	74
Eduard und Wilhelmine. Eine wahre Anekdote.	101
Mariechen. Eine wahre Anekdote. . .	128
Kunigunde von Hungerſtein. . . .	134
Victorine. Eine ſavoyſche Novelle. .	143
Die Räuberhöhle. Ein Fragment. . .	183

Die Entführung.

Elise von Landeck war die Wittwe eines kaiserlichen Obersten, der im Revolutionskriege das Leben verlor. Sie lebte unweit einer herzoglichen Residenz auf ihrem Gute Blumenthal mit einer einzigen Tochter, deren Erziehung sie ihr ganzes Daseyn widmete. Sie behandelte sie mehr wie eine ältere Schwester die jüngere behandelt, und wer sie nicht kannte, würde sie auch eher für Schwestern, als für Mutter und Tochter gehalten haben. So frisch, so jugendlich sah Elise noch in ihrem drei und dreißigsten Jahre, so hochblühend, so vollendet Auguste in ihrem sechzehnten aus.

Seit dem Tode ihres Gatten hatte Elise die Residenz nicht besucht. Sie bedurfte keiner fremden Hülfe, um ihrer Tochter eine gesunde Moral, und alle die nützlichen und angenehmen Kenntnisse beizubringen, die sie ehedem selbst in einer prunklosen, aber darum nicht weniger vortreflichen, Erziehungs-Anstalt empfangen hatte.

Einige adeliche Familien, die des Sommers ihre benachbarten Güter bewohnten, und bei ihrer Ankunft Elisen jedesmal besuchten, zogen sie dann mit ihrer Tochter von Zeit zu Zeit in ihren kleinen Zirkel, aus dem sie aber stets mit Vergnügen in die Einsamkeit zurückkehrte. Auguste gewann dabei so viel, daß sie nach und nach jene scheue Blödigkeit ablegte, die bei einer reinen, jugendlichen Seele die unvermeidliche Folge einer klösterlichen Lebensart ist.

Bei diesen Besuchen wurde sie bisweilen aufgefodert, sich auf dem Piano hören zu lassen. Ein Wink ihrer Mutter mußte die Aufforderung bestätigen, und so oft dieses geschah, erntete sie, durch die geschmackvolle Reinheit ihres Spieles, den Beifall der Gesellschaft. Auch hierin, wie in der Blumenmahlerei, war ihre Mutter ihre Lehrerinn gewesen. So wenig aber Elise gegen diesen Beifall gleichgültig war, so wenig verhehlte sie sich die Wahrheit der Bemerkung, die ihr bisweilen gemacht wurde, daß ihrer Schülerinn noch einige Monate Unterricht von einem ausgezeichneten Meister fehlten, um ihr musikalisches Talent völlig auszubilden.

Doch dieser Beweggrund würde Elisen nie vermocht haben, ihren ländlichen Aufenthalt zu verlassen, wenn nicht eine Erbschaft von einigen Tausend Thalern, die eine Schwester des Obersten

Auguſten hinterließ, ſie genöthigt hätte, dieſes Geſchäft in der Reſidenz zu betreiben, wo ihre Miterben wohnten. Sie entſchloß ſich alſo, den eben eingetretenen Winter dort zuzubringen, und dieſen Umſtand zu benutzen, um den Unterricht ihrer Tochter durch würdige Lehrer vollenden zu laſſen.

Sie übergab ihr Landhaus der Hut des biedern Ehrhards, ihres Gärtners, und ſeiner verſtändigen Hausfrau, die mit einem alten, ſchwerhörigen Reutknechte des Oberſten, einer Köchinn und einer Zofe, ihr ganzes Hofperſonale ausmachten. Röschen, die Zofe, mußte die Reiſenden begleiten; ſie war eine arme Waiſe, die Eliſe als Kind aufgenommen hatte; ein gutes, aber einfältiges Mädchen, das in ſeinem zwölften Jahre von der kleinen Auguſte als eine Geſpielinn, und im 18ten von der erwachſenen Auguſte, als eine Freundinn behandelt wurde.

Die Reſidenz war nur fünf Meilen von Blumenthal entfernt. Eliſe legte mit ihren Gefährtinnen die kleine Reiſe glücklich zurück, und bezog eine ſtille, beſcheidene Wohnung, wo ſie beinahe eben ſo eingezogen lebte, als auf dem Lande. Auguſte zeigte ſo vielen Eifer, ihre Zeit wohl zu benutzen, daß ihre Mutter ſie oft nöthigen mußte, ihr in die Geſellſchaft zu folgen, die ſie aus Wohlſtand beſuchen mußten. Sie beſtunden vornemlich

aus den adelichen Familien ihrer Nachbarschaft, und den beiden Anverwandten, mit denen sie das Erbe der Tante zu theilen hatte. Unter diesen fand sie bald eine Freundinn in der Frau von Milden, die, wie sie, Wittwe, aber einige Jahre älter, und Mutter eines Sohnes war, der als Fähndrich bei der herzoglichen Garde diente, und einer Tochter, die, wie Auguste, in der ersten Blüthe des jungfräulichen Alters stand.

Dieses Haus war das einzige, das sie mit Vergnügen besuchte. Eben die Sympathie, welche die Mütter vereinigte, stimmte auch die Herzen der Töchter, nach wenig Wochen, in den sanftesten Accord der Schwesterliebe. Auguste nahm die Musiklectionen gemeinschaftlich mit Emilie, bei der ihre vorzügliche Stärke eben so wenig Eifersucht erregte, als Auguste sie, wegen Ueberlegenheit in Führung des Pinsels, beneidete. Oft wohnten die beiden Mütter den Uebungen ihrer Töchter bei, und der Fähndrich begleitete zuweilen ihr Spiel mit seiner Violine.

Theodor war ein unverdorbener, edler Jüngling; er verdankte es den Lehren und dem Beispiele seines vor zwei Jahren verstorbenen Vaters, daß die Sirenenstimme der Verführung, die Stimme der Tugend noch nie in seinem Herzen übertäubt hatte. Seine jungen Kameraden nannten

ihn oft spottweis den Bruder Cato. Aber die Achtung seiner weisern Obern entschädigte ihn für diesen Spott. Selbst der Prinz Adolph, sein Oberster, dessen Sitten nichts weniger als rein waren, schätzte ihn wegen seiner Pünktlichkeit im Dienste, und liebte ihn wegen seiner einnehmenden Gestalt. Schon mehrmals hatte er der Mutter versprochen, für seinen kleinen Philosophen zu sorgen, und ihn einstweilen zu seinem Kammerjunker gemacht. Auch an dieser schlüpfrigen Stelle blieb Theodor seinen Grundsätzen getreu; er schien die Ausschweifungen des Prinzen nicht zu bemerken, und selbst in seinen vertrautesten Unterredungen mit seiner Mutter berührte er diese Saite nie. Ein Rest von Ehrgefühl, vielleicht die unwillkührliche Achtung, die sich die Unschuld bei nicht ganz verworfenen Menschen, und das war Adolph nicht, ohne es zu wissen, verschafft, hielt ihn sogar ab, sich in Theodors Gegenwart gegen die Gefährten seiner Wollüste mit seiner gewöhnlichen Freiheit heraus zu lassen. Der Frau von Milden waren die Flecken, die den Charakter des Prinzen entstellten, nicht unbekannt. Sie war auch nicht ganz ohne Sorgen für ihren Sohn, und ergriff daher jeden ungezwungenen Anlaß, um ihn gegen die Lockungen böser Beispiele zu waffnen. Allein ihre Unruhe verschwand, sobald sie bei diesen warnenden Unterredungen einen Blick in sein heiteres Auge,

und auf die offene Stirn warf, die kein innerer Vorwurf röthete.

Theodor war nur gegen die Reize des Lasters fühllos. Auguste, die er seit zwei Monaten beinahe täglich sah, und an der er, so oft er sie sah, eine neue Tugend, oder eine neue Schönheit entdeckte, konnte seinem Herzen nicht lange fremd bleiben. Er liebte sie, ehe ers wußte, und seine Mutter wußte es vor ihm. Mit stiller Freude beobachtete sie das Aufkeimen einer Neigung, die so ganz mit ihren Wünschen übereinstimmte, und sie erwartete nur sein Geständniß, um Elisen ihren Plan zu offenbaren.

Auguste, das heitere unbefangene Mädchen, fühlte ebenfalls, seit einiger Zeit, daß etwas mit ihr vorging, das sie sich nicht zu erklären wußte. Sie verlor sich oft in dunkeln Gedanken und Gefühlen, aus denen sie, wie aus einem Traume, erwachte, ohne sich dessen besinnen zu können, was sie geträumt hatte. Wenn Theodor ins Zimmer trat, fühlte sie, daß ihr Herz klopfte, und daß ihre Wangen glühten, und wenn er nicht zur gewöhnlichen Stunde erschien, wünschte sie gleichwohl seine Ankunft mit einer Ungeduld, die sie nur mit Mühe verbergen konnte. Ihre Mutter war nicht weniger scharfsichtig, als die Frau von Milden, da sie aber die Gesinnungen ihrer Freundinn noch nicht kannte, so verdoppelte sie

ihre Wachsamkeit, und vermied es, mit einer ungezwungenen Sorgfalt, in den Stunden, da der Fähndrich nach Hause zu kommen pflegte, Auguſten aus dem Geſichte zu laſſen.

Sophie, ſo hieß die Frau von Milden, bemerkte ihre Unruhe, und beſchloß, ihr ein Ende zu machen. Das erſtemal, da die beiden Mütter allein beiſammen waren, ſagte ſie zu ihrer Freundinn: Theodor und Auguſte kommen ſich immer näher; haben Sie Urſach, ihre Liebe zu hindern? ich habe keine. Eliſe warf ſich ihr in die Arme. Lange redeten nur ihre Freudenthränen. Sophie hatte ihr die Ausſicht in ein Paradies aufgeſchloſſen, darin ſich ihre Seele verlor. Seit der Geburtsſtunde meines Kindes, ſagte ſie endlich, war ich nicht ſo glücklich, als ich es in dieſem Augenblicke bin, glücklicher, unendlich glücklicher, als ich es hoffen durfte. Sie durften alles für Ihre Auguſte hoffen, erwiederte Sophie. Ein weit glänzenderes Glück, als ich Ihnen anbiete, aber kein reineres, konnte ihr zu Theil werden, dafür kann ich Ihnen bürgen. Ich kenne das Herz meines Sohnes.

Nur langſam erholte Eliſe ſich aus ihrer ſüßen Betäubung, und als die Unterredung ruhiger ward, kamen Beide überein, ihre Kinder ſich ſelbſt zu überlaſſen, und ſie blos in der Stille zu beobachten. Dieſe Beobachtung gab ihnen einen

Genuß, dessen ein zärtliches Mutterherz allein fähig ist. Sie sahen den himmlischen Eros, nicht jenen schelmischen Irrwisch, der sich nur allzu oft seine Gestalt anzaubert, sie sahen ihn die beiden Liebenden umschweben, und sie mit einer Blumenkette immer fester und fester umschlingen. Sie lasen in ihren feuchten Augen das Bekenntniß ihrer Gefühle, das Theodor noch nicht auszusprechen wagte, und für das Auguste noch keine Worte gefunden hatte. Ihrer Abrede getreu, schienen die Mütter nicht auf sie zu merken, und so hielten sie von ihren Kindern den Gedanken entfernt, sich vor ihnen zu verbergen.

Auguste und Emilie hatten eine neue Sonate zu vier Händen einstudiert, die sie mit bewunderswürdiger Fertigkeit spielten. Auf seine Schülerinnen stolz, drang ihr Lehrer unaufhörlich darauf, daß sie das Stück in einem Liebhaber-Concert aufführen möchten, wovon Theodor Mitglied war, und das die beiden Fräulein, von ihren Müttern begleitet, schon einige Male besucht hatten. Dieses Mal sollte es besonders glänzend werden, weil eine fremde Sängerinn, die bei Hofe eine Anstellung suchte, sich darin wollte hören lassen. Die Mädchen machten zwar allerhand Einwendungen, allein ihre Mütter, die dem Lehrer seine gehoffte Freude nicht verderben wollten, vereinigten sich mit ihm, um sie zu widerlegen, und fan-

den um so weniger Ursache, die Bitte zu versagen, da es etwas ganz gewöhnliches war, daß junge Personen in dieser geschlossenen Gesellschaft ihre musikalischen Talente versuchten.

Nun wurde die Sonate mit größtem Eifer repetirt, und als der große Tag erschien, begaben die beiden Mütter sich mit ihren Töchtern, vom Fähndrich begleitet, in die Versammlung. Sie war zahlreich und auserlesen. Es wurden einige Conzerte aufgeführt, nach denen die Italiänerinn eine Arie sang, die mit dem lautesten Beifall, besonders vom Prinzen Adolph, aufgenommen wurde, der wirklich Kenner war, und das Conzert als Gast besucht hatte. Er war bereits mit einem Anschlage auf die nähere Bekanntschaft der hübschen Brünette beschäftigt, als die beiden Fräulein von Theodorn an das Piano geführt wurden. Es bedurfte nur eines Blicks, um seine ganze Aufmerksamkeit zu Augusten hinzureißen, deren bescheidener Anzug die Reize ihrer Gestalt, und die unschuldvolle Grazie ihres Anstandes noch erhöhte.

Die Sonate wurde gespielt. Die ersten Tacte verriethen einige Schüchternheit, die aber bald besiegt wurde. Die zwei Freundinnen übertrafen sich selbst, besonders Auguste, welche die Hauptparthie spielte. Sie wurden mit einer beinahe andächtigen Stille angehört, und, als das Stück

zu Ende war, mit einem enthusiastischen Beifallklatschen, das die Person der Spielerinnen eben so sehr, als ihr Spiel erregten, an ihre Plätze begleitet. Kaum hatte Theodor sie ihren Müttern übergeben, so trat der Prinz zu ihm, und fragte ihn, wer das junge Frauenzimmer sey, das mit seiner Schwester ein so glänzendes Talent dargelegt habe. Theodor, der ohnehin die Erscheinung des Prinzen nicht vermuthet hatte, antwortete mit einiger Verlegenheit: das Fräulein von Landeck, Ihro Durchlaucht! die mit ihrer Mutter sich seit einigen Wochen hier aufhält. — Woher kennen Sie sie?

Es sind unsere Verwandte.

Ey! so müssen Sie mich Ihnen präsentiren.

Bei diesen Worten nahm der Prinz Theodoren bei der Hand, und gieng mit ihm zu den Damen, denen er über die Liebenswürdigkeit und die Talente ihrer Töchter einige schöne Phrasen vorsagte, die ihm die Bahn zu den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen öffnen mußten, womit er diese überströmte.

Die guten Mädchen, besonders Auguste, die noch nie mit einem Großen der Erde gesprochen hatte, standen stillzitternd und schaamroth vor ihm. Er nöthigte sie, sich zu setzen, und richtete das Wort mehrentheils an Augusten, deren holde Schüchternheit ihr einen Reiz gab, der für den

Prinzen eine bezaubernde Neuheit hatte. Auch wenn er mit den Müttern sprach, warf er von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf das Fräulein, das zwischen Emilien und Elisen, wie die jüngste der Grazien unter ihren Schwestern, saß. So oft er sie anredete, überzog eine neue Röthe ihre Wangen, sie senkte ihre Blicke und der sanfte Lispel ihrer Antwort vermehrte ihre Reize.

Theodor stand auf Kohlen; die Schläge seines Herzens hemmten seinen Athem, besonders da der Prinz es der Frau von Landeck in den verbindlichsten Ausdrücken verwies, daß sie mit ihrer Tochter nicht bei Hofe erschienen sey. Meine Tochter, antwortete sie, ist auf dem Lande erzogen, und wird in wenig Wochen mit mir auf das Land zurückkehren. Die große Welt ist ihr fremd, und soll ihr fremd bleiben . . . .

Hier gab das Orchester das Signal zu einem neuen Stücke. Theodor taumelte an seinen Posten, und auch der Prinz kehrte an seinen Platz zurück; er war fürs erste zufrieden, die Bekanntschaft angeknüpft zu haben. Doch hingen seine Blicke beständig auf der schönen Gruppe, die er so ungern verlassen hatte, und diese Augenweide machte ihn so zerstreut, daß er die zweite Bravour-Arie der Sängerinn kaum zu hören schien, und blos mechanisch beklatschte.

Das Conzert ging zu Ende. Das Vergnügen, das Augustens Triumph ihrer Mutter verursacht hatte, wurde durch ein willkührliches Mißbehagen gestört, und sie warf sich nun die kleine Eitelkeit vor, die sie gehabt hatte, ihre Tochter den Augen des Publikums, oder vielmehr des Prinzen, blos zu stellen, dessen unverwandte Aufmerksamkeit ihr so wenig als Theodorn entgangen war. Des andern Tages hatte der Fähndrich den Dienst bei ihm; kaum erblickte ihn Adolph, so rief er ihm zu: wissen Sie wohl, mein lieber Milden, daß Sie eine allerliebste Base haben? Ich frage, ob Sie es wissen? Einem Philosophen, wie Sie, konnte diese Entdeckung leicht entwischen. Theodor glühte. Nun, nun, fuhr er fort, erröthen Sie doch eben so sehr, als gestern das Bäschen. Was soll ich daraus schließen? — Daß Ihro Durchlaucht mir zu viel Ehre erweisen, wenn Sie mich für einen Philosophen halten. Er war zu verwirrt, um zu fühlen, daß er etwas ganz anders sagte, als er sagen wollte. Ist's möglich, rief der Prinz lachend, ist Cato worden wie unser einer? Nun, nun, das wundert mich nicht. Ein schöneres Geschöpf kann kaum die Phantasie eines Romanschreibers erzeugen. Ich bin so sehr von Ihrem Geschmacke, daß ich leicht Ihr Nebenbuhler werden könnte. Theodor war auf der Folter; er würde wieder etwas schiefes gesagt ha-

den, wenn nicht ein General, der sich anmelden ließ, ihn aus dieser peinlichen Lage erlöst hätte.

Diese Unterredung hatte ihn für den ganzen Tag verstimmt. Er wußte, daß der Prinz der Mann war, der aus Scherz Ernst machen konnte. Er gab sich alle Mühe, seinen Mißmuth zu verbergen, allein, das konnte ihm weder bei seiner Mutter, noch bei Augusten gelingen. Indessen fragte ihn keine nach der Ursache seiner stillen Melancholie; seine Mutter hatte sie errathen, und Auguste hoffte, sie von Emilien zu erfahren. Sie erfuhr nichts, und Theodor glaubte sich betrogen zu haben, als der Prinz in der Folge des schönen Mädchens mit keinem Worte mehr erwähnte.

Theodor hatte sich nicht betrogen. Das Herz des Prinzen, das bei Augustens erstem Anblicke Feuer gefangen hatte, nährte seine Flamme mit einer kühnen, aber stillen Sehnsucht, die er besonders vor dem Fähndrich zu verbergen suchte. Er hatte in seinen Augen das Geständniß seiner Liebe gelesen, und verhehlte sich nicht, daß, wenn Augustens Herz nicht mehr frei seyn sollte, diese Eroberung ihm sehr schwer werden, und eine ganz andere Tactik, als diejenige erfordern würde, deren er sich bisher mit so gutem Erfolge bedient hatte. Er erwartete alles von der Zeit und den Umständen, und suchte sich indessen in den Armen

der Donna Sylvia, so hieß die welsche Sängerinn, zu zerstreuen.

Diese Liebschaft, die nicht lange ein Geheimniß blieb, machte Theodoren vollends sicher, und bisweilen lächelte er über sich selbst, daß er sich durch einen Scherz des Prinzen hatte beunruhigen lassen. Sein Umgang mit Augusten wurde täglich inniger, und endlich gestunden sich Beide, in dem süßesten Moment ihres Daseyns, was ihre Herzen sich schon lange gesagt hatten. Keine Furcht trübte dieses Geständniß. Ihre Mütter waren ja Freundinnen, und das Glück ihrer Kinder war ihre einzige Sorge.

Am Abend dieses feierlichen Tages hatten sich die beiden Familien vereinigt, um ein neues Produkt der Vossischen Muse zu lesen *). Bei der Stelle:

Liebe war ihr Gespräch, uneudliche Liebe, des Herzens
Seligstes Glück und höchster Triumph, harmonischer Einklang
Zweyer Seelen, die sich in jedem Gedanken berühren,
Jedem Flug der Empfindung und jeder leisesten Ahnung.

*) S. der heilige Bund der Liebe und Freundschaft. Gesang 7.

legte Theodor das Buch weg, nahm Auguſten bei der Hand, und warf ſich mit ihr den beiden Müttern, die neben einander auf einem Sopha ſaßen, zu Füßen. Wir lieben uns, theure Mütter! willigen Sie in unſer Glück, und ſegnen Sie Ihre Kinder. So ſprach der edle Jüngling, indeß Auguſte die Hände der Mutter ergriff, und ſie mit Wonnethränen benetzte.

Eliſe und Sophie waren nicht überraſcht, aber tief gerührt. Gott ſegne euch, Kinder, ſagten ſie zu gleicher Zeit, indem ſie ihnen ihre offenen Arme reichten. Eure Wünſche ſind ſchon lange auch unſere Wünſche. Herz an Herz wurde nun auch der Schweſterbund der Mütter erneuert, und das Ende des Sommers zur Verbindung des jungen Paares feſtgeſetzt. Bis dahin ſollte ſie aus triftigen Familien-Urſachen geheim gehalten werden.

Theodor wagte zwar einige Einwendungen gegen dieſen Aufſchub, zumal, da ſeine Geliebte nun bald mit ihrer Mutter auf das Land zurückkehren ſollte. Sie werden mir einſt für dieſe Entfernung danken, mein Sohn, antwortete Eliſe. Sie wird Ihnen einen neuen Genuß verſchaffen, der nicht nur Ihrer Liebe, ſondern Ihrer Tugend eine köſtliche Nahrung geben wird. Zweimal in der Woche habt ihr Gelegenheit einander zu ſchreiben, euch eure Gedanken, eure Gefühle mitzu-

theilen, und wenn die Seelen vom Zauber der Sinne entfesselt sind, so sehen Sie sich in einem reinern Lichte, und der Bund, der sie vereinigt, wird täglich durch neue Bande der Verwandschaft befestigt. Die Freundschaft, ohne welche die Liebe bloß ein vergängliches Strohfeuer ist, bauet ihr einen ewigen Thron; und diese Freundschaft kann nur ein Werk der Zeit, nur das Resultat eines freien, unbefangenen Tausches unserer Gesinnungen, ja sogar einer ungeheuchelten Enthüllung unserer Fehler seyn. In der Entfernung werdet ihr gegen einander weniger zurückhaltend, und um so fähiger seyn, an eurer Veredlung zu arbeiten. So werdet ihr euch wechselseitig mit neuen Reizen und neuen Tugenden ausstatten, und so oft Theodor uns besucht, wird er Augusten seiner würdiger, und Auguste wird ihn ihrer würdiger finden. Ueber dieses war meine Tochter zu jung, als daß ich sie mit den Pflichten der neuen Laufbahn hätte bekannt machen sollen, die sie nun erwartet. Sie sind mannichfaltig und wichtig diese Pflichten, und das Herz meiner Auguste muß sie mit sich vor den Altar tragen, an dem sie die Erfüllung derselben geloben will.

Die Familie war noch im süßesten Gefühl ihres Glückes vereinigt, als sie eine Einladung zu einem Hofballe erhielt, der nach drei Tagen Statt haben sollte. Sie hätte kaum auf eine unange-

angenehmere Art in ihrer Freude gestört werden können. Die beiden Mütter sahen einander schweigend an, und ihre Kinder, besonders Theodor, suchten ihre Entschließung in ihren Augen zu lesen. Die Frau von Milden war die erste, die das Stillschweigen brach. Wir können die Einladung nicht ablehnen, sagte sie zu Elisen, zumal nach dem Vorwurfe, der Ihnen vom Prinzen im Conzert gemacht wurde. Er ist gewöhnlich der Anordner dieser Feste, an denen der Herzog wenig Geschmack findet.

Theodor schwieg noch immer; er hätte gern eine andere Meinung geäußert, wenn er seine Gründe hätte angeben dürfen. So wie er den Prinzen kannte, mußte er sogar fürchten, wenn die Frauenzimmer der Einladung nicht entsprächen, für den Ursächer dieser Unhöflichkeit gehalten zu werden, Emilie war die Einzige, die sich bei dem Ball zu amüsiren hoffte. Sie liebte den Tanz, und hatte keinen Liebhaber, bei dem sie alle Freuden der Welt vergessen konnte. Auguste hätte das für sie seltne Schauspiel gern mit angesehen, aber ohne eine Rolle dabei zu übernehmen, und ohne sich einen ganzen schönen Abend dadurch zu verderben. Indessen sollte ja Theodor sie begleiten. Dieser Gedanke erleichterte ihr das Opfer, und folgte ihr am großen Tage an die Toilette. Sie wollte ihrem Theodor gefallen,

vielleicht wollte sie auch seine Wahl im Voraus bei der Welt rechtfertigen. Einer sechzehnjährigen Braut wäre diese kleine Eitelkeit wohl zu verzeihen.

Die Gesellschaft war überaus glänzend, und schon sehr zahlreich, als die beiden Fräulein an der Seite ihrer Mütter in den empyräisch erleuchteten Saal traten. Kaum erblickte sie der Prinz Adolph, so kam er auf sie zu, und empfing sie mit besonderer Auszeichnung. Er führte sie an ihre Plätze, und erbot sich gegen Elisen, sie mit ihrer Tochter seinem Onkel, dem Herzoge, vorzustellen, der nach einer langwierigen Unpäßlichkeit heute zum erstenmale wieder öffentlich erschien. Der Fürst, der in seiner Jugend mit dem Herrn von Landeck unter Einem Regimente gedient hatte, empfing sie mit vieler Güte, und nachdem er sich einige Minuten mit der schönen Wittwe unterhalten hatte, entließ er sie mit dem Wunsche, ihr nützen zu können. In dem Munde des edlen Fürsten waren das keine leeren Worte.

Der Ball begann. Prinz Adolph eröffnete ihn mit der Prinzessinn, Tochter des Herzogs; und sobald er sich auch bei den ersten Damen des Hofes der Pflichten der Etikette entledigt hatte, forderte er Augusten zum Tanz auf. Sie reichte ihm zitternd die Hand, und alles, was er ihr Schönes und Aufmunterndes sagte, konnte sie

wohl schaamroth, aber nicht beherzter machen. Nach geendigtem Tanze setzte er sich neben sie, und knüpfte eine Unterredung an, die nicht geeignet war, ihre Verlegenheit zu vermindern. Er fragte nach dem Orte ihres Aufenthalts, nach ihren Beschäftigungen, nach ihren Zeitvertreiben. Natürlich mußte sie ihm die Musik nennen, und nun wiederholte er ihr all die Lobsprüche, die er ihr im Conzerte beigelegt hatte.

Der arme Theodor mußte sich in einer ehrerbietigen Entfernung halten, und freuete sich wenigstens eben so sehr, als seine Geliebte, da der Prinz aufstund, und Emilien die Hand zum Tanze bot. Die junge Städterinn folgte ihm mit liebenswürdiger Unbefangenheit, und tanzte besser, als ihre Freundinn. Dem ungeachtet kam er nie zu ihr zurück, als nachdem er zuvor mit Augusten getanzt hatte. Nach und nach verlor sich ihre Schüchternheit, und da der Prinz sie nie verließ, ohne sich mit ihr unterhalten zu haben, so fand er Gelegenheit, ihren hellen Verstand, und ihren gebildeten Geist kennen zu lernen. Ihre Mutter, an deren Seite sie saß, ward immer mit in die Unterredung gezogen, und man kann denken, daß er es nicht versäumte, ihr, als der Erzieherinn einer so vollkommenen Tochter, die feinsten Schmeicheleyen vorzusagen.

Blos um sie den Zudringlichkeiten seines ho-

hen Prinzipals zu entziehen, führte Theodor seine Geliebte einige Male in den Reigen; dann konnten sie sich ein Wort der Liebe zuflüstern, und immer endigte sich das flüchtige Gespräch mit dem Wunsche: wenn doch nur der Ball zu Ende wäre. Der gute Jüngling hatte den Prinzen zu scharf beobachtet, um nicht in seinen blitzenden Augen das Feuer einer mühsam verhehlten Leidenschaft zu entdecken. Er glich einem Träumenden, der neben seiner schlafenden Geliebten eine lauernde Natter wahrnimmt, und durch eine unsichtbare Hand abgehalten wird, ihr zu Hülfe zu eilen. Erst als er mit Augusten den Wagen bestieg, erwachte er aus dem ängstlichen Traume.

Der Prinz hatte seine Verlegenheit nicht bemerkt; er war zu sehr mit dem holden Mädchen beschäftigt, als daß er sich nach ihm hätte umsehen können. Auch nachdem sie sich entfernt hatte, sah er nur sie; selbst im Schlafe schwebte ihr Bild ihm noch immer vor der Seele, und er konnte den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, so wenig verbergen, daß er am folgenden Tage, sobald ihm Theodor zu Gesichte kam, mit größter Wärme sich nach seinem schönen Bäschen erkundigte. Sie war, sagte er, die Perle der Gesellschaft. Nie habe ich mehr Reize der Figur und des Geistes vereinigt gesehen. Doch in dem Augenblicke bemerkte er, daß er sich vergaß, und

setzte in einem gemäßigtern Tone hinzu: kurz, sie ist das treue Ebenbild ihrer Mutter, dem einzigen Frauenzimmer des Balles, das mit ihr verglichen werden konnte.

Auch die glückliche Liebe hat ihre Besorgnisse. Nicht Auguste, deren reines, zärtliches Herz so ganz sein war, der Prinz allein war es, der bei Theodorn diese Besorgnisse erregte. Er fürchtete, er möchte einen Vorwand suchen, die wieder angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen, und, wo nicht seiner Liebe, doch dem guten Namen und der Ruhe seiner Braut gefährlich werden. Schon hatte seine Emsigkeit auf dem Balle die Blicke mancher alten und jungen Dame auf sich gezogen. Man hatte sich in die Ohren geflüstert, und es bedurfte nur eines einzigen Besuches des Prinzen, um dem Argwohn und der Verläumdung einen freien Spielraum zu öffnen. Diese Betrachtungen ängstigten den guten Jüngling nie mehr, als wenn er an der Seite seiner Geliebten den ganzen Werth ihres Besitzes fühlte, wenn er in ihrer Seele keinen Gedanken, keine Empfindung las, die nicht ihm und der Tugend angehörten. Fragte sie dann nach der Ursache seiner Traurigkeit, so drückte er sie schweigend an sein Herz, und sagte: ach! ich fühle, daß ich zu glücklich bin.

Länger als einige Tage konnte er diesen Zustand nicht ertragen. Seine Mutter bemerkte den

Kampf seines Herzens, sie wollte sich ihm aber nicht zur Vertrauten aufdringen. Er sollte sie dazu wählen, er that es. Zum erstenmale sprach er mit ihr von den Ausschweifungen des Prinzen, von seinen Aeußerungen, und von den Besorgnissen, die sie bei ihm erregten. — Du sagst mir nichts Neues, mein Sohn, erwiederte Sophie; ich billige deine Unruhe, wie ich deine bisherige Zurückhaltung billigte. Ich fand gleich nach dem Balle einen ungezwungenen Anlaß, diese Seite gegen die Mutter deiner Braut zu berühren, der die Zudringlichkeit des Prinzen aufgefallen war. Sein Charakter war ihr nicht ganz unbekannt. Was ich ihr sagte, und als Freundinn sagen mußte, brachte sie auf den Entschluß, ihre Abreise zu beschleunigen; du solltest es aber so spät als möglich erfahren. Künftige Woche wird sie mit Augusten nach Blumenthal zurückkehren. Theodor erblaßte.

Ich habe ihr versprochen, fuhr Sophie fort, daß wir sie monatlich wenigstens einmal besuchen werden, und der Prinz wird dir die Erlaubniß, deine Mutter zu begleiten, nicht versagen. So schwer es ihm ward, so mußte doch Theodor diesen Maßregeln Beifall geben. Ihr Beweggrund sollte für Augusten ein Geheimniß bleiben. Sie ahnet nichts Arges, und es ist Pflicht für uns, sie in dieser heiligen Unwissenheit zu lassen. So

schloß Sophie die Unterredung, bei der Theodor einem Patienten glich, der sich einer schmerzhaften Operation unterwirft, von der, nach dem Ausspruche des Arztes, seine Rettung abhängt. Er ergab sich in sein Schicksal, und tröstete sich mit der heitern Zukunft, die durch die grauen Wolken durchschimmerte, die ihm die Gegenwart trübten.

Hier wäre nun der Ort, zu erzählen, wie die beiden Liebenden die Frist ausfüllten, die ihnen gegönnt war, und die Scene ihrer Trennung zu beschreiben. Allein was liesse sich davon sagen, das die geweihten und ungeweihten Analysten der Liebe nicht schon tausendmal, und immer mit untreuen Worten, gesagt haben.

Auguste war mit ihrer Mutter in Blumenthal angekommen; ihr Briefwechsel mit Theodorn war eröffnet. An jedem Botentage erhielt sie wenigstens eine Zeile von ihrem Geliebten. Ihre Antworten waren der reine, kunstlose Abdruck ihres zarten, unschuldigen Herzens, und mußten es seyn, da keine Romane und keine Regeln die Sprache der Natur bei ihr erstickt oder verbildet hatten.

Prinz Adolph schien, in den Banden seiner welschen Syrene, Augusten vergessen zu haben. Nur einmal, — es war am Tage nach ihrer Abreise — erwähnte er ihrer gegen den Fähndrich.

Ihre Verwandten sind verreist, wie ich höre? — Gestern, Ihre Durchlaucht. — Schade! sie würden eine Zierde des Hofes gewesen seyn. Das war alles, und von nun an wurde ihrer nicht mehr gedacht.

Ein Monat war verstrichen; das bunte Gewand des Frühlings schmückte die Fluren, und Auguste zählte jede Stunde, die sie von dem Tage trennte, an dem sie den ersten Besuch ihres Geliebten erwartete. Sein nächster Brief sollte ihr diesen Tag ankündigen. Der Bote kam an, allein er brachte keinen Brief mit. Traurig schlich Auguste in den Garten, und begoß ihre Blumen. Bisweilen mischte sich eine Thräne unter das klare Wasser der Quelle, womit sie ihre Schwestern, die Töchter des Frühlings, tränkte. In melancholische Gedanken verloren, hatte sie nach dieser Arbeit sich in eine Gaisblattlaube gesetzt, deren junge Blätter der Strahl des Abendrothes vergoldete. Auf ihren Arm gestützt, dachte sie mit bange klopfendem Herzen an ihren Geliebten. Der Name Theodor entschlüpfte ihren Lippen, und sie lag in Theodors Armen. Um sie zu überraschen, hatte er am Eingange des Dorfes seine Mutter und Emilien verlassen, und sich auf einem Fußpfade in den Garten geschlichen.

Der Uebergang von der tiefsten Trauer zur höchsten Freude ist eine von jenen geheimnißvollen

Erscheinungen, wodurch die Seele ihre geistige Natur beurkundet, und es bedarf eben keiner Ueberraschung in einer Gaisblattlaube. Ein todtes Blättchen, in einer Entfernung von hundert Meilen geschrieben, ist mehr als hinreichend, um Thränen auszupressen oder abzutrocknen. Die beiden Glücklichen lagen sich noch in den Armen, als ihre Mütter, von Emilien begleitet, in den Eingang der Laube traten, und sich an dieser Wonnescene weideten. Sie hatten Recht, beste Mutter! rief Theodor, indem er Elisen in die Arme flog. Auch die Entfernung hat ihre Seligkeiten. Ohne sie wäre mir dieser Augenblick fremd geblieben.

Zween allzu [illegible] Festtage der Liebe und Freundschaft [illegible] beiden Familien beisammen. Dann [illegible] Frau von Milden mit ihren Kinder[illegible] d[illegible] Stadt zurück. Der Prinz hatte [illegible] kurze, als er um Urlaub anhielt, einen Gruß an [illegible] und ihre Tochter aufgetragen, und er konnte, bei seiner Rückkunft, nicht weniger thun, als ihn ihres unterthänigen Dankes für sein gnädiges Andenken versichern. Ohne Zweifel haben Sie sich wohl amüsirt? fragte Seine Durchlaucht. — O ja! antwortete Theodor so leise, daß man es kaum hören konnte, und mit einer Miene, die seine ganze Verlegenheit

ausdrückte. Der Prinz schien nicht darauf zu achten, und sprach von andern Dingen.

Der liebliche May war zu Ende, und Elise genoß mit Augusten jener stillen Freuden, welche die Annäherung einer glücklichen Zukunft in der Seele einer guten Mutter erregt, die ihre Arbeit gekrönt sieht, und einer guten Tochter, die täglich mehr inne wird, daß diese glückliche Zukunft ihr von dieser Mutter zubereitet wurde. Sie erwarteten auf den folgenden Tag den zweiten Besuch ihrer Gäste, und Auguste war mit ihrem Mädchen beschäftigt, im ganzen Garten die schönsten Erdbeeren auf das morgende Fest auszusuchen, als Prinz Adolph, von seinem vertrauten Kammerdiener Simbert begleitet, im Jagdhabit auf sie zukam. Um Gottes willen! rufe die Mama, sagte sie leise zum Mädchen, und ging mit glühenden Wangen und schüchternem Schritte dem Prinzen entgegen. Seit gestern, schönes Fräulein, habe ich das Glück, Ihr Nachbar zu seyn. Sie werden mich entschuldigen, daß ich dieses Glück benutze, um Ihnen und Ihrer Frau Mutter meinen nachbarlichen Besuch zu machen. Auguste konnte nichts, als sich verneigen; aber in dieser Verwirrung war sie schöner als jemals. Ich habe Sie überrascht, fuhr der Prinz mit einem sanften Händedruck fort. Fassen Sie sich, holdes Kind! es ist nicht Prinz Adolph, es

ist ja ein Nachbar, der mit Ihnen spricht, ein guter Nachbar, der, vom Zwange des Hofes entfesselt, endlich auch einmal die Freuden der Natur und des Privatlebens genießen möchte.

Ihre Durchlaucht . . . . . das war alles, was Auguste ihm antworten konnte.

Ich habe Sie in Ihrer Arbeit gestört, liebes Fräulein! Sie haben Erdbeeren gepflückt.

Darf ich so frei seyn? sie bot dem Prinzen ihr Körbchen dar.

Sie sind schön, sehr schön, versetzte der Prinz, und dennoch beschämt sie das Incarnat Ihrer Wangen. Er nahm eine von den Erdbeeren: Ich empfange sie als das Pfand der Gastfreundschaft, die Sie mir bewilligen.

Elise kam mit schnellen Schritten herbei; sie empfing den Prinzen mit einer unbefangenen Höflichkeit, bei der sie aber doch ihre Befremdung nicht ganz verbergen konnte. Sie wundern sich, mich hier zu sehen, gnädige Frau? Die Aerzte haben mir eine Cur verordnet, der Herzog hat mir erlaubt, sie auf seinem Jagdschlosse Forstenburg zu gebrauchen, und Sie werden mir, wie ich hoffe, erlauben, Sie unter die Nachbarn zu zählen, die mir meine Einsamkeit verschönern sollen.

Das Haus einer einsamen Wittwe, antwortete Elise, wird dazu am allerwenigsten geeignet seyn.

Darüber, muß ich Sie bitten, mich allein urtheilen zu lassen; versetzte der Prinz, indem er ihr seinen Arm bot, um, wie er sagte, ihr niedliches Gärtchen näher zu betrachten. — Ueberall fand er Gelegenheit, dem reinen, kunstlosen Geschmacke der Besitzerinn, und der weisen Oekonomie, womit sie das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wußte, ein Compliment zu machen, das wirklich weniger geschmeichelt war, als er glauben mochte.

Auguste ging an der Seite ihrer Mutter, und bekam auch ihren Theil Weihrauch, als der Prinz erfuhr, daß sie die Wartung der Blumen übernommen habe. Nun hielt es Elise dem Wohlstande gemäß, zu fragen, ob er nicht in ihre Hütte einkehren, und einige Erfrischungen annehmen wolle. Es versteht sich, daß das Anerbieten nicht ausgeschlagen wurde. Der hohe Gast ward in einen zierlichen Saal geführt, der unmittelbar an den Garten stieß, und Auguste war mit bezaubernder Emsigkeit beschäftigt, eine kleine Collation aufzutischen, wobei ihre Erdbeeren die Hauptschüssel ausmachten. Der Prinz konnte nicht satt werden, sie zu betrachten, wollte aber nichts von dem Aufgetischten berühren, bis die neue Hebe, wie er sie nannte, ihre Stelle an der ländlichen Tafel eingenommen hatte.

Während der Herr mit den Damen beschäftigt

war, unterhielt der Diener, nach hergebrachter Sitte, die Zofe. Er plauderte ihr eine Menge schöner Phrasen vor, die Röschen im buchstäblichen Sinne nahm. Auch das glaubte sie ihm, als er ihr sagte, daß sie schon bei ihrem Aufenthalt in der Residenz durch die frische Blüthe ihrer Wangen, und durch ihr bescheidenes Wesen seine Aufmerksamkeit gefesselt habe, ohne daß er sich damals mit der Hoffnung schmeicheln durfte, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Unvermerkt ging er zum Lobe seines Prinzen über, dessen Großmuth und Güte er bis an die Wolken erhob. Endlich gab er dem leichtgläubigen Mädchen zu verstehen, daß es in allen herrschaftlichen Gärten üblich sey, den vornehmen Fremden, die sie besuchen, einen Strauß anzubieten. Nun, so wird das mein Fräulein auch thun, antwortete sie. — Behüte Gott! dieses wird der Jungfer des Hauses überlassen, und selten geht sie dabei leer aus. Röschen ließ sich die Sache nicht zweimal sagen. Sie sammelte einen Strauß von den schönsten Blumen des Gartens, und als der Prinz, von seinem Besuch entzückt, in Begleitung der beiden Damen durch denselben seinen Rückweg nahm, bot sie ihm mit einem tiefen Knicks den Strauß auf einem Porzellanteller an. Sie bemerkte den strafenden Blick Elisens nicht, sondern bloß den gnädigen Blick des Fürsten, und den doppelten Dukaten,

womit er begleitet war. Als aber der hohe Gast sich entfernt hatte, wurde sie von Elisen mit ungewohnter Strenge zur Rede gesetzt. Das Mädchen antwortete mit Thränen: der Herr Kammerdiener habe es ihr befohlen, und Elise konnte hierauf weiter nichts erwiedern, als daß sie blos von ihrer Herrschaft Befehle zu empfangen habe.

Dieser Herr Kammerdiener war ein relegirter Student, der unter dem Regimente des Prinzen Dienste genommen, und sich durch seine schöne Handschrift, besonders aber durch sein musikalisches Talent bei ihm in Gunst gesetzt hatte. Er befreite ihn vom Kriegsdienste, und machte ihn zu seinem Kämmerling. Doch bei diesem Amte blieb es nicht. Simbert, der eben so schlau, als niederträchtig war, hatte den Charakter des Prinzen gar bald auszuforschen, und seinen Lüsten so geschickt zu schmeicheln gewußt, daß er in wenig Monaten der Vertraute seiner Liebschaften, und sehr oft der Unterhändler derselben wurde. Auch jetzt hatte er die Rolle des Merkurs übernommen, und, um recht methodisch zu verfahren, sich vor allen Dingen an das Kammermädchen gemacht, das in den Romanen, nicht nur der poetischen, sondern auch der wirklichen Welt, mehrentheils eine Hauptperson spielt.

Der Besuch des Prinzen weckte bei Elisen alle ihre vormaligen Besorgnisse wieder auf, und die

Frau von Milden, die den folgenden Tag wirklich mit Theodorn eintraf, trug nicht wenig dazu bei, sie darin zu bestärken. Auguste erzählte ihrem Geliebten mit holder Unbefangenheit alle Umstände der überraschenden Erscheinung, die sie mit den Worten schloß: er hat versprochen, wieder zu kommen.

Theodor hörte ihr ernst und schweigend zu. Jetzt entfuhr ihm ein Seufzer. Was hast du, lieber Theodor? Was soll dieser Seufzer und diese umwölkte Stirn? Theodor sah ihr steif ins Gesicht. Die Liebe eines Engels blitzte in ihren Augen. Es ist vorbei, meine Freundinn! der Gedanke fuhr mir durch die Seele: daß der neue Nachbar das Glück unserer Liebe stören könnte. — Wie kann er das? der Prinz ist edel und gut. Frage nur meine Mutter; er hat ihr mehr als einmal seine Dienste angeboten. — Himmlische Unschuld! erwiederte Theodor, und schloß das reizende Geschöpf in seine Arme. Nun überließ er sich mit leichterm Herzen der Freude des Wiedersehens. Ganz heiter war ihm der Tag nicht. Auch den beiden Müttern war ers nicht. Sie kamen überein, daß Elise den Besuchen des Prinzen zwar nicht ausweichen, alsdann aber ihre Tochter keinen Augenblick verlassen müsse. Sollte er sie zu oft wiederholen, oder eine unedle Absicht verrathen, so wurde beschlossen, die Verlobung des jungen

Paares bekannt zu machen, und die Heurath zu beschleunigen.

Allzu kurz, wie alle Tage der Liebe, war ihnen auch dieser, und als sie am folgenden Morgen sich trennten, mußte Sophie ihren Sohn mit Gewalt aus Augustens Armen reißen. Bange Ahnungen erfüllten sein Herz; er schüttete sie auf dem Rückwege in den Schoß seiner Mutter aus, die eben nicht geschickt war, sie zu zerstreuen, ungeachtet sie alle Kräfte aufbot, es zu versuchen. Selbst Augusteus Briefe vermochten es nicht. So oft er einen von ihr erhielt, und ihn seiner Mutter oder Emilien vorlas, schloß er mit den Worten: nein! den Verlust eines [illegible] Herzens würde ich nicht überleben.

Der Prinz beschränkte seine Besuche nicht auf Blumenthal; seinen übrigen Nachbarn widerfuhr gleiche Ehre. Er verweilte aber bloß [illegible] der Baronin von Rothau, die drei erwachsene Töchter hatte, mit denen sie das letzte Carneval in der Residenz zubrachte. Die Mädchen waren artig, ohne eben schön zu seyn, und der Prinz freuete sich, die alte Bekanntschaft mit ihnen zu erneuern. Diese Vorrede führte ganz natürlich auf das Capitel der Bälle und Redouten, und als die drei Schwestern eine lebhafte Erinnerung der genossenen Freuden äußerten, sagte der Prinz: Sie sind Liebhaberinnen des Tanzes, und mein Arzt hat

mir

mir neben der Landluft die Bewegung empfohlen. Ich würde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Sie mir behülflich wären, von Zeit zu Zeit einen kleinen Familienball zu veranstalten. Die Fräulein und die gnädige Mama fanden den Gedanken allerliebst, und der Prinz verließ sie mit dem Versprechen, bei seinem nächsten Besuche das Weitere mit ihnen zu verabreden.

Erst in der folgenden Woche wiederholte der Prinz seinen Besuch in Blumenthal. Er überraschte Augusten am Piano. Ich spielte, so schrieb sie ihrem Theodor, ich spielte unsrer Mutter die Mozart'schen Variationen, die du mir letzthin mitbrachtest. Ich sprang von meinem Stuhl auf, allein er nöthigte mich, fort zu spielen. Seine unaufhörlichen Lobsprüche machten mich ganz verwirrt; er sah mich dabei so starr, so durchschauend an, daß mir recht bange dabei wurde. Vortreflich, göttlich! sagte er, so oft ich eine Variation endigte, und bei jeder ward mein Spiel schlechter. Wie kommt das? da doch ein einziges Bravo von meinem Theodor meine Finger beflügelt und meine Seele so hoch empor hebt, daß ich mir in diesem Augenblick einbilde, was ich spiele, sey mein eigenes Werk. Er blieb über eine Stunde bei uns, und sprach viel mit mir. Ich mußte ihm erzählen, wie ich meine Zeit zubringe. Als ich meiner Bücher erwähnte, fragte er mich, ob ich auch Romane

leſe? Nun nahm die Mutter das Wort. Dazu hat meine Tochter keine Zeit, ſagte ſie, und ich ſchmeichle mir ſogar, daß ſie wenig Geſchmack daran finden würde. Dieſe Antwort ſchien ihm zu mißfallen; er ſchwieg einige Augenblicke, dann ſagte er zu meiner Mutter: Sie hatten vor einigen Tagen einen Beſuch aus der Stadt? — Die Frau von Milden, Ihre Durchlaucht, mit ihren Kindern. Eine wackere Frau! verſetzte er; ihre Tochter iſt ſehr artig, und der Sohn ein braver Jüngling, der viel verſpricht. Wenn er Wort hält, ſo werde ich väterlich für ihn ſorgen. O, er wird Wolt halten! dachte ich, und mußte mir alle Gewalt anthun, es nicht laut zu ſagen. Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, er muß meine Gefühle in meinem flammenden Geſichte geleſen haben, denn er ſah mich mit ſo bedeutenden Blicken an, als ob er um unſer Geheimniß wüßte. Auf einmal ward er nachdenkend, zerſtreut, einſylbig, und nahm bald darauf ſeinen Abſchied.

Eliſe hatte noch mehr geſehen, als ihre argloſe Tochter; ſie hatte in den Augen des Prinzen die flammende Sehnſucht der Leidenſchaft geleſen, die der Wollüſtling, auch mit allen Künſten der Verſtellung, nie ganz verbergen kann. Sie hatte den Zwang wahrgenommen, womit er ihre läſtige Gegenwart ertrug, und das Mißvergnügen, das ihr Urtheil über die Romane bey ihm erweckte. Den-

noch hielt sie es für unnöthig, ihre Tochter mit einer Gefahr bekannt zu machen, die sie durch ihre Wachsamkeit abzuwenden hoffte.

Auch das Mal hatte Simbert den Prinzen nach Blumenthal begleitet; der Zufall wollte, daß er Röschen im Garten allein antraf. Er nahte sich ihr, wie ein alter Bekannter, und Röschen wich ihm nicht aus. Der Verweis, den sie des Strauſſes wegen erhalten hatte, lag ihr auf dem Herzen, und sie konnte dem Drange nicht widerstehen, ihm ihre Noth zu klagen. Ihre gnädige Frau ist doch allzu streng, antwortete der schlaue Wicht. Doch wie kann sie in ihrem Dorfe wissen, was in der Residenz Mode ist. Ich bedaure es herzlich, mein schönes Kind, daß ich Ihnen, in aller Unschuld, einen Verdruß zugezogen habe. — O, die gnädige Frau ist sonst sehr gut; es war das erste Mal, daß ich gezankt wurde, desto weher hat es mir aber auch gethan.

Nun, nun! mein Prinz ist der beste Herr von der Welt; er wird Ihnen Ihren Schmerz vergüten. Wie lange sind Sie schon bei der Frau von Landeck?

Seit meinem dreizehnten Jahre. Als meine Mutter starb, nahm sie mich zu sich, und versprach, für mich zu sorgen. Ich bin nur zwei Jahre älter, als das Fräulein, und wenn die einmal heurathet, so hoffe ich .....

Ist sie etwa Braut?

Je nun, gewiß weiß ich es nicht, allein seit unserm Aufenthalt in der Stadt gehen allerhand Dinge vor, die mich so was vermuthen lassen.

Nicht wahr, mit dem Fähndrich von Milden?

Woher wissen Sie das? Es ist noch nicht über meine Lippen gekommen.

Ey, die Wirthinn, bei der wir unsere Pferde einstellen, sagte mir, er sey schon zweimal mit seiner Mutter hier gewesen, und da dachte ich, es könnte so was im Werke seyn. Ich kann mich aber auch betrügen; wenigstens ist das Fräulein eines höhern Glücks werth. Ihre Schönheit, ihre Tugend sind fähig, einen Fürsten zu bezaubern.

Da haben Sie wohl recht, und dabei ist sie so gut, wie die Mama. Lieber Gott! wenn sie eine Fürstinn wäre, ich würde es auch zu genießen haben.

Je nun, wer weiß, was noch geschieht? Unverhofft kommt oft.

Simbert stattete auf dem Rückwege dem Prinzen von dieser Unterredung Bericht ab. Ich sehe schon, antwortete er, der Fähndrich wird mir zu schaffen machen; es ist nur zu gewiß, daß er geliebt wird. Sey's! ich gebe darum das Mädchen nicht auf; sie hat meinen Kopf und mein Herz gefesselt.

Der Fähndrich wird ja doch wegzubringen seyn, versetzte der Diener.

Nun ja, wenn ich Aufsehen machen wollte. Allein der Herzog versteht keinen Spaß, und zudem würde ich dadurch wenig bei dem Mädchen gewinnen. Wenn ich sie nur allein sprechen könnte; aber die Mutter hält sie unaufhörlich belagert. Doch vielleicht verschafft mir der Ball eine Gelegenheit. Wenn ich nur selbst recht wüßte, was ich ihr sagen soll. Der Weg, den ich bei andern einschlug, geht hier nicht, das sehe ich nur allzu wohl.

Vielleicht, sagte Simbert, ließe die Mutter sich durch den Antrag einer geheimen Heirath gewinnen. Wenn Ihre Durchlaucht . . . . .

Den Gedanken hatte ich auch schon. Es wäre vielleicht eine Sottise, allein das Mädchen verdiente, daß ich sie machte.

Freilich müßte es das letzte Mittel seyn, das Ihre Durchlaucht wählten. Doch, kommt Zeit, kommt Rath!

Guter Rath ist hier theuer, erwiederte der Prinz. Wirst du mir aber einen guten geben, so soll er dir auch theuer bezahlt werden.

Elise hatte dem Briefe ihrer Tochter an Theodorn einen Commentar an seine Mutter beigelegt, darin sie die Erzählung des guten Mädchens berichtigte, und bange Besorgnisse für die

Zukunft blicken ließ. Sophie fand diese Besorgnisse nicht ungegründet, allein sie war in ihrer Antwort der Meinung: so lange der Prinz sein Stillschweigen nicht breche, so müsse man auch kein Mißtrauen gegen ihn äußern, sondern das Ansehen haben, als ob man seine Leidenschaft nicht bemerkte. Er hat versprochen, so schloß sie, für unsern Sohn zu sorgen, und wir dürfen ihn ohne die äußerste Noth dieser Stütze nicht berauben. Theodor dachte ganz anders. Die Klugheit seiner Mutter schien ihm eine gefährliche Sicherheit, und selbst sein Glaube an Augustens grenzenlose Liebe konnte ihm gegen die Unternehmungen eines so mächtigen Nebenbuhlers keine hinreichende Gewährschaft leisten.

Der dritte Besuch des Prinzen war ganz kurz. Er komme, sagte er, im Namen der Frau von Rothau, um Elisen und das Fräulein zu einem kleinen Familienfeste einzuladen, das am folgenden Abend auf ihrem Schlosse Statt haben sollte. Ihr Sohn, der Rittmeister, setzte er hinzu, wird Sie abholen, wenn Sie, gnädige Frau, mir die Ehre des Vorzugs nicht gönnen wollen. Elise war überrascht. Ohne mit der Baroninn in einer engen Verbindung zu stehen, hatte sie doch jederzeit gute Nachbarschaft mit ihr gepflogen; und ungeachtet sie in diesem Feste das Werk des Prinzen erkannte, so fand sie doch keinen gülti-

gen Vorwand, die Einladung auszuschlagen. Nur verbat sie sich das Anerbieten des Prinzen, sie abzuholen. Was Ihre Durchlaucht einen Vorzug nennen, würde auf unserer Seite ein Mißbrauch Ihrer Güte, eine unverzeihliche Eitelkeit seyn. Der Prinz bestand nicht weiter darauf, lenkte das Gespräch auf gleichgültige Dinge, ohne jemals das Wort insbesondere an Augusten zu richten, und entfernte sich, um, wie er sagte, der Frau von Rothau von seiner Gesandtschaft Bericht abzustatten.

„Morgen werden wir einem Balle bei der Frau von Rothau beiwohnen. Ich verspreche mir wenig Vergnügen von diesem Feste. Wie kann es für mich ein Fest geben, bei dem ich meinen Theodor nicht finde? Unsere Mutter bliebe auch lieber zu Hause; allein da der Prinz im Namen der Baroninn die Einladung in eigener Person übernommen hatte, so konnte man sie nicht wol ausschlagen. Mit nächster Post werde ich dich und mich durch die umständliche Erzählung dessen, was ich sehen und hören werde, für deine Abwesenheit entschädigen." So schrieb Auguste an ihren Geliebten; und wenn er sie vollends unsichtbar belauscht, wenn er die Gleichgültigkeit, womit sie von dem Feste sprach, und sich dazu vorbereitete, beobachtet hätte, so würde sie ihn noch mehr, als ihre Briefe in der süßen Ueberzeugung bestätigt haben, daß

ihr Herz nur an ihm hieng, und auch nicht den leisesten Wunsch hegte, Jemand anders, als ihm, zu gefallen.

Die Gesellschaft war nicht zahlreich, aber auserlesen, und der Urheber des Festes, der Prinz, hatte nichts versäumt, um es glänzend zu machen. Er eröffnete den Ball mit den Töchtern des Hauses, und selbst nach ihnen wandte er sich nicht gleich an Augusten. Er ließ ihr alle Zeit, sich gegen den Rittmeister, der sie abgeholt hatte, der Pflichten der Höflichkeit zu entledigen. Dann forderte er sie zu einem englischen Tanze auf, nach dessen Endigung er sie dem nächsten Stuhle zuführen wollte. Dieser Platz hätte sie von ihrer Mutter entfernt; sie bat ihn um die Erlaubniß, sich zu ihr zu begeben. Er versuchte es noch mehrmals, sie allein zu sprechen, und nie wollte es ihm gelingen. So sehr er seine Worte im Zaum hielt, so wenig konnte er seinen Augen gebieten, und der heilige Instinct der Unschuld flößte Augusten eine geheime Furcht vor seinen Blicken ein.

Er tanzte eben einen Walzer mit ihr, als plötzlich der Garten, auf den der Saal stieß, in vollen Flammen zu stehen schien. Es war ein Feuerwerk, das der Prinz veranstaltet, und zu dessen Losbrennung er den Schlag zehen Uhr bestimmt hatte. Alles lief an die Fenster; der Prinz that ein Gleiches mit Augusten, für welche dieses

Schauspiel eben so neu als überraschend war. Ihre Mutter hatte sie in dem Gewimmel aus dem Gesichte verloren, und der Prinz benutzte diesen Augenblick, um ihr die beflügelten Worte zuzuflüstern: endlich, schöne Auguste, kann ich Ihnen sagen, was ich Ihnen schon seit Monaten zu sagen wünschte: daß ich Sie liebe, unaussprechlich liebe, daß ich Ihnen mit meinem Herzen alles anbiete, was Ihnen seine Liebe verbürgen kann, und daß . . . . . Auguste zitterte; ihr war, als wollte der Boden unter ihr einsinken. Sie machte ihre Hand von der seinigen los, und unterbrach ihn mit leiser, bebender Stimme: Ihre Durchlauch müssen sich an meine Mutter wenden, sie wird Ihnen in meinem Namen antworten. Er wollte von Neuem ihre Hand ergreifen, allein sie zog sich vom Fenster zurück, als wollte sie andern Zuschauern Platz machen, und eilte auf ihre Mutter zu, die nur wenige Schritte von ihr entfernt war, und sie aufsuchte. Was fehlt dir, mein Kind? du bist ja leichenblaß und zitterst! fragte Elise sie mit ängstlichen Blicken. — Ach nichts! es ist nichts, liebe Mutter. Mir war etwas warm, und die kalte Abendluft am Fenster hat mich angeschauert. Das gute Mädchen wollte seiner Mutter den Abend nicht verderben. Diese ließ ihr eine Schaale Thee reichen, auf die sie sich wirklich wieder wohl befand.

Den ganzen übrigen Abend war der Prinz sehr heiter. Er foderte Auguſten noch ein paar Mal zum Tanz auf, und erhielt keine abſchlägige Antwort, weil ſie dem Könige dieſes Feſtes dieſe Nachgiebigkeit ſchuldig zu ſeyn glaubte. Auch ihre Mutter erhielt ihren Antheil an den Ergießungen ſeiner fröhlichen Laune. Er ſetzte ſich neben ſie, und unterhielt ſie eine Viertelſtunde lang von den Annehmlichkeiten des Landlebens, von den Vorzügen der Familienfreuden, von den erkünſtelten Luſtbarkeiten der Höfe, von dem Ekel, den ſie in ſeiner Seele zurückgelaſſen, und von ſeinem Lieblingswunſche, je eher je lieber die Bürde ſeines Standes ablegen, und als ein Privatmann auf dem Lande leben zu können. Eliſe beſtritt dieſen Wunſch; er wäre, meinte ſie, in ſeinem Alter zu frühzeitig, und ſeine Erfüllung würde ihm bald läſtig werden. Glauben Sie das nicht, gnädige Frau, antwortete er, mein Plan iſt kein Hirngeſpinnſt, und wenn er in Erfüllung geht, ſo ſoll keine Stimme mächtig genug ſeyn, mich aus meiner philoſophiſchen Zauberinſel heraus zu locken.

Der Ball nahm ein Ende, und Auguſte beſtieg den Wagen, der ſie davon führte, mit der Freudigkeit eines Gefangenen, dem die Thore des Kerkers geöffnet werden. Des folgenden Morgens erzählte ſie ihrer Mutter das Geſpräch, das ſie mit dem Prinzen gehabt hatte. Dieſe Scene, ſetzte

sie hinzu, war die Ursache des Schreckens, den Sie an mir bemerkten. Ich verbarg Ihnen die Wahrheit, weil ich Ihre Ruhe schonen wollte. Elise erblaßte; sie sah nun die Gefahr näher, als sie es bisher glaubte. Auguste warf sich ihr in die Arme: ach, beste Mutter! that ich vielleicht unrecht, daß ich ihn an Sie verwies? Ich war so bestürzt, ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Nein! mein Kind, du hättest nicht besser antworten können; allein auch ich bin bestürzt. — Und wenn sich nun der Prinz an mich wendet? Du sagtest ihm: ich würde in deinem Namen antworten. Auguste sah ihre Mutter staunend an: wie! Sie halten es für nöthig, mich zu fragen? Glauben Sie, mein Theodor sey mir um einen Prinzen, selbst um einen Thron feil? — Nein, ich glaube es nicht, mein Kind, allein ich wollte dieses schöne Bekenntniß aus deinem Munde hören. Elise drückte das edle Mädchen an ihren Busen, und ihre hochklopfenden Herzen sagten sich, was ihre Lippen nicht auszudrücken vermochten.

Doch vielleicht, so fuhr Auguste fort, hat der Prinz mich blos auf die Probe setzen, vielleicht hat er mir unser Geheimniß ablocken wollen.

Ich wünsche, daß es dem so wäre. Wenigstens habe ich Ursache, zu vermuthen, daß Theodors Liebe seinem Scharfblicke nicht entgangen ist.

Da hätte er denn doch einen sehr grausamen Scherz mit mir getrieben.

Nicht alle Fürsten, meine gute Auguste, gleichen seinem Onkel. Wenn seine Aeußerung kein grausamer Scherz war, so wird er sich gegen mich erklären, und dann? . . . . .

Dann wissen Sie meine Antwort. Will er sie aus meinem eigenen Munde hören, nun so trete ich mit heiterer Miene vor ihn hin und sage: ich bin Theodors Verlobte.

Mutter und Tochter saßen noch beisammen, als Röschen mit freudigem Ungestümm hereinstürzte, und Elisen einen Brief übergab. Herr Simbert, der Kammerdiener des Prinzen, hat mir ihn zugestellt mit dem Befehl, ihn gleich zu überliefern. Simbert hatte den Brief mit sechs Carolinen begleitet, die der Prinz Röschen als eine Entschädigung für den Verweis zustellen ließ, den die Geschichte mit dem Strauße ihr zugezogen hatte. Er empfahl ihr über diesen Punkt das tiefste Stillschweigen, und es ward ihr nicht schwer, es ihm anzugeloben. Elise erbrach den Brief, er enthielt folgende Zeilen:

„Aus Ihrem Munde, gnädige Frau, soll ich die Antwort Ihrer reizenden Tochter auf das Bekenntniß empfangen, das ich ihr gestern ablegte. Ich liebe sie, und wünsche mich nicht zu betrügen, wenn ich glaube, daß Ihnen meine

Liebe schon lange kein Geheimniß mehr seyn kann. Seit dem vorigen Winter nährt mein Herz eine Leidenschaft, die weder die Abwesenheit, noch die Zerstreuungen des Hofes schwächen konnten, weil sie nicht blos auf die äußern Reize, sondern auf die Tugend Ihrer anbetenswürdigen Tochter gegründet ist. Zum ersten Male, gnädige Frau, fühle ich die Allgewalt der Unschuld, ahne ich die Glückseligkeit einer tugendhaften Liebe. Der holden Auguste war es vorbehalten, mein Herz zu fesseln, und es den Blendwerken der Sinnlichkeit auf immer zu verschließen. Helfen Sie mir diese schöne Arbeit vollenden. Ihr Charakter, gnädige Frau, muß Ihnen für die Reinheit meiner Absichten bürgen. Ich biete Ihrer holden Tochter meine Hand an, und ich kann es, ohne die elenden Gesetze der Staatsklugheit zu verletzen. Mein Onkel hat drei Söhne. Ich bin also frei von der Verpflichtung, mir eine Gemahlinn aufbringen zu lassen, der ich blos meine Hand geben könnte. Dennoch wird es rathsam seyn, meine Verbindung bis zur Zurückkunft des Erbprinzen geheim zu halten. Er liebt mich, und wird mit Vergnügen mein Fürsprecher bei seinem Vater werden. Ein Wort von Ihnen, gnädige Frau, das der Ueberbringer dieses Blatts morgen Abend bei Ihnen abholen soll, wird über mein Schicksal entscheiden. Möge es die Hoffnung bestätigen,

die seit gestern meine Seele in die süßesten Träume wiegt! Möge der Anbeter Augustens, der sie nicht zärtlicher liebt, als er ihre Mutter verehrt, sich bald Ihren Sohn nennen dürfen!"

Adolph.

Der Prinz hatte diesen Brief unter der Leitung seines geheimen Rathes geschrieben. Die Wachsamkeit, womit Elise ihm jede Gelegenheit abschnitt, das Fräulein allein zu sprechen; die kunstlose Gleichgültigkeit, womit Beide die Huldigungen und Spielwerke betrachteten, die dem weiblichen Stolze und der weiblichen Eitelkeit zum Köder dienen, und selbst der Rang, den die adeliche Wittwe eines Obersten in der Gesellschaft einnahm, — alles überzeugte den Herrn und den Diener, daß man diese Eroberung nicht nach den gewöhnlichen Regeln, und mit den gewöhnlichen Waffen unternehmen müsse. Es wurde daher beschlossen, die Unterhandlung gerade zu mit dem Anerbieten einer geheimen Heirath zu eröffnen. Was wagen Sie dabei? sagte Stinhert, wenn Sie des Mädchens müde sind, so läßt man den Herzog hinter das Geheimniß kommen; er wird Ihnen eine Strafpredigt halten; vielleicht ein Paar Wochen über Sie zürnen, aber die Heirath wird er, als ein Attentat gegen seinen altfürstlichen Stammbaum, ganz unfehlbar vernichten. Um Ihre Rolle recht pathetisch zu spielen, werden Sie Ihr

Mißgeschick zu den Füßen Ihrer Prinzessinn beseufzen, beweinen, verfluchen, aber Sie werden frei seyn, und die trostlose Ariadne wird sich am Ende in den Armen eines hungrigen Lieutenants trösten, den Sie zum Hauptmann erheben, und nöthigen Falls durch eine Handvoll Dukaten für das verlorne Kränzchen der Fräulein Braut entschädigen werden.

Allein, versetzte der Prinz, es kann wenigstens der Mutter nicht unbekannt seyn, daß ich bisher so ziemlich locker gelebt habe. Wie kann ich den Verdacht abwenden, den dieser Umstand gegen die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen, oder doch wenigstens gegen meine Beständigkeit bei ihr erwecken wird? Ein bedenklicher Umstand, ich kann es nicht läugnen, erwiederte Simbert; und da die Oberstinn auf Zucht und Ehrbarkeit, ich glaube gar, auf Religion hält, so weiß ich kein ander Mittel, den Stein des Aergernisses aus dem Wege zu räumen, als wenn Sie die Rolle eines bekehrten Sünders, und mitunter eines empfindsamen Schwärmers, aber freilich cum grano salis, wie mein Rector zu sagen pflegte, bei ihr spielen.

Wenn deine Rezepte anschlagen, so werde ich dich reichlicher bezahlen, als wenn Du mich an einem hitzigen Fieber kurirt hättest.

Ey, Ihre Durchlaucht! was ist Ihre Krank-

heit anders als ein hitziges Fieber? morgen ist der kritische Tag, den müssen wir abwarten.

Gleich nach Tische ließ der Prinz die Pferde satteln, und begleitete seinen Unterhändler bis in das Wäldchen, das die lieblichen Anhöhen vor Blumenthal krönte. Hier blieb er zurück, und Simbert verfolgte seinen Weg nach dem Dorfe. Er ließ sich bei der Frau von Landeck durch Röschen anmelden, und wurde sogleich vorgelassen. Elise übergab ihm ihre Antwort, und Auguste, die neben ihr an ihrem Nähtahmen saß, warf ihm einen heitern, unbefangenen Blick zu, darin der forschende Botschafter die Ratifikation ihres Inhalts las. Er jagte damit in vollem Gallop dem Wäldchen zu, wo sein Herr ihn mit der Ungeduld eines Spielers erwartete, der sein Vermögen auf eine Karte gesetzt hat. Hastig riß er den Brief auf, erblaßte, glühte, knirschte, und reichte das Blatt seinem Vertrauten: Da lies: das Körbchen ist von Golddraht geflochten, aber doch ein Körbchen. Simbert las:

„Eure Durchlaucht wollen mir und meiner Tochter eine Ehre erweisen, die wir ausschlagen müssen. Ich könnte Ihnen sagen, daß die Gründe, wodurch Sie Sich berechtigt halten, den Pflichten Ihres Standes auszuweichen, uns kein Recht geben, den Pflichten des unsrigen zu trotzen; daß ich und meine Tochter wissen, was wir unserm Landes-

herrn

herrn und uns selber schuldig sind; daß Sie selbst, gnädigster Prinz, uns über kurz oder lang verachten würden, wenn wir uns bewegen liessen, den besten Fürsten zu hintergehen, und die ehrwürdigsten Gesetze mit Füßen zu treten. So würde ich Euer Durchlaucht antworten, wenn Auguste frei wäre, und gewiß würden meine Gründe Eingang bei Ihnen finden. Allein ich bedarf ihrer nicht. Ich brauche Ihnen blos zu sagen, daß Auguste seit drei Monaten die Verlobte des Fähndrichs von Milden ist, und daß ihr Herz ihn gewählt hat, um Euer Durchlaucht zu bewegen, einen Wunsch aufzugeben, gegen den die Stimme der Ehre sich eben so laut erhebt, als die Stimme der Pflicht, und ihr edles Herz ist mir Bürge, daß Sie dieser Stimme, die den Großen der Erde vor andern heilig seyn muß, Gehör geben werden u. s. w."

Deine Rezepte taugten keinen Pfifferling, sagte der Prinz, indem er Simberten den Brief abnahm.

Ey nun, so müssen wir zu heroischen Mitteln unsere Zuflucht nehmen. Das Beste wäre freilich, wenn Euer Durchlaucht den weisen Lehren der Frau von Landeck folgten, und .....

Wenn das dein Ernst ist, so sind wir geschiedene Leute. Der Roman ist nun einmal angefangen, ich will ihn ausspielen. Meine Liebe zu

diesem Mädchen ist eine allgewaltige, Geist und Herz fortreißende Liebe, von der ich zuvor keine Ahnung hatte. Kein Hinderniß soll mich abschrecken, kein Opfer soll mir zu theuer seyn, um mir den Besitz dieses bezaubernden Geschöpfes zu verschaffen. So lang es seyn kann, will ich mit Vorsicht zu Werke gehen, ist aber ein Wagestück nöthig, nun, so werde ich's bestehen, und sollte ich .....

Etwa dem Herrn Bräutigam einen unserer allezeit fertigen Raufer auf den Leib hetzen, der ihm den Hochzeitkitzel auf immer vertriebe?

Pfui! dies ist der Rath eines Banditen, der mir überdem wenig Vortheil bringen würde. Mutter und Tochter würden den Anstifter der Schandthat errathen, und als einen Meuchelmörder verabscheuen.

Wollen vielleicht Euer Durchlaucht eine Capitulation versuchen?

Auch das nicht, sie würden nie die Hände dazu bieten. Ich sehe nur allzuwohl ein, daß auch die glänzendsten Anträge nichts, wenigstens bei der Mutter nichts, ausrichten würden.

Nun so muß man, sagte Simbert lachend, das Küchelchen der Henne aus dem Neste holen. Haben Sie das Mädchen einmal in Ihrer Gewalt, so wird die Mutter die geheime Heirath

mit beiden Händen ergreifen, da alsdann die Verbindung mit dem Fähndrich ohnedem zerriſſen würde, und die ſchöne Gefangene wird dem Rathe der Mama Gehör geben.

Der Prinz ſchwieg, und nach einer langen Pauſe ſagte er, wie aus einem Traume erwachend: ich glaube, du haſt Recht. Wir müſſen die Sache näher überlegen.

Nach einigen Tagen fuhr Eliſe mit ihrer Tochter zur Frau von Rothau, um ihr einen Dankbeſuch abzuſtatten. Kaum waren ſie eine Stunde da, ſo erſchien auch der Prinz, um ſich, wie er ſagte, nach dem Wohlſeyn der Damen zu erkundigen. Dieſe Erſcheinung war kein Werk des Zufalls. Röschen, durch Simberts prächtige Verheiſſungen verblendet, hatte ihn von dem Vorhaben ihrer Herrſchaft unterrichtet. Eliſe erblaßte, als der Prinz herein trat, und Auguſtens Geſicht überſtrömte das glühende Roth des Blitzes. Der Prinz ſchien ihre Verlegenheit nicht wahrzunehmen; er war freundlicher und unbefangener als je; er zeichnete ſie ſo wenig aus, und ſein ganzes Benehmen trug ſo ſehr das Gepräge der abſichtsloſen Höflichkeit, daß ſelbſt die kluge Eliſe dadurch getäuſcht wurde. „Mein Brief hat gewirkt, ſagte ſie auf dem Rückwege zu ihrer Tochter. Der Prinz ſcheint der Vernunft Gehör zu geben; nun weiß ich mir es erſt recht Dank,

daß wir Theodorn und seiner Mutter die ganze Sache verschwiegen haben.

Ein Schreiben, das Auguste bald hernach von ihrem Geliebten erhielt, bestärkte die Mutter und die Tochter in ihrem Wahne. Er beklagte es, daß die Sommerübungen ihn nöthigen würden, seinen monatlichen Besuch in Blumenthal zu verschieben, und fügte hinzu: daß die Garnison der Hauptstadt nur die nahe bevorstehende Rückkunft des Prinzen erwarte, um ein Lustlager zu beziehen, das wenigstens vierzehn Tage bestehen werde. Nun war Elise vollkommen beruhigt, sie hoffte, jede Stunde die Abreise des Prinzen zu erfahren. Die gute Seele ahnete die Gefahr nicht, die, gleich einer still anschwellenden Fluth, im Finstern heran schlich, und sich bereits vor ihrer Schwelle gelagert hatte.

Röschen hatte im Dorfe eine Muhme, die sie sonst nur des Sonntags, seit einiger Zeit aber beinahe täglich besuchte. Simbert hatte das unerfahrne Mädchen in sein Garn gelockt, und das Haus der Muhme, die im Herrn Kammerdiener weniger nicht als einen Freier ihrer Nichte erblickte, war die Werkstätte, in der die Bosheit ihre Anschläge schmiedete. Simbert hatte Röschen wirklich die Ehe auf den Fall versprochen, wenn sein Prinz, dessen Liebe zu Augusten er ihr unter dem Siegel des Geheimnisses anver-

traut hatte, das Ziel seiner Wünsche erreichen sollte, und Röschen, die es ganz und gar unmöglich fand, daß ein Fräulein die Hand eines Prinzen ausschlagen könne, sah sich in Gedanken schon wirklich als Frau Kammerdienerinn im vollen Genusse der Gnade des hohen Ehepaars. Simbert nährte ihre Träume durch allerhand kleine Geschenke, die seinen Vorspiegelungen bei der Nichte und der Muhme ein hinreißendes Gewicht gaben.

Zween Tage, nachdem er Elisens Antwort in Blumenthal abgeholt hatte, erschien er am Orte der Zusammenkunft so mißmuthig, so niedergeschlagen, daß Röschen ihn beim ersten Anblick mit Schrecken um die Ursache seiner Traurigkeit fragte. Ach, liebes Kind! erwiederte er, ein feindseliges Verhängniß hat sich unserm Glücke in den Weg gestellt. Das Fräulein, oder vielmehr ihre Mutter, hat meinem Prinzen auf seine Anwerbung eine abschlägige Antwort gegeben. Röschen wurde blaß wie eine Leiche; sie sank kraftlos auf einen Stuhl, und nach einer langen Pause war ein tiefer, schwerer Seufzer die einzige Antwort, die sie aufbringen konnte.

Simbert seufzte auch und wischte sich die trocknen Augen. Vielleicht, sagte er, hat die Furcht vor der Ungnade des Herzogs die Weigerung der gnädigen Frau veranlaßt. In diesem

Falle wäre noch Rath zu schaffen, denn ich glaube nicht, daß der Widerstand von dem Fräulein herrührt. Gesetzt auch, daß sie den Fähndrich liebt, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sie ihn einem Prinzen vorziehen werde, der einer der schönsten Männer des Hofes ist, und ihr ein Glück anbietet, darum eine Prinzessinn sie beneiden würde. Sind aber Beide so verblendet, daß sie dieses Glück mit Füßen treten wollen, so könnte man ihnen keinen größern Dienst erzeigen, als wenn man sie nöthigte, es anzunehmen. Sie würden sich bald eines bessern besinnen, und es dem Freunde oder der Freundinn, die ihnen diesen Dienst erwiesen hätten, zeitlebens verdanken.

Sie können Recht haben, versetzte Röschen; allein wo ist dieser Freund, oder diese Freundinn?

Sie, mein Schatz, können diese Freundinn seyn, und durch eine unschuldige Gefälligkeit unser Glück auf immer befördern.

Sie scherzen, mein Lieber! was kann ich armes einfältiges Mädchen thun? Nichts, gar nichts!

Sehr viel! wiewohl es im Grunde nur auf eine Kleinigkeit ankömmt. Gesetzt, mein Prinz, um den Zorn des Herzogs, der übrigens nicht lange dauern wird, von der Frau von Landeck und ihrer Tochter abzuwenden, faßte den Entschluß, das Fräulein zu entführen, um sich durch

den Feldprediger seines Regiments in aller Stille mit ihr kopuliren zu lassen; so könnten Sie, bestes Röschen, ihm zur Erreichung seiner großmüthigen Absicht mehr als irgend jemand behülflich seyn.

Röschen sah den Unterhändler mit großen Augen an: Ich verstehe Sie nicht.

So muß ich deutlicher reden: Sie müssen uns das Haus öffnen, und uns in das Schlafzimmer des Fräuleins führen. Versteht sich des Nachts, wenn sie zu Bette liegt. Das ist es Alles!

Gott bewahre! und wenn das Fräulein um Hülfe ruft, und die gnädige Frau kömmt herbei gelaufen, so bin ich ja verloren. Nein, lieber Herr Simbert! muthen Sie mir das nicht zu.

Für das Rufen soll gesorgt werden. Wir verbinden ihr den Mund, oder setzen ihr einen Dolch auf die Brust.

Heiliger Gott! einen Dolch! meinem lieben, guten Fräulein einen Dolch! Nimmermehr! Herr Simbert; dazu helfe ich nicht. Einen Dolch! das arme Kind würde stracks in Ohnmacht sinken.

Desto besser! so wird sie nicht schreien.

Ein kalter Schauer überläuft mich. Ich hätte nicht geglaubt, Herr Simbert, daß Sie so unbarmherzig seyn könnten.

Unbarmherzig, sagen Sie? ich kenne zwanzig

Fräulein, die uns auf halbem Wege entgegen kommen würden. Eine Fürstenkrone ist wohl einer kleinen Ohnmacht werth. Doch Mademoiselle Röschen, wie ich sehe, liebt weder ihres Fräuleins, noch ihr eigenes Glück.

Röschen weinte und schwieg. Simbert sah auf seine Uhr. Es ist Zeit, daß ich zu meinem Herrn zurückkehre. Leben Sie wohl, Mademoiselle! Zu Ende der Woche reisen wir nach der Stadt zurück. Sie werden mir daher erlauben, übermorgen und vielleicht auf immer Abschied von Ihnen zu nehmen. Ueberlegen Sie unterdessen wohl, was ich Ihnen gesagt habe, und wenn Sie mich nicht glücklich machen wollen, so machen Sie mich wenigstens nicht unglücklich. Versprechen Sie mir die heiligste Verschwiegenheit über Alles, was ich Ihnen gesagt habe. Röschen reichte ihm schluchzend die Hand. Simbert drückte einen heißen Kuß darauf, wandte sein Gesicht weg, als wollte er seine Thränen verbergen und verschwand.

Das arme Mädchen wankte mit schwerem Herzen nach Hause. Sie mußte alle ihre Kräfte zusammennehmen, um den Eindruck zu verbergen, den diese Unterredung auf sie gemacht hatte. Sie wußte nicht, wozu sie sich entschließen sollte. So oft ihr guter Engel ihr seine Warnungen zuflüsterte, ward er durch die Sirenenstimme der Leidenschaft, und durch die Lockungen des Versu-

chers überkäubt, in deſſen Aufrichtigkeit ihre unerfahrne Jugend keinen Zweifel ſetzte. Noch war ſie unentſchloſſen, ob ſie Simberts Einladung zu einer letzten Zuſammenkunft Folge leiſten wolle, als der Prinz des andern Tages in Blumenthal erſchien. Er ließ Eliſen und ihrer Tochter nicht Zeit, ſich von ihrer Verwirrung zu erholen. Mit einer Freundlichkeit, die ſie noch vermehrte, ſagte er zu ihnen: unmöglich kann ich in die Stadt zurückkehren, ohne von meinen lieben Nachbarinnen Abſchied zu nehmen. Morgen, ſpätſtens übermorgen, werde ich abreiſen. Eliſe ſtammelte einige Worte der Höflichkeit, die gerade ſo viel ſagten, als ſie ſagen ſollten. Das Fräulein rückte einen Stuhl vor, den ſie ihm anbot. Ich kann mich nicht aufhalten, antwortete er. Ich habe noch einige Abſchiedsbeſuche zu machen; Sie müſſen mir verzeihen, daß ich den zu Blumenthal allen Andern voranſetzte. Er küßte den beiden Damen die Hand, und wurde von ihnen bis an den Wagen begleitet. Eine Geiſtererſcheinung hätte ſie nicht mehr überraſchen können. Der fliegende Wiſkt war bereits aus ihren Augen verſchwunden, und noch ſtanden ſie unter dem Thorweg, und ihre Blicke ſchienen ſich zu fragen; ob ſie träumten oder wachten.

Röschen hatte im Nebenzimmer die Abſchieds-Scene belauſcht. Die Worte des Prinzen; mor-

gen, spätstens übermorgen, werde ich abreisen, fuhren ihr wie ein feuriger Pfeil durchs Herz. Simbert, mit seiner traurig schmachtenden Miene, wie er den glühenden Kuß auf ihre Hand drückte und seine Thränen verbarg, trat plötzlich vor ihre Phantasie, und breitete seine Arme nach ihr aus. Ihr Herz klopfte immer schneller und schneller; es legte es ihr als eine Grausamkeit aus, daß sie Anstand nehmen konnte, den liebenswürdigen Mann, der sie glücklich machen wollte, noch einmal zu sehen. Der Besuch ward beschlossen, und wäre es nur, um ihm zu sagen, daß sie unter den vorgeschriebenen Bedingungen die Seinige nicht werden könne. Sie ging zur Muhme. Simbert war nicht da. Das war ihr unerwartet; sonst kam er ihr immer zuvor. Sie saß traurig am Fenster, und bemühte sich, die Seufzer zu ersticken, die, so oft sie vergebens hinaus sah, sich aus ihrem Busen hervordrängten, indeß die geschäftige Matrone in der Stube aus- und einging, ohne sich weder um die Nichte, noch um den künftigen Neffen zu kümmern. Denn daß Simbert dieses werden wolle, hat er ihr selbst, aber freilich nur ins Ohr, anvertraut, und wie man leicht denkt, kein ungünstiges Gehör gefunden.

Endlich erschien er, und Röschen folgte ihm mit klopfendem Herzen in das Gärtchen, das

hinter dem Hause lag, und schon mehr als einmal der verschwiegene Schauplatz ihrer Zusammenkünfte war. Ich mußte mich wegstehlen, liebes Röschen, sagte er, und kann mich nur einige Augenblicke aufhalten. Ich war den ganzen Tag mit den Anstalten zu unserer Abreise beschäftigt. Doch Sie bedürfen nur eines einzigen Wortes, um zu entscheiden, ob wir uns bald, oder nie wieder sehen werden. Röschen schwieg. Sie hatte alles vergessen, was sie dem Geliebten sagen wollte, um ihn zu bewegen, seine Capitulationspunkte zu mildern. Wie! Sie schweigen, fuhr Simbert fort; ists möglich, daß Sie sich in vier und zwanzig Stunden nicht entschließen konnten, ob Sie die glückliche Gattinn eines fürstlichen Beamten werden, oder, deutsch zu sagen, die Magd einer Offizierswittwe bleiben wollen? Röschen erbebte: ach! Sie wissen ja, daß Ich Ihnen gut bin, sagte sie weinend. — Ich glaubte es, erwiederte er, bis ich einen Beweis Ihrer Liebe verlangte. Wollen Sie mir ihn geben? Wenn mein Prinz das Fräulein nicht heurathet, so können auch wir uns nicht heurathen. Ich erhalte das Amt nicht, das er mir versprochen hat, und werde den Augenblick verwünschen, da mein Herz einer Undankbaren sich hingab, die es zu spät bereuen wird, daß sie mit diesem Herzen ihr Glück von sich stieß, ihr Glück, sage ich, und

hier ist der Beweis. Lesen Sie. Er zog ein Papier hervor, darin der Prinz ihr ein Jahrgeld von zweihundert Gulden versicherte, falls er das Fräulein von Landeck heurathen würde.

Sie las, und wollte ihm mit zitternder Hand das Blatt zurückgeben. Behalten Sie's, sprach er, es hängt lediglich von Ihnen ab, ob ich übermorgen seinen Werth verlieren, oder ob Ihnen das erste Jahr voraus bezahlt werden soll. Gestehen Sie mir, daß man einen kleinen Dienst nicht großmüthiger belohnen kann. Denn was verlangt man am Ende von Ihnen? Daß Sie Ihrem Fräulein, das Sie lieben, die Thür in die Brautkammer eines Prinzen öffnen sollen. Wahrlich! Mademoiselle, Ihre Verblendung schmerzt mich eben so sehr, als die Härte, womit Sie meine Liebe verschmähen. Die Zeit ist kostbar, was wollen Sie thun? — Was Sie wollen, versetzte sie leise, und sank dem Satan in die Arme. Er drückte sie fest an seine Brust und bedeckte ihre glühenden Wangen mit Küssen.

Nun wurde der Plan des Bubenstücks verabredet. Simbert wollte am folgenden Abend um Mitternacht mit zween Gehülfen sich vor der Hinterthür des Hauses einfinden. Röschen sollte ihnen aufschließen, und sie in Augustens Schlafzimmer führen. Dieses war um so leichter, da

das Mädchen in einem Cabinet schlief, das damit zusammenhing, und außer dem alten, schwerhörigen Reitknecht Niemand diesen Theil des Hauses bewohnte. An der Hinterthür sollte ein Wagen bereit stehen, der die schöne Beute mit den Räubern auf das fürstliche Jagdschloß bringen sollte. Ist sie nur einmal dort, sagte Simbert, so wird sich das Uebrige alles geben. Das wissen Sie besser als ich, erwiederte Röschen: nur darf meinem Fräulein kein Leid geschehen, das müssen Sie mir schwören. Simbert schwor; was hätte er nicht geschworen? Auf einmal rief sie ängstlich: allein, was wird aus mir werden? Die gnädige Frau wird mich zur Rede setzen. — Auch dafür ist gesorgt. Mit Tagesanbruch wird der Prinz an sie schreiben, und sich im Namen seiner Braut ihre getreue Rosine zur Bedienung ausbitten. Sie wird ihm gewiß die Bitte nicht versagen; dann sind auch wir vereinigt, um uns nie wieder zu trennen.

Um allen weitern Bedenklichkeiten des armen Mädchens auszuweichen, beschleunigte Simbert seine Abreise. Beim Abschiede steckte er ihr einen hübschen Ring an den Finger, um, wie er sagte, ihr ebenfalls ein Pfand seines Versprechens zurück zu lassen. Dieser Talismann that seine volle Wirkung. Röschen fühlte sich plötzlich in eine Braut verwandelt, und, vom Zauberkelch täu-

schender Hoffnungen berauscht, eilte sie mit flüchtigen Schritten nach Hause.

Doch die Nacht, diese ernste Bundsgenossinn des Gewissens, verdunkelte nach und nach die lachenden Bilder, die ihrer trunkenen Seele vorschwebten. Ihre glänzenden Masken verschwanden, und bald erblickte sie nichts mehr, als scheußliche Gespenster, die sie angrinzten, oder ihr die Donnerworte: was hast du gethan? in die Ohren brüllten. Sie verschloß ihre Augen, und sah sie doch. Sie verbarg den Kopf in ihr Kissen, und hörte sie doch. Sie versuchte es, sich vor ihrem innern Richter zu entschuldigen, und fand keine Entschuldigung. Der Versucher, dessen Sophismen sie bethört hatten, war fern von ihr, und so oft sie ihn herbei rief, erschien auch er ihr in einer veränderten Gestalt. Es war nicht mehr jener einnehmende Schmeichler, dessen süße Worte ihr Herz durchglühten. Es war ein hohnlächelnder Dämon, der an einer magischen Kette sie an den Rand eines Abgrunds fortriß, und wirklich den Arm aufhob, um sie hinunter zu stürzen. Fieberfrost durchschauerte ihre Adern, und der Schweiß des Todes rieselte von ihrer Stirne. Sie weinte, sie stöhnte, sie betete. Nichts konnte ihre Marter lindern, und die Nacht verstrich ihr, ohne daß sie einen Augenblick Ruhe genossen hätte.

TAYLOR INST.

Als sie durch Augustens Zimmer ging, sah dieſe bereits an ihrem Schreibtiſche; ſie meldete ihrem Theodor den Abſchiedsbeſuch des Prinzen, und freuete ſich der Hoffnung, ihn nun bald wieder zu ſehen. Ohne ihr heiteres, morgenröthliches Geſicht von dem Blatte abzuwenden, bot ſie Röschen einen guten Morgen. Der Anblick der Holdſeligen, ihr ſanfter, liebeathmender Gruß war ein neuer Dolchſtich in ihr Herz. Sie eilte, wie eine verfolgte Miſſethäterin, an ihr vorüber, und begab ſich hinunter zu Eliſen, die allein in der Wohnſtube war, und eine Morgenbetrachtung las. Um Gottes Willen! wie ſiehſt du aus? Röschen! rief ſie im Tone einer Mutter ihr entgegen. Schon einige Tage ſchleichſt du wie eine Leiche umher. Was fehlt Dir, mein Kind? dieſes Wort brach ihr das Herz. Sie ſtürzte zu Eliſens Füßen nieder, und rief mit gerungenen Händen: Ach, gnädige Frau! beſte, gnädige Frau! vergeben Sie mir; ich will Ihnen alles geſtehen. Ihre Thränen und Schluchzer hinderten ſie, mehr zu ſagen. Eliſe meinte, ſie rede irre; ſie ſuchte ſie zu beruhigen und aufzurichten. Nein! nein! rief ſie, laſſen Sie mich! nur auf den Knieen darf ich zu Ihnen ſprechen. Jetzt eröffnete ſie ihr das ganze Geheimniß der Bosheit. Und ſo oft Eliſens Miene ihr Entſetzen verrieth, unterbrachen neue Thränen und der jammernde Ausruf:

vergeben Sie mir! ihre Erzählung, die sie durch das Billet des Prinzen und durch den angeblichen Trauring bestätigte.

Fasse dich, mein Kind, sagte Elise, indem sie sie umarmte, und danke Gott, daß er dir den Gedanken eingab, statt ein Verbrechen zu begehen, es zu verhindern. Verhindern? erwiederte sie, ach! wie kann ich das? Sie werden diese Nacht kommen. Laß sie kommen, sagte Elise nach einem ernsten Stillschweigen; ich erlaube dir, sie einzulassen. Röschen sah sie mit starren, fragenden Blicken an. Glaube mir, es ist mein Ernst; nur mußt du sie, statt zu meiner Tochter, in mein Zimmer führen. Aber Auguste, das versprich mir, darf nichts von meinem Vorhaben ahnen.

Röschen fiel von neuem auf die Knie, und gelobte den heiligsten Gehorsam. Elise hätte sich mit ihrer Tochter in die Stadt flüchten, sie hätte den Schutz des Herzogs anflehen können, allein sie wollte kein Aufsehen machen, und ihr Glaube an die Menschheit, vielleicht auch eine gewisse Exaltation, die das abgeschiedene Landleben so gern in reinen Seelen erzeugt, gab ihr den Entschluß ein, sich, statt ihrer Tochter, entführen zu lassen. Dieses, dachte sie, wäre das sicherste Mittel, sie vor den Nachstellungen des Prinzen auf immer zu sichern, und vielleicht die schlafende Tugend in seinem Herzen wieder aufzuwecken. Von einem

Briefe erwartete sie diese Wirkung nicht, da der Bösewicht, der seinen Leidenschaften schmeichelte, den Eindruck des ersten vernichtet hatte.

Während Auguste sich mit ihren Blumen und mit ihren Vögeln beschäftigte, unterrichtete Elise ihre Vertraute von Allem, was sie zu thun hatte. Sie gab ihre Befehle mit einer Ruhe, die dem Mädchen eine heitere Zuversicht einflößte, welche ihr nicht erlaubte, an sich selbst, und an die Folgen zu denken, die ihr Bekenntniß für sie haben konnte. Der Tag verstrich unter den gewöhnlichen Beschäftigungen. Kein Blick, keine Miene verrieth die ernsten Arbeiten ihrer Seele. Beim Abendessen war sie heiter, und unterhielt Augusten von ihrem Theodor und von der stillen Feyer, womit der Tag ihrer Verbindung begangen werden sollte. Nur im Augenblicke des Schlafengehens, als das holde Mädchen sich mit vollem Herzen in ihre Arme warf, hatte sie Mühe, ihre Bewegung zu verbergen, und die Thräne wegzublinzen, die ihr ins Auge stieg.

Röschen begleitete sie in ihr Schlafzimmer. Sie übergab dem Mädchen eine Florkappe und eine seidene Douillette mit dem Befehle, sie ihr im Augenblick umzuwerfen, da sie sich ohnmächtig anstellen würde. Sie zog ihr bestes Nachtgewand an, und blieb halb angekleidet. Um diese Vorsicht zu verbergen, empfahl sie Röschen, mit

aller Sorgfalt zu verhindern, daß Simbert und seine Gefährten ihr mit keinem Lichte zu nahe kämen. Sie selber löschte das ihrige aus, so bald ihre Anstalten getroffen waren, und Röschen sich in das Nebengemach begeben hatte.

Die Nacht war kühl und dunkel; sie erwartete die zwölfte Stunde in einem Armstuhle. Beim ersten Schlage befahl sie dem Mädchen, sich an ihren Posten zu begeben, nachdem sie die Thüren von Augustens Zimmer, die auf die Hausflur und in Röschens Kammer führten, in aller Stille abgeschlossen hatte. Nun legte sie sich zu Bette, und erwartete mit klopfendem Herzen den entscheidenden Augenblick.

Elisens Wohnung lag am Ende des Dorfes und stieß auf eine Nebenstraße, in welcher Simbert und seine Gefährten bereits mit einem wohlverschlossenen Wagen angelangt waren. Röschen war, der Abrede gemäß, ohne Licht. Kaum öffnete sie die Thür, so trat Simbert ihr mit einer Blendlaterne entgegen. Ist Alles bereit, mein Schätzchen? — Alles; erwiederte sie schluchzend. Er sprach ihr Muth ein, ergriff sie beim Arme und schlich mit ihr die Hintertreppe hinauf. Seine Begleiter, zween Bediente des Prinzen, folgten ihm. Alle hatten Masken vor dem Gesicht und waren in weite Mäntel gehüllt. Vor Röschens Kammer hielten sie einen Augenblick still. Sim-

bert wiederholte ihnen seine Befehle; der dringendste vor allen war: alles Geräusch zu vermeiden.

Röschen öffnete ihre Kammerthür, die auf den Vorsaal stieß; sie ließ Simberten vorangehen. Das Bewußtseyn ihrer guten That hatte sie verlassen. Sie bebte, gleich einer Verbrecherinn, die den Rabenstein betritt. Beim Eintritt in Elisens Zimmer reichte Simbert ihr die Laterne und nahte sich dem Bette. Der Umhang war vorgezogen; Simbert schlug ihn zurück. Elise schien aus einem tiefen Schlafe aufzufahren. Bist du's, Röschen? Was willst du? sagte sie mit leiser, erschrockener Stimme. —, Seyn Sie ruhig, gnädiges Fräulein, es soll Ihnen kein Leid geschehen. Bei diesen Worten faßte Simbert sie an den Armen. — Ach Gott! Räuber! rief sie, und schien in Ohnmacht zu sinken.

Simbert zog ein seidenes Tuch hervor, und wollte ihr den Mund verbinden. Das will ich thun, sagte Röschen, indem sie die Laterne auf eine seitwärts stehende Commode setzte. Sie verband ihr den Mund, und zog ihr die Florkappe über das Gesicht, die sie aus ihrer Kammer mitgenommen hatte. Gott! sie ist ohnmächtig, rief sie. — Desto besser! erwiederte Simbert. Nur hurtig fortgemacht, damit wir sie in den Wagen bringen, ehe sie zu sich kömmt! Sie ward aus

dem Bette gehoben, und Röschen warf ihr die Douillette um; dann nahm sie die Laterne, und ging den Räubern voran, die ihr in tiefster Stille, gleich Meuchelmördern, folgten, die das Opfer ihres Bubenstücks heimlich begraben wollen. Elise ward in den Wagen gelegt. Simbert setzte sich neben sie. Einer von den Bedienten nahm den Rücksitz ein, der Andere stieg zu Pferde, um voran zu reiten. Die Gläser und Vorhänge wurden aufgezogen, und der Wagen rollte mit der Schnelligkeit des Blitzes davon.

Nach einigen Minuten schien Elise aus ihrer Ohnmacht zu erwachen. Wo bin ich? Hülfe! Hülfe! rief sie, so laut ihr Mundschleyer es ihr erlaubte. Sie stellte sich an, als wollte sie ihn wegreißen. Simbert hielt ihr die Hände. Ihre Mühe ist vergebens, gnädiges Fräulein. Fassen Sie sich, wir sind keine Räuber; wir führen Sie Ihrem Glücke entgegen. — Wohin? — In die Arme eines fürstlichen Gemahls, antworte Simbert. Elise warf sich schweigend in die Ecke des Wagens zurück, und sprach kein Wort mehr auf dem ganzen Wege. In weniger als einer halben Stunde hielt der Wagen im Hofe des Jagdschlosses still. Elise wurde dem Scheine nach halb ohnmächtig herausgehoben, und in ein Zimmer des Erdgeschosses gebracht, das mehrere Wachslichter erleuchteten. Man setzte sie auf eine Otto-

manne. Simbert wollte ihr den Mund los binden; sie stieß ihn zurück, und löste die Binde selbst ab, ohne die Florkappe wegzunehmen. Der Elende verließ sie mit einer stummen Verbeugung, und sie hörte ihn die Thür verschließen, die nach dem Hofe führte.

Kaum hatte er sich entfernt, so kam der Prinz aus seinem Nebenzimmer mit ausgestreckten Armen auf sie zu. Elise richtete sich auf, riß die Florkappe ab, und stand wie ein strafender Schutzengel vor dem erstarrten Sünder. Er hatte die Lippen zum Sprechen geöffnet; sie blieben geöffnet, aber seine Zunge war gelähmt. Nicht vor mir, Prinz, sagte Elise, mit ernster feierlicher Stimme, sondern vor sich selbst sollten Sie erschrecken. Mir sollten Sie danken, daß ich Ihnen ein Verbrechen erspart habe. Das Wort Verbrechen trieb eine glühende Röthe auf sein todblasses Gesicht. Ein Verbrechen, sage ich, das, auch mißlungen, Ihnen, wo nicht die Ahndung des Gesetzes, doch gewiß die höchste Ungnade Ihres Oheims zuziehen würde, wenn ich seine Gerechtigkeit um Hülfe anrufen wollte. Doch nicht bei ihm, bei Ihnen selbst, Prinz, will ich Sie verklagen. Ihr Herz war einst edel und rechtschaffen; ihm überlasse ich Ihre Bestrafung. Hier sind die Zeugen, die vor einem fremden Richter gegen Sie sprechen würden. Sie über-

gab ihm das Billet und den Ring, die Röschen von Simberten empfangen hatte.

Nun bekam der Prinz die Sprache wieder. Bei Gott! rief er, Sie sind ein großes Weib! Eine Mutter, wollen Sie sagen, versetzte Elise. Doch es ist Zeit, daß ich nach Hause zurück kehre. Meine Tochter darf nichts von meiner Abwesenheit erfahren; ich bitte Euer Durchlaucht, die Befehle zu meiner Rückreise zu geben. Der Prinz klingelte, schloß die Thür auf, und sagte zum heraneilenden Bedienten: laß den Augenblick wieder anspannen. Wenn Sie mir vergeben haben, sagte er dann zu Elisen, so werden Sie mir erlauben, Sie zurück zu begleiten. Ich habe Ihnen vergeben; allein ich bedarf der Einsamkeit, und ich denke, auch Sie werden gerne mit sich allein seyn. Der Prinz ergriff ihre Hand und drückte sie an sein Herz. Diese Stunde werde ich nie vergessen, und wenn ich Ihnen nicht ganz gleichgültig werde, so hoffe ich, Sie sollen sich ihrer Folgen freuen. Noch einige Minuten saß er neben Elisen auf der Ottomanne. Schweigend warf er von Zeit zu Zeit einen schamvollen Blick auf das verklärte Antlitz der Heldinn; aber sein Blick konnte nicht darauf verweilen. Die Majestät der Tugend schreckte ihn zurück. Der Wagen fuhr vor; der Prinz begleitete sie bis an den

Schlag. Ehrerbietiger hätte er sich von keiner Königinn beurlauben können.

Ihre Rückkehr wurde beinahe eben so schnell bewerkstelliget, als ihre Hinreise. Ein heiliges, namenloses Gefühl der Andacht und der Wonne wiegte sie in eine himmlische Entzückung, aus der sie nicht eher erwachte, als bis der Bediente des Prinzen den Schlag öffnete, und Röschen mit weinenden Augen und lachendem Munde sie bewillkommnete. Sie war kaum anderthalb Stunden abwesend, die das gute Mädchen in der bängsten Unruhe zugebracht hatte. Nun war ihre Freude grenzenlos, besonders als Elise ihr sagte, daß sie alle Ursach habe, mit dem Erfolg ihres Schrittes zufrieden zu seyn. Ich werde es nie vergessen, mein Kind, setzte sie hinzu, daß ich diesen Erfolg deiner Treue zu danken habe. Röschen sank ihr zu Füßen; sie umarmte ihre Knie. Hätte Elise in diesem Moment ihr Blut gefordert, es würde für sie geflossen seyn. Sie mußte ihr das heiligste Stillschweigen über die ganze Begebenheit angeloben. Man kann leicht denken, daß der Prinz seinen Gehülfen die gleiche Verpflichtung auflegte.

Am folgenden Tage reiste er wirklich in die Residenz zurück. Sein erstes Geschäft war, daß er Simberten fortschaffte. Er schickte ihn, als Oberförster auf seine Güter. Betrachte das Aemt-

chen nicht als eine Belohnung, sagte er zu ihm; da ich dich zum Schurken machen half, so muß ich dir Gelegenheit geben, ein ehrlicher Mann zu werden. Benutzest du sie nicht, so wirst du einen unerbittlichen Richter an mir finden.

Auguste war dasmal früher als ihre Mutter. Gleich dem Säugling, der in seiner Wiege des erquickenden Schlafes genießt, indeß die wachende Mutter jede Gefahr von ihm abwendet, hatte sie von der Scene der verwichenen Nacht nicht das mindeste geahnet. Als Elise herunter kam, lief sie ihr mit offenen Armen entgegen. Sie müssen recht gut geruhet haben; so frisch, so blühend sind Sie schon lange nicht aufgestanden. — Das macht, mein Kind, ich hatte einen süßen prophetischen Traum, der mein Blut erfrischte. Mir träumte, daß ich dich deinem Theodor in die Arme führte, und es war mir, als geschäh' es an meinem Geburtstage; den wir zu Ende des Monats feiern werden. Ich erlaube dir, deinem Geliebten meinen Traum zu erzählen.

Auguste lag noch am Busen ihrer Mutter, als Röschen ihnen die Nachricht von der Abreise des Prinzen überbrachte, die sie im Dorfe erfahren hatte. Nun wird auch Theodor uns bald wieder besuchen können, rief Auguste frohlockend. Auch auf ihrer Mutter Stirne glänzte die Freude.

Sie fand in dieser Abreise eine Gewährschaft, daß der Prinz seiner Leidenschaft entsagt habe.

Theodor ließ sich nicht lange erwarten; er kam mit seiner Mutter und Schwester auf den Flügeln der Liebe nach Blumenthal. Nach den ersten Entzückungen des Wiedersehens erzählte er Elisen, daß der Prinz am Tage nach seiner Ankunft ihn rufen ließ, und ihm das Patent eines Stabsrittmeisters bei seinem Dragonerregimente zustellte. Ich höre, Sie werden sich bald mit der liebenswürdigen Auguste verheirathen. Mein Regiment kantonnirt nur zwo Meilen von Blumenthal; es muß Ihnen angenehm seyn, in der Nachbarschaft Ihrer Familie zu leben. Sie bekommen ein seltenes Mädchen zur Frau, und eine noch seltnere Frau zur Schwiegermutter. Bringen Sie ihnen meinen Gruß, und bleiben Sie stets Ihres Glückes würdig. Theodor blieb es.

Schon dreimal feierte Auguste, im Kreise der Ihrigen, das Jahrgedächtniß ihrer Verbindung, und jedesmal sagte sie in ihrer Mutter und in Theodors Armen: ich bin glücklich, noch glücklicher als im vorigen Jahre. Auch Prinz Adolph hielt Wort, und seine Rückkehr zur Tugend wurde vom Herzog durch die Hand seiner reizenden Tochter belohnt.

Therese.

Eine Hirtengeschichte.

In einem der grasreichen Thäler, das der junge Rhein bewässert, und ein Arm der rhätischen Alpen umschlingt, lag Florentin im Schatten eines düstern Gebüsches und heftete seinen Blick auf ein Paar Ringeltauben, die auf einer Steineiche mit traulicher Einsamkeit ihr Nest bauten. Von Zeit zu Zeit glitt eine große Thräne über seine Wange, und ein wilder Seufzer entströmte seinem beklommenen Busen. Seine Ziegen, der Wache des Hundes überlassen, irrten fröhlich auf der fetten Weide umher, indeß aus dem benachbarten Schilfe die melancholische Stimme des Rohrdommels die wortlosen Accente seines Grames begleitete.

Plötzlich ward er durch das Bellen seines Hundes aus seinem schweren Traum erweckt, und ein junger Kriegsmann stand mit Schweiße bedeckt an seiner Seite. Guten Abend, mein Freund, sagte er zum aufspringenden Hirten, der seinen Stab ergriff, und sich mit glühendem Gesichte dem Fremden entgegenstellte. Guten Abend,

brummte dieser halb leise, und seine Lippen bebten, und grollende Wuth blitzte aus seinen Augen.

Möchtet ihr mir nicht den Weg nach Meyenfeld weisen? Den Weg nach der Hölle, wenn ich ihn wüßte. Euer Rock sagt mir, daß ihr auch einer von denen seyd, die unsere Hütten plündern, und die Unschuld unserer Dirnen morden.

Viele meiner Kameraden mögen diesen Vorwurf verdienen; ich verdiene ihn nicht.

So seyd ihr doch ein Deutscher, oder vielleicht gar ein Schweizer, der gegen sein Vaterland streitet.

Auch das bin ich nicht. Schon mehr als hundert Jahre steht mein Geburtsland unter der Herrschaft der Franken.

Dieser Geiseln der Menschheit, die den Frieden aus unsern stillen Fluren vertrieben haben. Warum folgtet ihr ihren Blutfahnen?

Weil ich mußte; ich ward aus dem Gewölbe eines Kaufmanns fortgerissen, und aus den Armen einer Geliebten, die ich, ach! auf immer verloren habe.

Ihr habt eure Geliebte verloren? Hier meine Hand, wir sind Freunde. Ward sie euch auch geraubt? Wer raubte sie euch?

Der Tod; erst gestern erhielt ich die schreckliche Nachricht; und um ungesehen weinen und

ungehört seufzen zu können, schweife ich seit der Morgendämmerung in diesen Gebirgen umher.

Ich will euch zurecht weisen, allein ihr werdet müde und hungrig seyn; ruht ein wenig aus. Meyenfeld liegt kaum eine halbe Meile von hier; ihr werdet noch immer vor Nacht hinkommen.

Jetzt öffnete Florentin seine Hirtentasche und langte ein kleines Gerstenbrod und ein Stück weißen Käse heraus. Hier esset und in dieser Kürbisflasche ist frische Ziegenmilch, die wird euern Durst löschen.

Der junge Kriegsmann lagerte sich neben dem Hirten ins Gras; er war erschöpft und genoß dankbar die Gabe seines neuen Gastfreundes. Ihr müßt unglücklich seyn, sagte er zu ihm, sonst wäre der Unglückliche euch nicht so willkommen. Unglücklich? erwiederte der Hirt; dies Wort mag euch genügen, für mich sagt es zu wenig. Ich habe noch keinen Namen gefunden für das, was ich leide. Ich beneide euch, daß euer Mädchen nur todt ist; meine Therese wurde von zwey Bösewichtern weggeführt, und ich weiß nicht, aber errathen kann ichs, was aus ihr geworden ist. Ha! daß ich sie nicht erreichte, daß ich sie nicht ausspüren konnte! Ich erfuhr es zu spät. Thereſens Hütte liegt dort über dem Walde; sie weidete ihre Heerde in einem buschigen Grunde; da kamen die Buben und rauhten ihr zwey der

schönsten Schafe. Sie folgte ihnen von ferne bis nach Meyenfeld; aber sie fand kein Recht bey ihrem Hauptmann. Man rieth ihr nach Chur zum Obersten zu gehen; das unglückliche Mädchen machte sich auf den Weg; mehr konnte ich nicht erfahren, denn als ich des folgenden Morgens beym Obersten nachfragte, ward ich mit Hohngelächter von ihm abgewiesen. Heute sinds 14 Tage und noch ist Thereſe nicht zurück, und weder ich noch ihre trostlose Mutter wissen, wo sie hingekommen ist?

Wie bedaure ich euch, armer Jüngling! versetzte der Fremde; ach, ich weiß ja, was es heißt, eine Geliebte verlieren. Ihr waret doch ihres Herzens gewiß?

Sie wollte ja mein Weib werden; bey der letzten Kirchweihe sagte ich ihr zum erstenmal, daß ich ihr gut sey; sie ward roth, aber sie floh mich nicht. So oft ich sie zum Tanz aufforderte, nahm sie meine Hand an, und als ich sie heimführte, erlaubte sie mir, sie am folgenden Sonntage zu besuchen. Ich that es, und so wurden wir immer näher und näher bekannt, und endlich erlaubte sie mir, bey ihrer Mutter um sie zu werben. Meine Thereſe ist noch zu jung, sagte die Mutter, aber auf künftiges Jahr mögt ihr euch heirathen. Sie legte unsere Hände zusammen; und nun hieß Thereſe mich immer ih-

ren Florentin, ihren lieben Florentin. Das Körbchen, das ich ihr geflochten, kam nie von ihrem Arme, und das Eichhörnchen, das ich ihr diesen Frühling brachte, saß immer auf ihrer Schulter und aß aus ihrer Hand. Sie sang nur die Lieder, die ich sie lehrte, und oft, wenn ich meine Schallmey dazu blies, sah sie mir liebreich ins Auge und sagte: keiner in der Stadt könne besser blasen.

Wie! sie kam in die Stadt?

Nur einmal auf acht Tage; aber ich wollte, daß sie nie dort gewesen wäre. Sie hat da eine alte Base, die ihr den Kopf mit allerhand Possen anfüllte, und sie gegen das Hirtenleben einnahm. Seit dieser Zeit sprach sie unaufhörlich von der Stadt; sie wollte eine Näherinn, und ich sollte ein Spielmann werden, und so, sagte sie, würden wir dort ein reichliches Brod finden. Die Base hatte ihr einige Bänder geschenkt, womit sie ihren Sonntagshut auszierte, und wenn sie ihn aufhatte, so überraschte ich sie oft, wie sie sich im Teiche besah, an dessen Ufer ihre Hütte liegt. Dieses that sie zuvor nie, und als ich mit ihr darüber scherzte, ward sie böse und schmollte mit mir.

Ist das Mädchen schön?

Ja wohl, die schönste Blume des Thales, blühend wie eine Rose und schlank wie eine Gemse.

Ihre Haare wallten in dicken braunen Locken um ihren Nacken; seitdem sie in der Stadt war, strich sie die vordersten über die Stirne und dann blitzten ihre schwarzen Augen so feurig unter dem dunkeln Walde hervor, daß es mir nicht mehr so wohl that, sie anzusehen; auch das sagte ich ihr einmal, sie lachte und antwortete: man sieht wohl, daß du nicht weißt, was schön ist; geh einmal in die Stadt, so wirst du sehen, daß alle Mädchen sich so tragen.

Ist sie groß?

Sehr groß für ihr Alter; sie ist erst sechszehn Jahre. Die andern Mädchen fanden nichts an ihr zu tadeln, als daß sie zu groß sey. Was fehlt euch? Ihr schaudert.

Ha! möge meine Muthmaßung trügen!

Wie so? O redet, habt ihr sie gesehen?

Gesehen, oder doch ein Bild, das eurer Schilderung ähnlich ist.

Wo das, wo? ich will sie aufsuchen, ich will sie erlösen.

Armer Jüngling! wenn die, so ich sah, deine Thereſe war, so suche sie nicht auf, sie ist deiner nicht mehr werth.

Heilige Mutter! Hört, Freund, glaubt ihr noch an Gott?

Welche Frage! ja, ich glaube an Gott.

Nun so bitte ich euch um Gottes Willen, sagt mir, was ihr von ihr wisset.

Als ich vor einigen Tagen von meinem Hauptmanne an den Obersten abgeschickt ward, und, während man mich anmeldete, vor seinem Quartier auf und abging, sah ich ein schönes, großes, braunlockiges Mädchen, kurz das Ebenbild eurer Thereſe, neben ihm im Fenſter liegen. Er hatte ſeine Arme um ihren Nacken geſchlungen, und ſie lächelte ihm freundlich ins Geſicht. Sie mußte ihm auf franzöſiſch die Worte ich liebe dich nachſprechen; dann redete er deutſch mit ihr, ſo gut ers kann, und das Mädchen redete die Sprache des Landes.

Florentin ſprang auf, alle Muskeln ſeines Geſichtes zuckten: Sie iſts, o ſie iſts, rief er im Tone der Verzweiflung, morgen gehe ich in die Stadt; ich will ſie ſehen, ich will wiſſen, ob ich ſie blos verachten oder rächen muß; doch ihr ſagtet ja, ſie habe ihn angelächelt, ſie habe ihm geſagt, daß ſie ihn liebe. O Thereſe! Thereſe! du haſt deinen Florentin vergeſſen; du haſt dein Herz, das nicht mehr dein war, an einen Fremden verkauft, und ihm dein Heiligſtes in den Kauf gegeben.

Was ihr mir von der Eitelkeit des Mädchens ſagtet, erwiederte der junge Krieger, macht mir eure Vermuthung nur allzu wahrſcheinlich. Schon

oft

oft war die Eitelkeit die Zerstörerinn der Unschuld; dennoch können wir uns beyde irren. Ich billige daher euer Vorhaben; seyd aber wohl auf eurer Hut; der Oberste ist ein heftiger Mann, der leicht beleidigt wird und keine Beleidigung verzeiht.

O ich fürchte ihn nicht, bey Gott! ich fürchte ihn nicht; ich habe ja nichts mehr zu verlieren als mein Leben.

Und dies wollet ihr einer Treulosen aufopfern? Wenn das Mädchen sich ihm freywillig ergeben hat, so . . . . . .

So ist sie . . . . . o ich mag das Wort nicht aussprechen; doch ich muß mit meinen eigenen Augen sehen, was sie ist. Der Oberste wohnt doch noch immer auf dem Markte, der Kirche gegenüber?

Ja, in einem grauen Hause, gleich auf dem ersten Boden. Doch es ist Zeit, daß ich gehe; wollt ihr mir den Weg nach Meyenfeld weisen, mein Freund?

Florentin führte den Soldaten auf einen Hügel, von dem er den Flecken erblickte. Unterwegs sprach er nichts; nur begleitete zuweilen der Name Therese seine tiefen Seufzer. Nun erkenne ich mich, sagte der Fremde, als sie den Hügel erstiegen hatten, und bedarf keines Füh-

rers mehr. Lebe wohl, guter, biederer Jüngling; Gott tröste uns alle beyde.

Florentin drückte schweigend seine Hand, beyder Augen füllten sich mit Thränen; endlich sagte der Hirt mit dumpfer Stimme: Lebe wohl, wir werden uns nie wieder sehen. Aber nie vergessen, rief der Fremdling dem Hirten nach, der, wie von einem Raubthiere verfolgt, durch das Gebüsch davon schlüpfte.

Er eilte zu Thereſens Mutter; beim Eintritt in die Hütte fand er ſie und ihre Tochter Mariane in Thränen. Er war außer Athem. Bringſt du uns Nachricht von Thereſen? riefen beyde ihm entgegen. Heiliger Gott, wie ſiehſt du aus! Florentin faßte ſich. Nein, aber morgen hoffe ich etwas von ihr zu erfahren. Ich gehe in die Stadt und wollte dich, liebe Mariane, bitten, mir bis gegen Abend meine Ziegen zu hüten; die Mutter wird es wohl erlauben; ich werde zeitig zurückkommen. Warum nicht, antwortete Sabine; ich will indeſſen auf unſere Herde Acht haben; du unternimmſt ja für uns dieſe Reiſe. Nun that ſie mancherley Fragen an den Hirten; er wich ihnen aus und verbarg ihr ſorgfältig ſeine traurige Entdeckung. Er erſann einen Vorwand, um ſeinen Beſuch abzukürzen, und Mariane begleitete ihn unter die Pappeln, die den Teich umkränzten. Weißt du wirklich

nichts von ihr? sagte sie zu ihm, ein trauriges Geheimniß scheint auf deiner Stirne zu ruhen, du Guter! blässer kann keine Leiche seyn als du, da du in unsere Hütte tratst. Frage mich nichts, liebe Mariane, antwortete er, aber morgen, wenn ich aus der Stadt komme, will ich dir sagen, was ich erfahren werde. Mariane sah ihm forschend ins Gesicht. Florentin wandte es ab, um seine Thränen zu verbergen. Die Mutter möchte etwas Schlimmes ahnen, kehre zu ihr zurück, bestes Mädchen; also sprach er und eilte davon. Bestes Mädchen, seufzte Mariane, indem sie ihm nachsah; nun ja, du darfst wohl wissen, daß Thereſe nur schöner, aber nicht besser war, als ich. Doch daß ich mehr, als Thereſe, dich liebte, das sollst du nie erfahren.

Mariane war ein angenehmes Geschöpf; zwey Jahre älter als Thereſe, aber neben ihr hörte sie auf, schön zu seyn. Sie hatte weder die hohe Nymphengestalt, noch das blitzende Auge der Schwester. Die Blicke des ihrigen waren sanft und schmachtend; sie verriethen die tiefen Gefühle einer weichen Seele. Schon lange liebte sie den Hirten; als sie aber sah, daß sein Herz sich zu ihrer Schwester neigte, bekämpfte sie ihre Liebe, und wenn es ihr nicht gelang, sie zu besiegen, so fand sie doch in sich Stärke genug, sie zu verbergen. Sie fühlte die ganze Größe ihres Opfers,

aber sie fühlte nicht ihre eigene Größe, die dieses Opfer vollführte.

Florentin erreichte bey einbrechender Nacht seine Hütte. Ganz mit dem Plane seiner Reise beschäftigt, las er drey seiner schönsten Ziegenkäse aus, die er in die Stadt zu Markte tragen wollte. Gewöhnlich ersparten die Aufkäufer ihm die Mühe; nun aber sollte diese Waare ihm den Weg in die Wohnung des Obersten öffnen. Er warf sich auf sein Lager; allein das Bild Theresens, das ihm immer vorschwebte, hinderte sein Auge, sich zu schließen, und seine Thränen befeuchteten den Pfühl, auf dem er sein Haupt unruhig umherwarf.

Als das Morgenroth anbrach, machte er sich auf, hing seine Hirtentasche um, und trieb seine Herde nach der Gegend, wo Mariane herkommen sollte. Er sah sie bald mit leichtem Schritte dem Fichtenwald entschweben. Ein höheres Karmin färbte ihre bräunliche Wange, als Florentin ihr die Hand reichte, und eine aufsteigende Thräne hell wie die Thautropfen, die an der Wachholderstaude flimmerten, erhöhte den matten Glanz ihres Auges. Der Hirt blickte in diesen reinen Spiegel ihrer Seele; sie ließ ihn aber nichts als Mitleid und holdes Wohlwollen darin lesen. Theresens Schwester war auch ihm Schwester; ihre Freundschaft war ihm heilig, aber heut ent-

stieg ihn zum ersten Male der Wunsch: o daß Thérese dieses Etwas, das ich nicht zu nennen weiß, besessen hätte! Dieses Etwas war jene sanfte Taubeneinfalt, welche die unverdorbenen Kinder der Natur schmücket, deren Namen aber nur dem gebildeten Städter bekannt ist.

Florentins Herz war zu voll, als daß er hätte sprechen können. Noch immer hielt er schweigend die Hand des Mädchens in der seinigen; er drückte sie immer fester und fester; nicht nur die Liebe, sondern auch der Schmerz bedient sich dieser Sprache, um das auszudrücken, was Worte nicht sagen können. Jetzt ließ er ihre Hand sinken und stürzte sich in das Dickicht.

Eine abwechselnde Strecke von Hügeln und Thälern trennte ihn von der Stadt; um sie zu erreichen, hätte ein fremder Reisender drey Meilen gezählt; Florentin legte den Weg auf unbetretenen Pfaden in drey Stunden zurück. Sein Herz klopfte laut, und sein Stab zitterte in seiner Hand, als er zum Thore hereintrat. Er ging gerade auf die Wohnung des Obersten zu. Da er seine Waare der Schildwache vorwies, so ließ sie ihn ungehindert ins Haus. Er sammelte sich einen Augenblick, und als ihm eine halb offene Thür ins Auge fiel, faßte er Muth und schlich sich sachte hinein.

Stumm und starr, als ob sich plötzlich ein

Abgrund zu seinen Füßen öffnete, blieb er ste-
hen, als er Thereſen, wie eine Städterin ge-
putzt, auf dem Schoße des Oberſten erblickte,
der ihr eine Schaale Schokolate reichte. Sie
ſchmiegte ihr Geſicht an das ſeinige, und war eben
im Begriffe, ihm die Schaale abzunehmen, als
ſie den todtblaſſen Florentin gewahr wurde. Sie
ſtieß einen gellenden Schrey aus, fuhr auf und
ſtürzte ſich in das Nebenzimmer; der Oberſte ſah
ſich um und rannte mit einem fürchterlichen Fluche
auf den Hirten zu, der vor Schrecken ſeine Käſe
fallen ließ, und mit der Schnelligkeit des Blitzes
davon eilte. Umſonſt verſuchte es die Schildwache
ihn aufzuhalten; er entrann durch einen benach-
barten Thorweg in ein Gäßchen, durch welches
er unbemerkt das entgegengeſetzte Stadtthor er-
reichte. Wie von einem Geſpenſte verfolgt, ent-
floh er durch die Weinberge und Baumgärten in
ein kleines Gehölz, das auf den Fußpfad ſtieß,
der ihn dem Schauplatze ſeiner Schande zugeführt
hatte.

Seine Flucht erſparte dem Oberſten ein neues
Verbrechen; er war Thereſen in das Nebenzim-
mer nachgerannt; ſie lag ohnmächtig auf der Erde.
Lange verſuchte ers umſonſt, ſie zu ſich zu brin-
gen; endlich öffnete ſie die Augen, ſie warf einen
ſtarren ſchüchternen Blick um ſich her. Wo iſt er,
ſtammelte ſie; iſt er fort? Wer war der Lümmel?

sagte der Oberste. Ach, erwiederte sie, ein Hirt von unserer Flur; der wird meinen Aufenthalt verrathen. Das wird er wohl bleiben lassen, antwortete der Tyrann, lief hinaus und befahl seinen Bedienten, dem Flüchtling nachzusetzen. Hätten sie ihn gefunden, so wäre er im ersten Augenblick ein Opfer seiner Wuth geworden. Bey kälterer Ueberlegung schien es ihm rathsamer, alles Aufsehen zu vermeiden, sonst würde seine Rache den Unglücklichen bis in seine Hütte verfolgt haben.

Von Kummer und Müdigkeit erschöpft, langte Florentin, noch ehe die Sonne, sich hinter den Felsenspitzen verbarg, in dem schattigen Gebüsch an, wo Mariane seine Ziegen weidete. Sie lief ihm mit ungeduldiger Neugier entgegen; als sie ihm näher kam, blieb sie plötzlich stehen: dein Anblick sagt mir Alles, rief sie mit aufgehabenen Händen, sie ist verloren. Ja wohl verloren, antwortete Florentin schluchzend, an Leib und Seele verloren; ich fand das verirrte Täubchen in den Klauen eines Geyers. Mariane sank in die Arme des Hirten; ihre Thränen fielen auf ihren ängstlich klopfenden Busen.

Lange fehlte es dem armen Jüngling an Kraft, was er gesehen hatte, zu erzählen, und als ers versuchte, unterbrachen ihn die Seufzer und Klagen der trostlosen Schwester bey jedem Worte.

Sie saßen beysammen im Grase; Marianens Hand lag in seiner Hand. Ihre Gefühle waren nicht ganz dieselben; dennoch beantwortete die Hand des andern jeden Druck, den sie empfing, und wenn Florentin um seine Geliebte klagte, flossen Marianens Thränen für beyde. Florentins Herz war zu gut, um nicht diese treue Theilnahme an seinem Kummer zu bemerken. Dieses hättest du mir nicht gethan, liebe Mariane, sprach er zu ihr, als sie ihm mitleidig ins Auge sah; sie senkte ihren Blick und erröthete. Mein Herz sagt nein, antwortete sie leise, warum sollte nicht auch mein Mund nein sagen? Nun so laß mich dies Herz an das meinige drücken und einen ewigen Bund der Freundschaft schließen. Mariane zitterte, als der Hirt sie in seine Arme schloß; sie fing an sich vor ihr selbst zu fürchten; sie erinnerte sich, was ihr Sieg sie gekostet hatte. Du weißt ja, erwiederte sie, daß ich schon lange deine Freundinn bin. Doch es ist Zeit, daß ich zu meiner armen Mutter zurückkehre; wie lang wird ihr dieser Tag geworden seyn! Ach, was werde ich ihr sagen! Ich gehe mit dir, versetzte der Hirt, aber ich glaube, es wäre Sünde, ihr die Wahrheit zu entdecken; ich will ihr blos sagen, daß ich unsere Therese nicht gefunden habe; ach, ich werde sie ja durch diesen Bericht nicht belügen.

Auf dem Wege sprachen beyde wenig; jedes

glaubte mit seinem Herzen allein zu seyn. Nur von Zeit zu Zeit wurden sie einander sichtbar und knüpften ein Gespräch an, das sie bald wieder in sich selbst zurückführte. Sabine erwartete sie auf der Bank vor ihrer Hütte, die ein Kirschbaum beschattete: du kömmst allein? rief sie dem Hirten zu, ach, du hast sie also nicht gefunden! Nein, antwortete Florentin, mein Gang war vergebens. Sabine weinte, und ihre Zähren flossen noch, als Florentin, vom blassen Lichte des Mondes geleitet, nach seiner Hütte zurückkehrte.

Thereſens Bild schwebte ihm stets zur Seite, und es verließ ihn nicht auf seinem einsamen Lager. Immer sah er sie am Busen ihres Verführers liegen, und noch im Prunke des Lasters schien sie ihm das schönste aller menschlichen Geschöpfe. Aber er beklagte den Verlust ihrer Unschuld noch mehr, als den Verlust ihrer Liebe, und wenn er in den folgenden Tagen sich mit Marianen unterhielt, sagte er oft: Ach! wäre sie nur nicht gefallen, so könnte ichs verschmerzen, daß sie mein Herz wegwarf; ich allein wäre dann unglücklich gewesen, aber nun ist sie unglücklicher, weit unglücklicher als ich. Wenn er so redete, sah Mariane ihn wehmüthig an; ihre Seufzer antworteten seinen Seufzern, oder sie drückte die Hand des Jünglings, wenn er ihr

die stillen Thränen abtrocknete. Bisweilen lehnte sie sich weg von ihm, wenn sie fühlte, daß ihr Herz dem Herzen zu nahe kam, das so ganz allein für ihre Schwester schlug.

In einer schwülen Nacht lag Florentin unentkleidet auf seinem Bette; er hatte seine Ziegen in den Stall getrieben, um sie vor dem drohenden Gewitter zu schützen. Seine beklommene Brust athmete das erquickende Lüftchen, das zu seinem offenen Fenster hereinströmte. Plötzlich erblickte er bey dem Schimmer eines Blitzes eine weiße Gestalt vor der Oeffnung; sie glich Theresen, wie er sie auf dem Schoße ihres Verderbers sah; aber ihr Antlitz war blaß, wie das Antlitz einer Abgeschiedenen. Ein Schauer überlief ihn; doch er faßte sich und erhob sein Haupt, um sich zu versichern, ob er recht gesehen habe; allein die Gestalt war verschwunden. Ein zweiter Blitz machte sie ihm zum andern Male sichtbar, und jetzt glaubte er sie ächzen zu hören. Ach Therese! meine Therese! seufzte er leise und setzte sich aufrecht, und sah nichts mehr; aber es war ihm, als hörte er eine dumpfe Stimme seinen Namen aussprechen. Nun sprang er von seinem Bette, und taumelte zur Hütte heraus, eben da ein zückender Strahl die schwarzen Schatten von neuem zertheilte. Sein schwefelblaues Licht zeigte ihm deutlich die weiße Gestalt, die mit der Schnel-

ligkeit eines Irrwisches durch das Gebüsch entschlüpfte. Thereſe! ach Thereſe! biſt du es, rief Florentin, indem er ihr nachrannte. Noch hatte er ſie nicht erreicht, als ein fürchterlicher Donnerſchlag die Luft und die Erde erſchütterte, und das Phantom niederzuſchmettern ſchien, es war Thereſe, die zwey Schritte von ihm ohnmächtig zu Boden ſtürzte. Florentin zweifelte nicht mehr; er warf ſich neben ihr hin und faßte ſie beim Arme; ha, rief er, es iſt nicht dein Geiſt, du ſelbſt biſt es; er berührte ihr Geſicht; der kalte Schweiß des Todes, der ihrer Stirn entquoll, benetzte ſeine Hand; er rüttelte ſie; er ſchrie ihr in die Ohren; ſie erwachte. Wer ruft mich? ſagte ſie mit wilder Stimme, ha! biſt du es, Satan! was willſt du? du haſt mich ja verlaſſen. Ich bins; Florentin iſt es; kennſt du ſeine Stimme nicht mehr? Florentin, wiederholte ſie leiſe, und ſchien in ihre Ohnmacht zurückzuſinken. Florentin ergriff ihre zitternde Hand; ſie zog ſie haſtig zurück. Rühre mich nicht an; ich bin vergiftet. Bei dieſen Worten raffte ſie ſich auf und wollte entwiſchen; Florentin umſchlang ſie mit beiden Armen und zog ſie mit ſich fort; ich laſſe dich nicht, armes Mädchen, komm, folge mir in meine Hütte, bis es Tag wird. Sie ließ ſich fortführen; aber ſie antwortete ihm auf keine ſeiner Fragen. Nur entſchwebten die Worte, armes Mädchen! mehrmals, kaum hörbar, ihren Lippen.

Florentin brachte sie in seine Hütte. Beim Eintritt verschloß er unbemerkt die Thür; dann schlug er Licht und steckte seine Lampe an. Therese stand unbeweglich wie ein Marmorbild vor ihm; ihr Blick war starr und verstört, aber sie schien ihn nicht zu sehen. Florentin faßte sie sanft am Arme und machte sie neben sich auf sein Bett sitzen. Sie schwieg noch immer; und er schwieg auch; nur warf er zuweilen einen traurigen Blick auf die Unglückliche, die, wie eine welkende Lilie, ihr Haupt auf ihren Busen senkte, der convulsivisch auf und nieder wogte. Endlich stürzte ein Strom von Thränen über ihre bleichen Wangen; sie öffnete die halbgeschlossenen Augen, und sah in dem Stübchen umher: Ja, ja, hier wohnt er; auch ich sollte hier wohnen; hier hätte ich glücklich seyn können an seiner Seite, aber das wollte ich nicht; ich wollte verderben an der Seite eines Bösewichts. Hier ergriff sie ein fürchterlicher Schauer; ihre Thränen stockten, sie rang die Arme, sie fuhr mit beiden Händen in ihre Locken, und Florentin mußte alle Gewalt anwenden, um sie zu hindern, sie auszureißen. Nun bekamen ihre Augen ihr vormaliges Feuer wieder; aber es war die Verzweiflung, die aus ihnen blitzte. Wer bist du, Mensch, daß du mich hinderst, meine Locken auszureißen? ich will sie dem armen Florentin schicken, daß er ein Andenken von mir habe. Zwar sollte er sie mit

Füßen treten, wie ich sein Herz mit Füßen trat; allein das wird er nicht thun. Ich weiß, er wird die Locken aufbewahren; vielleicht läßt er eine Thräne darauf fallen; o sie verdienen es wohl! es sind Reliquien einer gemarterten Büßerinn.

Kennst du ihn denn nicht, den armen Florentin? siehst du ihn denn nicht weinen? unterbrach sie der Hirt mit brechender Stimme. Sie sah ihn lange steif an; endlich sagte sie mit einem tiefen Seufzer und rückte von ihm weg: Ja, du bist es, nun erkenne ich dich; o vergieb mir, daß ich so dichte neben dir saß!

Florentin fragte sie, ob sie nicht einige Stunden ruhen möchte? Sie schüttelte den Kopf, und sagte mit einem bittern Lächeln: Ruhen? über der Erde? ach, wer weiß, ob ich selbst unter der Erde ruhen werde? Florentin wischte sich die Augen: O weine nicht! rief sie, deine Thränen brennen mich hier; sie legte die Hand auf ihr Herz. Er reichte ihr einen Becher mit Milch; nur mit Mühe konnte er sie bereden, ihn anzunehmen. Als sie getrunken hatte, sagte sie: Schon vier Wochen habe ich nicht mehr von der Milch deiner Herde getrunken; hätten meine Lippen nie einen andern Trunk berührt! ha! der Unmensch gab mir Wein; er schmeckte süß wie Honig, aber in meinen Adern ward er zu Feuer. Er sagte mir, daß er mich liebe, daß er mich heirathen, daß er mich zu einem reichen vornehmen

Weibe machen wolle; und ich, ich glaubte ihm, und vergaß dich und meine Mutter und mich selbst. — Ha! fluche mir nicht, guter Florentin, daß ich dich vergaß. Hast du mir nicht geflucht, als du mich auf dem Schoße des Bösewichts überraschtest? Dein Anblick weckte mich aus meinem Rausche. Du warst mir ein Bote Gottes, der mich vor sein Gericht lud.

Seit jener schrecklichen Stunde that ich nichts, als weinen und ächzen. Ich entriß mich den Armen des Elenden, der meiner kindischen Aengstlichkeit spottete. Bisweilen gelang es ihm, mich auf einige Augenblicke durch seine Schwüre und durch seine Verheißungen einzuschläfern; denn ich liebte ihn; du wirst mich verachten, Florentin; aber ich muß dir bekennen, daß ich ihn liebte. Sobald ich wieder zu mir selbst kam, wachte die Angst wieder auf in meinem Herzen. Ich fiel in eine tiefe Schwermuth; ich warf mich vor ihm auf die Kniee; ich beschwor ihn bey Gott und der heiligen Jungfrau, unsere Ehe, denn er hieß mich immer seine Braut, durch die Hand eines Priesters einsegnen zu lassen. Er versprach es, und gestern, als er Befehl erhielt, mit seinen Leuten aufzubrechen, sagte er zu mir: Komm, Thereſe, wir wollen deine Mutter zu unserer Hochzeit einladen. Mit Freudenthränen fiel ich ihm um den Hals, und hüpfte wie ein Vogel zu ihm in den Wagen. So

froh, so stolz war ich in meinem Leben nie gewesen. Er selbst leitete die Pferde; unterweges legte er mir seine Börse in den Schoß: Gieb dieses Gold deiner Mutter, sagte er, damit sie Theil nehme an deinem Glücke. Ich küßte die Hand des Verräthers; gerechter Gott! warum verdorrte sie nicht unter meinem Kusse?

Als wir den Wald am Eingang unseres Thales erreichten, sagte er: laß uns ein wenig aussteigen; der Weg ist hier so steinicht. Er sprang aus dem Wagen, und ich warf mich in seine Arme; aber kaum hatte ich die Erde berührt, so schwang er sich wieder hinein und jagte wie ein Sturmwind davon. Ich versuchte es ihm nachzurufen, aber ich konnte nicht; es ward mir schwarz vor den Augen, meine Knie brachen unter mir; ich glaubte ins Grab zu sinken, aber das Grab begehrte meiner nicht; es warf mich wieder aus auf die Erde. Ich sollte zuerst dich versöhnen und meine Mutter; ach meine Mutter, meine arme Mutter!

Hier sprang sie auf, faltete die Hände, schlug sich Stirn und Brust, und taumelte sinnlos im Stübchen umher. Schrecklichere und wehmüthigere Accente des Jammers hat die menschliche Stimme nicht. Mit zitterndem Arme faßte Florentin sie an, und brachte sie zurück auf das Bette; ihre Kräfte waren erschöpft; sie sank in einen ohn-

mächtigen Schlummer, ein wohlthätiger Mittelzustand zwiſchen Tod und Leben, der ſie eine Stunde lang vor ſich ſelbſt verbarg.

Schon wieder erwacht, ſagte ſie, als ſie die Augen aufſchlug, und den kommenden Tag erblickte: das Gewitter hat ſich verzogen, es iſt ein ſchöner friſcher Morgen, ſagte Florentin, wollen wir ein wenig hinausgehen ins Freye? Sie antwortete ihm nicht, und ſchien in tiefe Gedanken verloren. Nach einer Weile wiederholte Florentin ſeine Frage: Ja, ja, ins Freye, antwortete ſie lächelnd, du haſt Recht, Florentin, komm, wir wollen ins Freye. Sie lief raſch zur Hütte hinaus, blieb auf einem blumigen Raſenplatze ſtehen, und ſah ſich nach allen Seiten um: Schön, ſagteſt du, ſey der Morgen? du haſt Unrecht; ſiehſt du denn nicht, wie alles ſo dunkel, ſo traurig ausſieht, und dort jene todten Blumen? Es waren einige Waldroſen, die welk und halb entblättert an einem Buſche hingen. Sie ging hinzu, brach ſie ab, und band ſie mit einem Grashalm in einen Straus, den ſie an ihre Bruſt ſteckte; ſieh da, Florentin, meinen Brautſchmuck.

Sie nahm freiwillig den Weg nach der mütterlichen Hütte. Die aufgehende Sonne beſtrahlte die Bäume und Geſträuche, von denen noch hin und wieder ein blitzender Regentropfen herabfiel.

Alles

Alles, alles ist hier voller Thränen, rief sie mit einem tiefen Seufzer, die Engel haben sie vom Himmel herabgeweint über mich. Plötzlich schien sie sich an etwas zu erinnern; sie fuhr in ihre Tasche, und zog ihren Rosenkranz heraus. Sieh, Florentin, ich habe ihn noch; er wollte mir ihn wegnehmen, allein ich litt es nicht. Nun fing sie an zu beten, aber so leise, daß sie kaum ihre Lippen bewegte. Florentin ging schweigend neben ihr her und überlegte, wie er es anfangen sollte, um den Eindruck des ersten Empfanges bey der Mutter und der Tochter so viel möglich zu schwächen.

Schon erblickte er die mütterliche Hütte, und Thereſe betete noch immer fort; als sie aber am Teiche vorbeykam, schoß sie wie ein Pfeil darauf los, und stürzte sich hinein. Ach Gott! Thereſe! schrie Florentin, indem er ihr nachstürzte. Er hatte um so weniger Mühe, sie zu retten, da die Halbtodte sich ihm nicht widersetzte.

Eben brachte er seine schöne Beute ans Land, als Sabine und Mariane, durch den Namen Thereſe aufgeschreckt, zur Hütte herausstürmten. Der schaudervolle Anblick unterrichtete sie nur zu wohl von dem, was geschehen war. Heiliger Gott, riefen beide zugleich, indem sie, vom Schrecken beflügelt, der scheinbaren von Wasser triefenden Leiche

entgegen zitterten. Sie ist nicht todt, Mutter, rief Florentin, sie kann nicht todt seyn. Komm, hilf mir, liebe Mariane, sie in die Hütte tragen. In Thränen zerfließend, wankte die trostlose Mutter voran; Thereſe ward, alles Gefühls beraubt, unter das mütterliche Dach gebracht, und, von ihren Kleidern entledigt, in ein Bett gelegt. Florentin, der ihnen dieses Geschäft überlassen hatte, trat nun hinzu, und erzählte ihnen das traurige Schicksal der Unglücklichen.

Noch immer lag sie bleich und starr in den Armen des Todes, der ungern seinen Raub zurückzugeben schien. Erst nach einer halben Stunde, nachdem man sie unaufhörlich mit warmen Tüchern gerieben hatte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und öffnete die Augen. Ihr auch hier, sagte sie mit süßer erloschener Stimme, als sie ihre Mutter und Schwester erblickte; gewiß, o gewiß habt ihr euch um mich zu Tode gegrämt; ach, helft mir zu den Füßen der heiligen Mutter um Gnade flehen. Mariane warf sich über sie hin, und schloß ihr den Mund mit ihren Küssen. Wir leben, und du lebest auch, arme, liebe Schwester, sieh dich um, du bist in unserer Hütte; hier der gute Florentin hat dich uns erhalten. Thereſe blickte um sich her; ihre Augen füllten sich mit

Thränen: ach, sagte sie, in einem herzzerreißenden Tone, ich kann also nicht sterben.

Florentin, der unten am Bette stand, trat nun zu ihr und ergriff ihre Hand; sie ließ es geschehen, und sah ihn schweigend an. Der Schimmer ihrer zurückkehrenden Vernunft mahlte sich auf ihrer Stirne und in ihren Blicken; sie drückte die Hand des Hirten: nicht wahr, ich habe mich ersäufen wollen, und du hast mein Leben gerettet? Alle weinten und schwiegen; o warum, so fuhr sie fort, warum konntest du nicht auch meine Unschuld retten? Ich konnte es, ich, ach! und ich that es nicht, und habe schrecklich, o schrecklich dafür gebüßet. Vergieb mir, guter Florentin, Mutter, Schwester, vergebt mir, ach vergebt mir euren Kummer! Sie reichte ihnen die Hand, die sie mit Thränen überschwemmten. Ich sehe es, ihr habt mir vergeben, auch Gott wird mir vergeben; ich fühle es, der Fels, der auf meinem Herzen lag, ist abgewälzt. Mir ist nun wohl und dir, Florentin, danke ichs, daß meine Seele nicht verloren ging; dafür wird Gott dich belohnen; ich auch, du Guter, möchte dich belohnen; aber ich kann es nicht; Mariane kann es, sie war immer besser, als ich; ihr hättest du dein Herz schenken sollen. Thu' es, lieber Florentin, und hilf ihr meine Mutter trösten, und für die Ruhe meiner Seele beten. Hier erlosch ihre Stimme, der letzte Funke ihres Lebens verglimmte,

und ſie hauchte mit einem leiſen Seufzer ihren Geiſt aus.

Alle Hirten und Hirtinnen des Thales weinten in die Thränen der Trauenden, und begleiteten die Aſche des ſchönen Schlachtopfers zu Grabe. Florentin pflanzte eine Thränenweide auf den Hügel, und nach ſechs Monden erfüllte er den letzten Wunſch des gefallenen Engels.

Eduard und Wilhelmine.

Eine wahre Anekdote.

Erſter Brief.

Die gute Louiſe wird mir verzeihen, daß ich ſie zu meiner Briefträgerinn mache. Aber wird auch die holde Wilhelmine mir verzeihen, daß ich an ſie ſchreibe? Warum nicht? Eben ſo reizend, wie die Tochter des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau, warum ſollte ſie nicht auch eben ſo gut ſeyn? Ach! wäre ich nur auch ſo glücklich als Walter, der dem herrlichen Mädchen ohne Zwang, ohne Umweg ſein Herz aufſchließen durfte.

Schon drei Tage ſuche ich Sie, theure Wilhelmine, zu ſprechen, aber nie traf ich Sie allein. Ich ſann auf ein Mittel, an Sie zu ſchreiben, und fand keines; nun habe ich es gefunden. Wie ein leuchtender Blitz fuhr der Gedanke mir durch die Seele: Voſſens Meiſterwerk zur Hülle dieſes Blattes zu gebrauchen. Hätten Sie mich beobachtet, Sie würden geſehen haben, wie ich auf meinem Stuhl aufhüpfte, als Sie bei Tiſche ſagten: daß Sie es noch nicht geleſen haben. Es wird, es muß Ihnen gefallen. Die Heldinn

dieſer patriarchaliſchen Epopee iſt Ihnen zu ähnlich, als daß Sie nicht mit ihr ſympathiſiren ſollten.

Dieſes könnte ich Ihnen in Gegenwart Ihrer Frau Mutter und meines Lehrers, im Angeſichte der ganzen Welt könnte ichs Ihnen ſagen, und Niemand würde mir widerſprechen. Allein, daß ich Sie liebe, daß Sie jene geheimnißvolle Verwandlung, die ich bisher bloß dem Namen nach kannte, in mir hervorgebracht, daß Sie mir eine neue Seele eingehaucht, und meinem ganzen Weſen ein erhöhetes Daſeyn gegeben haben, dieſes, ich fühle es, liebe Wilhelmine, darf ich Ihnen nur allein ſagen.

Ob Sie mich verſtehen, ob Sie die Offenbarungen meines Herzens mit Nachſicht anhören, ob Sie ein Wort der Güte darauf erwiedern werden, das ſind Zweifel, die wie Harpyen mich beſtürmen, um mir die ambroſiſchen Früchte zu rauben, welche die freundliche Zauberinn Hoffnung mir entgegen reicht. Doch Sie ſind zu ſehr Kind der Natur, um zu verbergen, daß Sie ein eben ſo weiches als edles Herz haben, und die Thränen, die Sie vorgeſtern in Romeo und Julie vergoſſen, erweckten in mir die ſüße Ahnung, daß Wilhelmine, die ſich ſo ganz an die Stelle des liebenden Mädchens zu ſetzen wußte, auch ſelber werde lieben können.

Die erſte Liebe, ſagt man, iſt unbezwingbar, ſie kennt keine Grenzen, keine Gefahren. Ich fühle

die Wahrheit dieses Ausspruchs, und bin bereit, sie Ihnen zu beweisen. Wohl mir, wenn Sie mein Herz für würdig achten, es auf die Probe zu setzen! Mehr verlange ich nicht von Ihnen, holde Wilhelmine, und mehr brauche ich nicht, um mein Schicksal für entschieden zu halten. Gott! wenn Sie es zu dem Ihrigen machen wollten, welch eine himmlische Aussicht würde sich uns öffnen! O, lesen Sie die Louise doch recht geschwind, damit ich nicht lange auf mein Urtheil warten darf! Louise hat einen Glücklichen gemacht, eben so glücklich, was sage ich, unendlich glücklicher kann Wilhelmine mich machen; denn unendlich wärmer und zärtlicher als Walters Herz ist das Herz

Ihres

Eduard.

Zweiter Brief.

Ich weiß nicht, gnädiger Herr, ob ich recht thue, daß ich Ihnen antworte. Lange ging ich mit mir zu Rathe, was ich thun sollte, endlich dachte ich: wenn Sie mir mündlich gesagt hätten, was Sie mir geschrieben haben, so hätte ich Ihnen ja auch antworten müssen.

Dennoch zittert meine Hand, indem sie die Feder ergreift. Hat die Ihrige nicht auch gezittert, gnädiger Herr, als Sie Ihren Brief an mich schrie-

ben? Was konnten Sie dabei für eine Abſicht haben? Keine andere, als eines unerfahrnen Bürgermädchens zu ſpotten, oder es zu verführen.

Doch vielleicht thue ich Ihnen Unrecht, vielleicht täuſchen Sie ſich ſelbſt; dann bedauere ich Sie. Denn wenn Sie wirklich der edle, junge Mann ſind, für den man Sie hält; ſo muß es Ihnen wehe thun, mir unter der gleich häßlichen Larve eines Spötters, oder eines Verführers erſchienen zu ſeyn. In dieſem Falle will ich mein Unrecht dadurch gut machen, daß ich Sie mit muthiger-Stimme aus Ihrem Traume wecke, und mir mehr als Ihre Liebe — Ihre Achtung erwerbe.

Ich kenne die Liebe noch nicht, und ich verdanke es den Lehren meiner Mutter, daß ich ihr nicht allein auf meinem Wege begegnen will. Hüten Sie ſich alſo, gnädiger Herr, das Werk meiner weiſen Lehrerinn zu ſtören, und hören Sie auf, ſich mit einem armen Landmädchen zu beſchäftigen, deſſen Loos iſt, ſich ſo leiſe als möglich durch die Welt hindurch zu ſchleichen.

Hätte ich die dunkle Stille nicht ſchon zuvor geliebt, ſo würde Louiſe, für deren Bekanntſchaft ich Ihnen verbindlich danke, ſie mir lieb gemacht haben. Welch ein ſchreckliches Gegenbild bot die unglückliche Julie mir dar! Wohl beweinte ich ſie, und auch mich würde jedes gute Mädchen bewei-

uen, wenn ich einer unseligen Leidenschaft mehr, als meiner Pflicht gehorchte.

Sie laden mich ein, gnädiger Herr, Ihr Herz auf die Probe zu setzen. Das will ich thun; ich will ihm die schöne heldenmüthige Arbeit auflegen, sich selbst zu besiegen, und wenn es den Sieg erhält, so wird keine sterbliche Hand, so wird die Hand der Tugend es krönen.

Wilhelmine.

Dritter Brief.

Wie konnten Sie glauben, theure Wilhelmine, daß Ihre Antwort mir den Mund schließen würde? Wenn Sie das wirklich glaubten, so haben Sie sich sehr betrogen. Diesen Morgen noch liebte ich in Ihnen ein holdes, unbefangenes Mädchen, das mit allen Reizen der Jugend die sich selbst unbewußte Grazie der Unschuld verbindet. Seit dem Empfange Ihres Briefes verehre ich Sie eben so sehr, als ich Sie liebe. Ihr Geist, holde Wilhelmine, Ihr schönes Herz, haben einen himmlischen Glanz über Ihr Rosenantlitz verbreitet. Wilhelmine ist mir ein Engel, dem meine Seele huldigt. Ihr Aeußeres mußte mich zuerst anziehen, und als ich es wagte, an Sie zu schreiben, war das, was ich für Sie empfand, vielleicht bloße Leidenschaft.

Jetzt ist es ein geläutertes, heiliges Gefühl, das jeder irdische Name entweihen würde.

O glauben Sie mir, meine Geliebte, ich schwöre es Ihnen bei Allem, was der Tugend heilig ist! Ihr Eduard kennet das Arge nicht, und sein Herz ist unverdorben. Auch er hatte eine weise Lehrerinn, eine sorgfältige, zärtliche Mutter, die ihm die Abgründe aufdeckte, welche oft unter einem Blumenteppich den unerfahrnen Jüngling ins Verderben locken. Allein was haben diese Abgründe mit dem Bunde zweier Seelen gemein, die sich für einander geschaffen fühlen, und, der Welt vergessend, nur sich und der Tugend leben wollen? Wie kann eine gute Mutter vor einer solchen Liebe warnen, ohne die es, das fühle ich, und Ihnen danke ich dieses Gefühl, keine Glückseligkeit auf Erden giebt? Liebte denn Louise nicht auch, und wurde sie nicht glücklich durch die Liebe? Oder denken Sie etwa, daß meine Liebe minder rein, minder standhaft sey, als Walters Liebe? Wenn Sie das denken, Wilhelmine, so versündigen Sie sich an meinem Herzen, ja, ich darf sagen, an der Tugend.

Sprechen Sie mir also von keinem Traume, aus dem Sie mich wecken, von keinem Siege über mich selbst, zu dem sie mich auffordern wollen. Erproben will ich meine Liebe, nicht bekämpfen, und auch nach überstandener Prüfung will ich meine

Hand nicht eher nach dem Preiſe ausſtrecken, als bis Sie mir ihn darreichen; nur erlauben Sie mir zu hoffen, ihn verdienen zu können. In einem Jahre ſind meine Studien hier geendigt, und in einem zweiten Jahre kehre ich von meinen Reiſen in die Arme meiner Mutter zurück, von deren Güte ich Alles erwarten darf, was die Glückſeligkeit ihres einzigen Söhnes verſichern kann.

Nach dieſer Erklärung, theure Wilhelmine, werden Sie hoffentlich kein Bedenken tragen, mir ſchriftlich zu antworten, wenn es Ihnen an Gelegenheit fehlt, es mündlich zu thun. Geſchieht das erſte, ſo legen Sie den Brief nur in meinen Bücherſchrank auf der Hausflur; ich werde den Schlüſſel dazu ſtecken laſſen. Aber verſchonen Sie mich um des Himmels willen! mit dem gnädigen Herrn; wenn Sie mir keinen ſüßern Namen geben können, ſo nennen Sie mich wenigſtens Ihren Freund

Eduard.

Nachſchrift:

Da ich Elelien einen ähnlichen Strauß geben will, ſo kann es Niemanden einfallen, daß ein Briefchen unter dieſen Blumen verborgen iſt.

Vierter Brief.

Ihre Erklärung, gnädiger Herr, hat mich gerührt, ohne mich zu blenden. Ich würde sie nicht beantworten, wenn Sie nicht verdienten, daß man Ihnen die Decke von den Augen nehme. Lieber möchte ich dazu die Hand meiner Mutter gebrauchen, wenn ich mich entschließen könnte, Sie vor ihr erröthen zu sehen. Ich halte Ihr Herz für edel und aufrichtig, und eben darum bedaure ich Sie und jedes junge Mädchen, das mit Ihnen ein Opfer einer unseligen Verblendung werden muß, wenn ihm die Mittel fehlen, welche die Vorsehung mir in die Hand gegeben hat, den Zauber zu lösen.

Doch ohne die Beantwortung Ihres Briefes meiner Mutter zu überlassen, kann ich Ihnen sagen, was sie darauf antworten würde:

„Was hat Ihnen meine arme Tochter gethan, Herr Baron, daß Sie ihr den gefährlichsten Fallstrick legen, der einem unerfahrnen Mädchen ihres Standes gelegt werden kann? Denn ein Fallstrick und nichts anders ist Ihr Antrag. Ich will gerne glauben, daß Sie das nicht wissen, aber eben diese Unwissenheit würde Sie mit meiner Tochter ins Verderben stürzen, wenn nicht eine liebreiche Hand Ihnen den Abgrund aufdeckte. Sie meynen, Ihre Frau Mutter würde aus Liebe zu Ihnen Ihre Liebe zu meiner Tochter dulden, oder wohl gar gut heißen. Das wird sie nicht, das kann sie nicht, und

wenn sie es auch wollte, so dürfte sie es nicht. Jeder Stand hat seine Pflichten; bisweilen sind es Vorurtheile, welche die Zeit zu Pflichten erhoben hat, und denen es immer leichter ist, zu gehorchen, als zu trotzen. Sie umzustoßen, würde selbst ein Fürst vergebens wagen. Das weiß Ihre Frau Mutter besser als ich, und eben darum würde sie, darum müßte sie sich einer Wahl widersetzen, die sie selbst und ihren Sohn dem Hasse und der Verachtung ihrer Familie und ihres Standes Preis geben würde."

„Auch ich, mein Herr Baron, müßte mich dieser Wahl widersetzen, weil meine Tochter, wenn sie Gefühl hat, wahrscheinlich das erste Schlachtopfer dieser beiden Furien seyn würde; nicht zu gedenken, daß alle Schwüre, daß selbst Ihr redliches Herz, Herr Baron, meinem Kinde die Beständigkeit Ihrer Liebe nicht verbürgen könnte. Durch die Stürme ermüdet, durch die Vernunft erleuchtet, würden Sie dem Engel nur allzubald seine menschliche Gestalt zurück geben, und zwischen ihm und mehr als Einem Frauenzimmer Ihres Standes beschämende Vergleichungen anstellen. Ja, wer weiß, ob nicht schon die Abwesenheit diese Verwandlung bewirken, und Sie von Ihrer Leidenschaft heilen würde? Wie oft ist das nicht schon dem besten Jüngling zu seinem Glücke begegnet! Dann wäre meine Tochter, die vielleicht im Tau-

mel Ihrer Hoffnungen einen braven Mann ausschlug, dem öffentlichen Gespötte zur Schau gestellt, und vielleicht auf ihr ganzes Leben elend gemacht."

Dieses, gnädiger Herr, ist noch lange nicht alles, was ich Ihnen aus dem Munde meiner Lehrerinn sagen könnte. Doch das Wenige ist hinreichend, Sie mit meinen Grundsätzen bekannt zu machen, und Ihnen den edelmüthigen Entschluß einzuflößen, den Frieden meiner Seele, der mein einziger Reichthum ist, nicht zu stören. Lassen Sie mich in meiner Dunkelheit, meinem Berufe getreu, die letzten Tage meines ehrwürdigen Großvaters mit Blumen bestreuen, und glauben Sie nicht, daß ich durch ein glänzenderes Loos glücklicher werden könnte. Das Auge der Vorsehung sieht auch auf die Hütten, und zur Zeit der Vorwelt wurden sie bisweilen von Engeln besucht.

Auch in meine Hütte wird ein himmlischer Bote einkehren, wenn ich dem entzückenden Gedanken Raum geben kann, einen edlen jungen Mann im heiligen Entschlusse befestigt zu haben, die Unschuld auch in der Hirtinn zu ehren, und sie nie durch Anerbietungen zu versuchen, die, angenommen oder ausgeschlagen, ihre Tage vergiften würden. Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, diesen freimüthigen Ton an einem unbefangenen Landmädchen, dem Sie Achtung eingeflößt haben, aber,

ohne dieser Achtung unwürdig zu werden, nicht wünschen dürfen, Liebe einzuflößen.

Wilhelmine.

Fünfter Brief.

Als ich, liebe Mutter, aus Ihren Armen schied, legten Sie mir das Gelübde auf, Sie zu meiner Vertrauten zu machen. Dieses Gelübde fiel mir nicht schwer. Ich war es ja schon lange gewohnt, der besten Mutter, in der ich früh meine beste Freundinn erkannte, alle meine Wünsche, alle meine Gefühle, und selbst meine verborgenen Fehltritte zu offenbaren. Daß ich meinem Versprechen treu blieb, hat Ihnen bisher mein Tagebuch bewiesen; es hat Sie von meinen Beschäftigungen, von meinen Bemerkungen, von meinen Verbindungen so genau unterrichtet, daß Sie nicht mehr von mir wissen könnten, wenn Sie mir immer zur Seite gewesen wären.

Nur seit Kurzem habe ich in meiner Geschichte eine Lücke gelassen, die ich jetzt erst ausfüllen kann. Es ging etwas in mir vor, das mir selbst ein Räthsel war, und als das Räthsel sich zu lösen begann — nun ich gestehe es Ihnen, liebe Mutter — so scheuete ich mich zum erstenmal, Ihnen mein Inwendiges aufzudecken. Jetzt kann ich nicht länger schweigen, ohne mein Gelübde zu brechen. Er-

ſchrecken Sie nicht, liebe Mutter, Ihr Eduard hat weder die Ehre noch die Tugend verletzt; ſeine Ehre und ſeine Tugend haben vielmehr einen neuen Schutzengel gefunden. Die Looſe ſeines Schickſals liegen in der Hand dieſes Schutzengels, ohne den die Welt ihm zur Einöde, und mit dem die Einöde ihm zum Paradieſe werden würde. Es wird Ihnen leicht ſeyn, beſte Mutter, aus dem, was ich Ihnen zu erzählen habe, ſelber dieſen Schluß zu ziehen.

Heute ſind es gerade drei Wochen, daß mein Lehrer, oder vielmehr ſeine Gattinn, den längſt erwarteten Beſuch einer Freundinn erhielt, die an einen auswärtigen Beamten verheirathet war, aber ſeit zwei Jahren als Wittwe bei ihrem Vater, einem ehrwürdigen Landpfarrer aus hieſiger Gegend, lebte. Schon lange hatte ihr Madam L. angelegen, daß ſie für eine beinahe zwanzigjährige Trennung ſie endlich einmal entſchädigen, und ihre Tochter mithringen ſollte, um das alte Band, das die Mutter vereinigt, auch auf die Kinder fortzupflanzen.

Ich ſah Wilhelminen, und ein unbekanntes, ſüßes Staunen ergriff mich. So trat aus dem Schoße der Allmutter Natur einſt Pſyche hervor. Sie zählt ſechszehn Jahre, allein auf ihrer offenen Stirne, dem Throne der Unſchuld, in ihren großen, argloſen Augen, blau und heiter, wie der

Himmel

Himmel, liest man kaum vierzehn. Ich kannte mich nicht mehr. Ein ganzes Jahr hatte ich mit der angenehmen Clelie, der Tochter meines Lehrers, an Einem Tische gespeist, und mein Herz blieb müßig. Ich erblickte Wilhelminen, und es flog ihr entgegen. Die unbefangene Leichtigkeit, womit ich zu Hause und hier fremden Personen zu begegnen, und selbst mit Mädchen meines Standes umzugehen gewohnt war; diese Leichtigkeit, dieses Selbstvertrauen verließ mich. Ein schlichtes Bürgermädchen, dem Ansehen nach der Kindheit kaum entwachsen, erfüllte mich mit einer schüchternen Ehrfurcht. Jeder Ton ihrer melodischen Stimme wiederhallte in meiner Brust, jede Bewegung ihres schlanken, durch keinen Exerzirmeister verschrobenen, Körpers bot mir ein Modell von Grazie dar, das ich zu kopiren wünschte.

In den ersten Tagen sprach sie wenig, was sie sagte, war sinnig, aber anspruchlos. Nach und nach ward sie heimlicher; ich mischte mich bisweilen in ihre Unterredungen mit Clelie, und fand, daß ihr Großvater eben so sehr für die Bildung ihres Geistes gesorgt hatte, als die Natur für die Bildung ihres Körpers. Jede Stunde zog dieses magische Wesen mich mehr an sich; Tag und Nacht war meine Seele nur mit ihr beschäftigt. Das Räthsel löste sich bald, und das unbe-

kannte Orakel in mir gab sich selbst den Namen Liebe.

Vielleicht hätte ich Wilhelminen meine Gefühle noch lange verschwiegen, wenn sie nicht, ohne es zu wissen, mir Anlaß gegeben hätte, mein Stillschweigen zu brechen. Wir sprachen von Vossens Luise; sie hatte das herrliche Gedicht noch nicht gelesen. Die Gelegenheit war zu schön, um sie nicht zu benutzen; ich begleitete es am folgenden Morgen mit einem Briefchen, und spähete, um es ihr zu übergeben, den Augenblick aus, da sie ihr Zimmer verließ, das dem meinigen gegenüber liegt. Aus ihrer Antwort können Sie, beste Mutter, den Inhalt meines Briefchens errathen. Ich habe keine Abschrift davon behalten, auch von dem zweiten habe ich keine, aber ihre Antwort auf diesen wird Ihnen den Engel im vollen Glanze seiner Schönheit und Majestät darstellen.

Hier werden Sie die Achseln zucken, liebe Mutter, und Ihren Eduard einen Phantasten, einen schwärmerischen Gecken heißen. Heißen Sie mich, wie Sie wollen, nur nicht einen Verführer; denn lieber möchte ich sterben, oder ein freudenleeres Leben Jahrhunderte lang fortschleppen, als der Unschuld Heiligthum entweihen, und die schönste Blume des Paradieses zerknicken. Ein Blick, ein Wort Wilhelminens würde hinreichen, mächtiger als ein Donner vom Himmel, mich von

der Frevelthat zurück zu schrecken. „Allein, was willst du denn mit deiner Liebe?“ So höre ich Sie sagen. „Was soll am Ende daraus werden?“ Das weiß ich nicht, liebe Mutter, das könnten Sie mit einem Worte entscheiden. Aber das weiß ich, daß meine Glückseligkeit in Wilhelminens Hand liegt, daß ich mit einer solchen Gefährtinn froh und sicher den Pfad des Lebens zurücklegen müßte, weil die Tugend selbst in sichtbarer Gestalt meine Führerinn seyn würde.

Ich weiß wol, beste Mutter, was Sie auf das Alles antworten können. Sie können mich im Namen der Ehre, oder, besser zu sagen, im Namen des Vorurtheils auffordern, meinem Stammbaum und meinem Wappen das Opfer meiner Glückseligkeit zu bringen. Um diesem Rufe zu gehorchen, darf ich keinen Augenblick vergessen, daß er aus dem Munde einer Mutter kömmt, die mich immer liebte, und mir nur aus Liebe verbieten kann, glücklich zu seyn.

Vergeben Sie mir, beste Mutter, der Kopf dreht mir, und mein Herz fühlt seine erste Liebe. Ob sie ewig seyn werde, weiß ich nicht, aber gewiß wird sie mich bis in den Tod begleiten. Mein Weg wird nicht weit seyn, wenn er mich nicht der Einzigen entgegen führt, für die ich allein zu leben wünsche. Eduard.

Sechster Brief.

Sie glaubten, göttliches Mädchen, durch Ihre ernste, strafende Zuschrift den angeblichen Zauber zu lösen, der mich verblendet; sie hat gerade das Gegentheil bewirkt; sie hat mir die Augen vollends geöffnet, sie hat mich überzeugt, daß es keine Täuschung der Sinne, kein vorübergehendet Rausch des Herzens seyn kann, dieses allmächtige, namenlose Gefühl, das Sie mir einflößen. Ich mußte Sie lieben, weil ich die Tugend liebe; ich muß Sie ewig lieben, weil ich die Tugend ewig lieben will. Bisher war sie mir Pflicht, seitdem sie in Ihnen mir sichtbar wurde, ist sie mir Wollust.

Ich verehre die Mutter, die eine solche Tochter bilden konnte; ich schätze die Lehren, die sie ihr gab, ob sie gleich, im allgemeinen Sinne genommen, zu viel beweisen. Nach ihnen könnte es keine glücklichen Verbindungen geben zwischen harmonisch gestimmten Wesen, sobald diese Harmonie sich nicht auch über ihre Geburt und ihren Stand erstreckt. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil, und wenn dergleichen Verbindungen mißrathen, so geschieht es, weil die Tugend sie nicht geknüpft hat. Mich dünkt, es ist Beruf für den, der die Mittel dazu besitzt, die Irrungen des Zufalls gut zu machen, uns die darbende Tugend zu entschädigen, die im Dunkel verborgene empor zu ziehen.

Sie haben die Pamela geleſen, theure Wilhelmine, halten Sie dieſe Geſchichte für unwahrſcheinlich? oder glauben Sie vielleicht, daß eine Pamela nur dann erſt eine rechtmäßige Liebe einflößen könne, wenn es ihrem adelichen Liebhaber nicht gelingt, ſie zu verführen? Wie könnte die fromme, zartfühlende Wilhelmine das denken! Nein! eben weil ſie mich für edel und aufrichtig hält, glaubt ſie meine Liebe beſtreiten zu müſſen. Warum das? Weil die liebenswürdigſte ihrer Tugenden, weil ihre Beſcheidenheit ihr nicht erlaubt, gerecht gegen ſich ſelber zu ſeyn. Mir gebietet die Gerechtigkeit, ihren Werth zu erkennen, und die Ehre, die nach meinem Begriffe nichts anders als die Moral iſt, erlaubt mir, nach dem Beſitze eines Gutes zu ſtreben, das nicht nur mich, ſondern jeden guten Jüngling beſeligen würde, und eben deswegen kein Scheingut iſt.

Freilich ſteht mir noch eine verhängnißvolle Frage im Wege, die Wilhelmine mir vor allen Dingen beantworten müßte: Kann ihr Herz — zu dieſem rede ich, und nicht zu ihrer kalten ſpitzfindigen Vernunft — kann es den Gefühlen und Wünſchen des meinigen entſprechen? Kann Eduard ſie ſo glücklich machen, als er es durch ſie ſeyn würde? Auf dieſe Frage, liebſtes Mädchen, beſchwöre ich Sie um eine Antwort; Sie können ſie mir ohne Grauſamkeit nicht verweigern. Sollte

sie nach meinem Wunsche ausfallen, sollte sie mir auch nur in der Ferne seine Erfüllung zeigen, so ist es meine Sache, die Hindernisse zu bestreiten, die unsere Vereinigung vielleicht verzögern, aber gewiß nicht vereiteln können. Wie beredt werde ich nicht seyn, wenn Wilhelmine mich begeistert! Was werde ich nicht wagen, nicht ausrichten, wenn Wilhelmine der Preis meines Kampfes seyn wird!

Auch ich habe eine ehrwürdige, zärtliche Mutter, der das Wohl ihres Eingebornen am Herzen liegt. Von ihrer Liebe erwarte ich, was ich in wenigen Jahren von der Weisheit des Gesetzes mir versprechen dürfte — die Erlaubniß, glücklich zu seyn, und die Freiheit, die Schöpferinn meines Glückes zu wählen.

Ihre Antwort, theures Mädchen, werde ich an eben dem Orte suchen, wo ich Ihre gestrige Zuschrift fand; ich werde mich ihm nähern, wie die Alten sich dem Heiligthum näherten, aus dessen Schoße eine Gottheit ihre Aussprüche über Tod und Leben ertheilte. Ach! warum ist es nicht genug, ein Gut schätzen zu wissen, um dessen würdig zu seyn? Niemand in der Welt wäre seines Glückes gewisser als

Ihr

Eduard.

Siebenter Brief.

Erinnern Sie sich noch, mein würdiger Freund, was ich Ihnen so oft schrieb, und voriges Jahr mündlich wiederholte, als ich meinen Eduard in Ihre Arme führte? Sein Herz ist bieder und edel, sagte ich; es hat sich bis in sein achtzehntes Jahr unbefleckt erhalten, weil es mir gelang, es vor Verführung zu bewahren, und den Köder der Sinnlichkeit von ihm zu entfernen. Mit seinem Kopfe, setzte ich hinzu, bin ich weniger zufrieden. Sein gesunder Verstand, der weder arm an Fähigkeiten noch an Kenntnissen ist, wird mehr als einmal Gefahr laufen, von seiner raschen, glühenden Phantasie geblendet und unterjocht zu werden. Er hat eine entschiedene Anlage zur Schwärmerei, der sein letzter Hofmeister nicht genug entgegen arbeitete, sondern ihre Ausbrüche wol gar für Funken des Genie's hielt, die man nicht ersticken müsse. Unser Aufenthalt auf dem Lande gab diesem Enthusiasmus eine unschädliche Richtung. Eduard wurde ein ecstatischer Bewunderer der schönen Natur, aber zu gleicher Zeit der Schöpfer einer Idyllenwelt, die weit mehr die Unschuld seines Herzens, als die Richtigkeit der Begriffe erprobte, die sein Lehrer ihm von der wirklichen Welt beigebracht hatte. Einen solchen Mann konnte ich, bei aller seiner Rechtschaffenheit

im kritischen Alter der Leidenschaft meinem Sohne nicht zum Führer geben.

Wem konnte ich ihm mit mehr Zuversicht anvertrauen, als dem Jugendfreunde seines Vaters, dessen Rath mich bis hieher in seiner Erziehung unterstützt hatte. Da ich mir das Vertrauen des Jünglings durch mein eigenes zu erhalten gewußt, so ward es mir nicht schwer, ihm bei unserer Trennung das Gelübde aufzulegen, während seiner akademischen Laufbahn ein getreues Tagebuch seiner Lebensgeschichte, eine aufrichtige Rechenschaft seiner Gesinnungen und Handlungen zu führen, und mir wöchentlich zu übersenden.

Dieses Tagebuch hat mir, wie Sie wissen, einen großen Theil der Bemerkungen geliefert, die ich Ihnen, mein würdiger Freund, über das Thun und Lassen Ihres Lehrlings mitgetheilt habe. Seit drei Wochen fand ich das Wesen und die Form dieser Blätter ganz geändert. Sie enthielten magere Gemeinplätze, ein Paar Schilderungen von Scenen, an denen mein Sohn keinen Antheil hatte, und überhaupt keine von jenen Details, die mir sein Inneres aufdeckten. Ich sah es ihm an, daß er sich Gewalt anthat, den Bogen zu füllen, und so wenig als möglich von sich selbst zu reden. Ich muthmaßte irgend eine verborgene Ursache dieser Zurückhaltung, und war im Begriffe, Ihnen meine Muthmaßungen mitzutheilen, als ich bekommen

den Brief mit seinen Beilagen erhielt, die mir das ganze Räthsel auflösten.

Gewiß wird ihr Inhalt Sie nicht weniger überraschen, als er mich überrascht hat. Wenn aber diese Wilhelmine das wirklich ist, was sie zu seyn scheint, so müssen wir uns Glück wünschen, daß unser junger Schwärmer mit seiner ersten Liebe an einen Gegenstand gerathen ist, von dem wir vor der Hand wenig zu fürchten haben. Ich sage: vor der Hand; denn wer kann uns für die Standhaftigkeit eines sechszehnjährigen Mädchens bürgen, dessen zartfühlendes Herz von einem Jüngling bestürmt wird, der, von der Natur und dem Glücke begünstigt, um so leichter Gehör finden muß, da seine Gesinnungen das Gepräge der Aufrichtigkeit tragen?

Was mich bei der ganzen Sache am meisten beunruhigt, ist der Umstand, daß mein offener, argloser Eduard, dessen Gesicht ein Spiegel seiner Gedanken und Empfindungen ist, sich so sehr zu verstellen wußte, daß er seine Liebschaft unbemerkt unter Ihren Augen anspinnen und fortführen konnte. Daß wir sie als ein Schäferspiel betrachten, und den Knoten desselben baldmöglichst lösen müssen, davon sind wir Beide überzeugt; allein wie sollen wir's anfangen?

Meinen Sie nicht, daß es gut wäre, Wilhelminens Mutter mit in unser Geheimniß aufzuneh-

men? Es muß ihr eben so viel daran liegen, die Ruhe ihrer liebenswürdigen Tochter zu sichern, als mir daran liegt, die Unschuld meines Sohnes zu schützen. Ich will ihm nicht eher antworten, als bis Sie mich von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, und mir Ihren Rath mitgetheilt haben. Es ist unumgänglich nöthig, daß wir nach einem verabredeten Plane zu Werke gehen. Ich erwarte es von Ihrer Freundschaft, daß Sie mich baldmöglichst aus meiner Unruhe reißen werden, und halte es für eben so überflüssig, Ihnen die Versicherung meines grenzenlosen Vertrauens, als die meiner achtungsvollen Freundschaft zu erneuern.

Amalia von B.

Achter Brief.

Ich hätte nicht geglaubt, gnädiger Herr, daß Ihnen meine letzte Erklärung noch einigen Zweifel über meine Grundsätze übrig lassen würde, und es thut mir weh, daß Sie die Hoffnung nähren konnten, sie zu erschüttern. Wol habe ich die Pamela gelesen, und will Ihnen nicht verhehlen, daß ich diesem Roman einen Theil der Lehren verdanke, die ich Ihnen in meinem letzten Briefe mittheilte, und wodurch meine Mutter dem Eindruck entgegen arbeitete, den das Buch auf meine allzu empfäng-

liche Phantasie gemacht hatte. Auch die Clarissa habe ich gelesen, und ohne einem Lovelace mein Heiligstes aufzuopfern, würde ich weit strafbarer seyn, als jener gefallene Engel, wenn ich es wagen könnte, einen guten Sohn seiner guten Mutter untreu zu machen, und die Stelle zu verrücken, welche die Vorsehung ihm in der Gesellschaft angewiesen hat.

Wenn ich Ihnen wirklich nicht gleichgültig bin, wenn Sie zu meinem Glücke beizutragen wünschen, so hören Sie auf, es zu stören, so haben Sie für sich selbst die Achtung, und für mich die Schonung, unsern Müttern ein Gefühl zu verbergen, das sie weit strenger beurtheilen würden, als ich, und gegen das die Ehre mir gebieten würde, mich feierlich zu erklären.

Morgen reise ich in meine Einsamkeit zurück, die mein Aufenthalt in der Stadt mir nur noch lieber gemacht hat. Sorgen Sie dafür, gnädiger Herr, daß mir das Andenken an Ihre Bekanntschaft werth bleibe, und daß ich Ihnen meine Hochachtung zurücklassen könne. In dieser Erwartung hoffe ich, daß Sie nun unsern Briefwechsel für geendigt ansehen, und mir die bittere Unannehmlichkeit ersparen werden, Ihre Briefe uneröffnet meiner Mutter zu übergeben. Es kömmt allein auf Sie an, ob ich, Ihrem Wunsche gemäß, Sie für meinen Freund halten soll. Daß ich Ihre Freundinn bin,

wird Ihre Vernunft Ihnen schon jetzt, und in Kurzem wird es auch Ihr Herz Ihnen sagen.

Wilhelmine.

Neunter Brief.

Mit allem Rechte, gnädige Frau, müßten Sie sich wundern, wenn eine in meinem Hause angesponnene und fortgespielte Liebschaft Ihres Herrn Sohns von mir unbemerkt geblieben wäre. So mannichfaltig meine Amtsgeschäfte sind, so hindern Sie mich dennoch nicht, den jungen Mann im Auge zu behalten, und ich übe diese Wachsamkeit mit desto größerm Vergnügen aus, da sie meinem Herzen den zwiefachen Genuß gewährt, Ihrem Vertrauen zu entsprechen, und das Edle und Gute zu beobachten, das Sie der Seele Ihres Herrn Sohns eingepflanzt haben.

Dennoch darf ich mir die erste Entdeckung der kleinen Intrigue nicht zueignen, wovon er Ihnen selber ein so offenherziges Bekenntniß abgelegt hat. Wol aber hätte ich Sie früher davon unterrichten können, als er es that, wenn ich Ihnen mit dem Anfange des Romans nicht auch zugleich seine Entwicklung hätte melden wollen.

Wilhelmine ist wirklich das edle, holde Mädchen, wofür Eduard sie hält. Neben den Annehmlichkeiten, womit die Natur sie reichlich ausgestat-

tet, hat sie ihrer Mutter, und vornemlich ihrem würdigen Großvater, eine nicht gemeine Geistesbildung zu danken. Gleichwol müßte ihr Anbeter zwischen ihrer Art zu sprechen und zu schreiben einigen Unterschied bemerkt haben, wenn der Enthusiasmus der ersten Liebe ihm erlaubt hätte, diese Vergleichung anzustellen. Was Sie, gnädige Frau, schon wissen, will ich Ihnen nicht wiederholen, sondern, wie es einem Professor geziemt, den Brief Ihres Herrn Sohns bloß kommentiren und ergänzen.

Was er Ihnen noch nicht schreiben konnte, und nie, oder wenigstens so bald noch nicht, erfahren darf, ist der Umstand, daß Wilhelmine seine Liebeserklärung auf der Stelle ihrer Mutter mittheilte. Diese ersah den ersten, günstigen Augenblick, um mir, nicht ohne Unruhe, den Vorfall zu erzählen, und zu dokumentiren. Anfänglich, ich gestehe es, war ich in keiner geringen Verlegenheit; doch plötzlich stieg ein Gedanke in mir auf, der mir die Sache in einem ganz andern Lichte zeigte. Sie müssen, liebe Freundinn, sagte ich zu ihr, mir ein gutes Werk verrichten helfen. Wilhelmine muß antworten, und ich will ihr die Antwort aufsetzen.

Die brave Frau erhob allerhand Bedenklichkeiten; sie meinte, dieses hieße ihrer Tochter eine verhaßte und dabei gefährliche Rolle aufgeben; zu-

mal, setzte sie hinzu, da das Mädchen einen starken Hang zur Schwärmerei und zum Romanenlesen hat. Desto weniger, erwiederte ich, dürfen Sie mir meine Bitte abschlagen. Indem ich ihre Tochter zur Lehrerinn eines Andern mache, soll sie sich selbst einige heilsame Lehren geben, die sie wegen ihrer Veranlassung um desto weniger vergessen wird. Fürchten Sie nichts, und glauben Sie, daß die Unschuld Ihres Kindes mir nicht weniger heilig ist, als die meines Pflegesohns.

Machen Sie, was Sie wollen, versetzte sie; nur muß ich Sie bitten, selber mit dem Mädchen zu sprechen. Wilhelmine ward mit in den geheimen Rath gezogen. Das Vertrauen, das ich ihr bezeugte, der wohlthätige Einfluß, den ich mir von ihrer Gefälligkeit versprach, und vielleicht auch das Romantische, das in der Rolle lag, die ich ihr auftrug, das alles, durch den Wink ihrer Mutter unterstützt, besiegte die Schüchternheit des liebenswürdigen Kindes.

Ich entwarf ihr eine Antwort, die ich in den Ton zu stimmen suchte, der mir den sichersten Eindruck auf das Gemüth unsers biedern Enthusiasten zu versprechen schien. Sie kennen diese Antwort, gnädige Frau, und auch die auf seinen zweiten Brief, welche einen dritten veranlaßte, der eine so natürliche Katastrophe herbei führen muß, daß Ihr Herr Sohn weder unser Geheimniß ahnen,

noch einige Hoffnung übrig behalten kann. Diesen Abend wird ihm Wilhelmine ihr Valetschreiben zufertigen, und morgen mit ihrer Mutter abreisen. Ich schließe eine Abschrift davon bei, und um Ihnen den Roman vollständig zu machen, lege ich die drei Episteln des jungen Helden hinzu, die Wilhelmine mir von freien Stücken zugestellt hat.

Sie, gnädige Frau, werden Ihrem Herrn Sohne in Ihrer Antwort das sagen, was das Mädchen, ohne Verdacht zu erwecken, nicht sagen konnte, und da das Herz des edlen Jünglings eben so rechtschaffen, als reizbar ist, so hoffe ich, diese Begebenheit werde darin einen bleibenden Eindruck zurück lassen. Wilhelminen habe ich ein Exemplar der Louise als ein Andenken zugestellt, das in seiner Art die Stelle einer Lorenzodose bei dem guten Kinde vertreten kann. Ich bin mit der reinsten Verehrung u. s. w.

L.

Mariechen.

Eine wahre Anekdote.

In C. lebte unlängst eine arme Wittwe mit ihrer Tochter, die sich mit Spinnen in den dortigen Manufakturen ernährten. Die Wittwe wurde krank und lag lange; Mariechen that, was sie konnte, um ihrer armen Mutter zu pflegen, ihr geringer Taglohn reichte aber so wenig zu, daß sie endlich genöthigt ward, des Abends umher zu gehen, und mildthätige Herzen um ein Allmosen anzusprechen. Endlich starb die Mutter, und kaum war sie begraben, so verschwand Mariechen, niemand wußte, wo sie hingekommen war.

Sie hatte viel von Holland gehört, wo so manche Fremden schon ihr Glück fanden, und die Ueberlegung, daß es ihr da wenigstens eben so gut als in C. gehen könne, führte sie dahin. Den ganzen Weg über bettelte sie, und lebte überaus kümmerlich, um so viel Geld zu sparen, daß sie sich kleiden und die mißempfehlende Lumpen ablegen könnte. Sie war bis nach Rotterdam

dam gekommen, wo sie sich endlich im Stande sah, sich einen zwar schlechten, aber reinlichen Anzug anzuschaffen. Von aussen geputzt, und innerlich mit einem allmächtigen Zutrauen auf Gottes Führung gestärkt, ging sie nun in den Strassen dieser Stadt umher, fest entschlossen, sich gänzlich der unsichtbaren Hand zu überlassen, die ihr auf ihrem weitem Wege so manchen Wohlthäter erweckt hatte. Zuletzt fasste sie sich ein schönes, grosses Haus in's Auge, und ohne langes Bedenken ging sie hinein. Eine freundliche Matrone fütterte im Hofe ihre Hühner, und fragte sie sehr liebreich: Was willst du, mein Kind? Madame, antwortete sie in ihrer plattdeutschen Landessprache, ich komme weit her, bin arm, suche Dienste und fürchte, keine zu bekommen, weil ich meine ganze Habe auf dem Leibe trage. Die sollst du bei mir haben, meine Tochter, antwortete die Dame. Mariechen blieb da, diente von unten auf durch alle Stufen, und bekam endlich wegen ihres Wohlverhaltens die Stelle einer Kammerjungfer.

Die Dame war eine geborne Engelländerinn, und Wittwe eines holländischen Kaufmanns. Ihr Neffe war der englische Doktor B., der in Genua bei seinen dortigen Landsleuten die Arzneiwissenschaft ausübte. Dieser Doktor B. hatte die Gewohnheit, alle paar Jahre seine alte Tante

zu besuchen, und kam auch jetzt nach Rotterdam, als Mariechen eben die Kammerjungferstelle erhalten hatte. Sie war wegen ihres Verstandes und Herzens der Liebling ihrer Herrschaft geworden. Doktor B. sah sie nur, als sie einmal durchs Zimmer ging; ihre Bildung gefiel ihm außerordentlich, und als er die Lobeserhebungen seiner Tante hörte, beschloß er, sie zu heirathen. Diesem Entschlusse war die Wittwe auch so wenig zuwider, daß sie die Dollmetscherinn bei der Liebeserklärung ihres Neffen abgab. Mariechen, die nicht wußte, wie ihr geschah, konnte nur auf vieles Dringen ihr Ja aussprechen.

Indessen wollte der Bräutigam sie nicht so unwissend mit sich nehmen. Er fragte sie, was sie noch lernen wollte. Außer der englischen, französischen und italiänischen Sprache wählte sie noch die Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre und Zeichenkunst, und auf sein Bitten entschloß sie sich, auch reiten zu lernen. Doktor B. bezahlte alle Lehrer zum voraus, und reiste so nach Genua zurück. Die bisherige Kammerjungfer wurde nun die Gesellschafterinn ihrer Gebieterinn, und lernte so fleißig, daß vom ganzen Tag ihr nur Eine Stunde zur Erholung übrig blieb, und diese wandte sie dazu an, ihrem Bräutigam Proben ihrer wachsenden Geschicklichkeit zuzusenden. Nach Jahres-

frist kam Doktor B. wieder, und fand, daß sie ihre Zeit über alle Erwartung wohl angewandt hatte. Er war darüber so entzückt, daß er nicht einmal warten konnte, bis Mariechen ganz fertig war. Im Pudermantel und mit halb vollendetem Haarputze ließ er sich mit ihr trauen. Nun ging er mit ihr nach Italien, mußte ihr aber die Freude machen, sie zuvor nach E. zu führen. Der Wirth in E., wo sie abstiegen, war nicht wenig erstaunt, als die gnädige Frau im Amazonenkleide ihn bey seinem Namen nannte, und ganz vertraut bewillkommte. Er wußte sich vollends nicht zu fassen, als sie ihm mit der größten Freundlichkeit sagte: Ei! kennen Sie das arme Mariechen nicht mehr? Ich bin gekommen, nicht nur Ihnen, sondern allen meinen edelmüthigen Wohlthätern, die mich und meine arme Mutter ehmals mit einem Allmosen erquickten, zu danken. Das that die nunmehr reiche Maria wirklich, in ganz E. wurde kein Haus übergangen, und überall dankte Doktor B. auch. Allein der große und kleine Pöbel in E. war so moralisch orthodox, daß man den Gassenjungen durch die Finger sah, welche auf die bloße Vermuthung, Mariechen möchte entweder Doktors B. Gemahlinn nicht seyn, oder auf bösen Wegen dieses Glück erlangt haben, das edle Paar mit Koth und Steinen warfen, so daß sie sich mehrmals in die Häuser flüchten mußten.

Mariechen hatte noch drei Brüder in E., davon waren zween Weber, und der dritte hatte noch keinen eigentlichen Beruf. Der erste Bruder saß ganz fleißig am Webstuhl, als die vornehme Dame mit dem Herrn hereintrat, und meinte zu träumen, als sie ihm mit dem ganzen Entzücken einer Schwester um den Hals fiel. Er machte einen Kratzfuß über den andern, und wollte durchaus nicht glauben, daß die Dame seine Schwester sey, bis sie ihn durch viele kleine Umstände davon überzeugte. Eben so ging's bei den zween andern Brüdern: allen wurde von Doktor B. eben so brüderlich als großmüthig begegnet.

Weil die beiden Aeltesten ihr Gewerbe nun schon erwählt hatten, so war das weise Paar weit entfernt, sie davon abzuziehen, vielweniger durch übermäßige Geschenke sie so zu bereichern, daß sie gar nicht mehr arbeiten durften; dieses wäre kein Glück für sie gewesen. Beide mußten Weber bleiben, und jedem wurde jährlich so viel ausgesetzt, als er brauchte, um nothdürftig zu leben; wollte er gut leben, so mußte er arbeiten. Dem jüngsten Bruder wollten sie eine Stelle unter den Truppen kaufen. Sie konnten ihn aber nicht weiter als bis nach Bern bringen, da bekam er das Heimweh, und ging wieder nach E. zurück.

Nicht sowol zur Ehrenrettung des dortigen Magistrats, als zur Beglaubigung dieser Ge-

schichte ist noch anzumerken, daß derselbe, durch Mariechens prächtige Erscheinung aufmerksam gemacht, in Rotterdam von ihr und ihrer Heirath Erkundigung eingezogen, und, nach Aufklärung aller seiner Zweifel, bei Doktor B. wegen des schlechten Betragens der Landsleute seiner Gattinn sich schriftlich entschuldigt hat.

Vermuthlich leben beide noch in England, wohin der Doktor nach dem Tode eines Oheims zurückzukehren gedachte, von dem er ein beträchtliches Vermögen und einen Titel zu gewarten hatte.

Kunigunde von Hungerstein.

In einem ungedruckten Jahrbuche des gräflichen Hauses Rappoltstein befindet sich unter dem Jahre 1487 die Geschichte eines Weibes, das nur eines größern Theaters bedurfte, um eine Messalina zu werden. Sie liefert eine denkwürdige Beilage zu den auch in unsern Tagen nicht seltenen Beweisen, daß ein Frauenzimmer, welches einmal den ersten Schritt auf dem Wege des Lasters gethan hat, weit schrecklicherer Ausschweifungen fähig ist, als selbst der männliche Bösewicht, und um desto gefährlicher wird, wenn ihr die allmächtigen Waffen der Schönheit zu Gebote stehen. Die Anekdote ist auf noch vorhandene Archival-Urkunden gegründet, und verdient um so mehr erhalten zu werden, da sie einige Züge darbietet, die in einem Romane angebracht, den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit verdienen würden.

Ritter Wilhelm von Hungerstein *) war der letzte seines Stammes, der bereits im

*) Das Schloß Ungerstein oder Hungerstein, welches das Stammhaus dieser Familie war, liegt nahe bei

zwölften Jahrhundert geblühet hat. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn, die ihm keine Erben hinterließ, trat er schon ziemlich bejahrt mit Fräulein Kunigunde Giel von Gielsperg*) in die zwote Ehe. „Sie war noch sehr jung und, „wie der treuherzige Annalist sagt, über die Maßen schön und gerad von Leib, als kaum eine im „Lande." Allein sie entweihte ihre Reize durch einen wilden Hang zur Buhlerei und Ueppigkeit, der sie gar bald über alle Schranken des Wohlstandes hinaustrieb. Sie besuchte alle Hochzeiten, Gastmähler und Tänze, ritt öfters ohne Erlaubniß ihres Gemahls vom Schlosse hinweg, und lebte mit mehrern Edelleuten ihrer Nachbarschaft in einer anstößigen Vertraulichkeit. Ritter Wilhelm war zu sehr vom Zauber der jungen Sirene verblendet, um ihre Ausschweifungen zu bemerken, oder zu schwach, um ihnen Einhalt zu thun; er schrieb ihre Neigung zu den Ergötzlichkeiten ihrer Jugend zu, und anstatt sie seinen Unwillen fühlen zu lassen, war er stets bereit, sie zu entschuldigen. Diese Nachsicht fachte den Zunder ihrer Leidenschaften noch mehr an: sie verband die Verschwendung

---

der Stadt Gebweiler im obern Elsaß. Die Besitzer derselben trugen es von der Abtei Murbach zu Lehn.

*) Diese Familie erloschen erst im vorigen Jahrhundert.

mit der Wollust und den Diebstahl mit der Untreue. Sie machte große Schulden, und versetzte heimlich die Gültbriefe ihres Gemahls. Ihren Vater und Bruder, welche selbst sehr verschuldet waren, und ihre Ausschweifungen begünstigten; berief sie öfters auf das Schloß, und bot die Hand dazu, daß sie die Speicher des Ritters ausleerten, unterstützte sie mit seinem Gelde, und steckte ihnen seine Kleinodien zu, welche als eine gemeinsame Beute verkauft wurden.

Endlich gingen dem Ritter die Augen auf: mit jedem Tage ward er eines neuen Schadens gewahr, den sie ihm zufügte. Zu gleicher Zeit erwachte seine beleidigte Ehre, er beklagte sich, ohne sich zu rächen; allein seine gütlichen Vorstellungen, seine ernstlichen Ermahnungen waren nicht vermögend, die junge Bacchantinn in die Schranken der Ordnung zurück zu führen; sie hatten keine andere Wirkung, als daß sie das Uebel, dem er zu lange zugesehen, vermehrten, und in dem Herzen des leichtsinnigen Weibes einen unauslöschlichen Groll erzeugten. Ihre Verwandten theilten diesen Groll mit ihr, und als ihr Bruder Werner von Gielsperg bei Gelegenheit einer Reise von seinem Schwager einige Kleinodien begehrte, und eine abschlägliche Antwort erhielt, brach er in öffentliche Drohworte gegen ihn aus, und schwur, einen solchen Rumor auf dem Schlosse Hungerstein

anzurichten, daß man davon lange würde zu reden haben.

Durch diese Drohungen in Furcht gesetzt, flehte der Ritter Herrn Wilhelm von Rappoltstein, welcher Oberstihauptmann und Landvogt im Elsaß und Sundgau war, um Beystand an. Er bat ihn, sagt die Urkunde, daß derselbige ihn wider seines Schwähers und Schwagers unbillige Gewalt schützen und ihm Rath und Hülfe leisten wollte, damit er seiner Schuldenlast und seiner Feinde täglichen Ueberfall entledigt werden, und eine eingezogene Haushaltung führen möchte. Der Landvogt gab seiner Bitte Gehör, verordnete den Beschlag der Güter, und warf dem Ehepaar ein jährliches Deputat an Getreide, Wein und Gelde zu seinem Unterhalt aus. Dem Ritter wurde ein reisiger Knecht, samt einem Hausknecht seiner Gemahlinn eine Jungfrau und eine Köchinn gelassen, und das übrige Gesinde abgeschafft.

Diese Einrichtung war nicht nach Kunigundens Geschmacke; Wuth und Rachsucht bemächtigten sich ihres Herzens, und gaben ihr den schwarzen Vorsatz ein, ihren Gemahl aus dem Wege zu räumen. Um sich des Erfolgs zu versichern, gewann sie des Ritters beide Knechte durch die Allmacht ihrer Reize und durch alle Gunstbezeugungen, die eine eben so schamlose als

verschmitzte Buhlerinn sich erlauben kann. Der Mordanschlag wurde verabredet, und bald darnach vollzogen.

An einem heißen Tage hatte Ritter Wilhelm sich allein in dem Gewölbe seines Schlosses niedergesetzt, um Kühlung und Ruhe zu genießen. Die beiden Bösewichter liefen auf ihn zu, und erklärten ihm: wofern er sein Leben retten wolle, so müßte er unverzüglich einen Brief an seine Verwandten schreiben des Inhalts, daß er zu Büßung seiner Jugendsünden eine Wallfahrt in ferne Lande beschlossen habe, und durch gegenwärtige Zeilen von ihnen Abschied nehme, mit Bitte, daß sie seiner Frau bis zu seiner Wiederkunft mit Rath und Hülfe beistehen, und ihn selbst in ihr tägliches Gebet einschließen möchten. Der Unglückliche gab der Gewalt nach, und als der Brief geschrieben war, wurde er gezwungen, ihn mit seinem Wappen zu versiegeln. Kaum war dieses geschehen, so erschien Kunigunde mit einem Stricke, den sie ihren Mitverbrechern reichte, welche ihn dem Ritter um den Hals warfen, und den alten, kraftlosen Mann mit geringem Widerstande erdrosselten. Sie ließen den Körper in dem Gewölbe liegen, bis die Nacht einbrach, da einer von den Mördern, der reisige Knecht, den Leichnam vor sich auf das Pferd nahm, und in dem benachbarten Walde in eine Grube warf, die er mit Moos und Reisig be-

deckte. Kunigunde hatte das Schreiben auf einen Tisch gelegt, und stellte sich anfänglich über ihres Gemahls Außenbleiben sehr unruhig an. Sie ließ ihn überall durch eben die Leute aufsuchen, denen daran gelegen war, ihr Verbrechen zu verbergen. Endlich fand sie den Brief, den sie eher nicht finden wollte, sie eröffnete ihn, und nachdem sie ihn laut abgelesen, wetteiferte sie mit ihren Gehülfen, um die Entfernung des Ritters zu beklagen; und um vollends allen Argwohn von sich zu entfernen, gab sie den Nachbarn, die nach ihrem Gemahle fragten, sein Abschiedsschreiben zu lesen.

Weil aber die Mörderinn ihren beiden Knechten des Ritters Kleider schenkte, und bald darauf Tag und Nacht ihr schwelgerisches Leben fortsetzte, so fing man an, Verdacht zu schöpfen. Daher ernannte Landvogt Wilhelm von Rappoltstein eine Commission von Edelleuten, welche die Sache untersuchten, und den einen Knecht gefänglich einziehen liessen, der die ganze Frevelthat mit allen Umständen bekannte. Hierauf wurde der Körper des Ermordeten aufgesucht, durch die Bannhirten ausgegraben, gerichtlich besichtiget und zu seiner feierlichen Beerdigung nach Gebweiler abgeführt. Die Frau aber wurde gefangen gesetzt, und da es ihr unmöglich war, die That zu läugnen, so gestand sie in ihrem Verhör nicht nur den ganzen Anschlag, sondern auch die Entwendung verschiedener

Schuldbriefe, die sie vor und nach dem Morde heimlich verpfändet hatte. Die Richter verurtheilten sie nach der damaligen Landessitte, ersäuft zu werden, welches vermittels eines Sackes geschah, worein die Mörderinnen gesteckt, und in einen Fluß oder Teich geworfen wurden.

„Als nun Kunigunde hingerichtet werden „sollte," sagt der Annalist, dessen eigene Worte wir anführen wollen, „hat eine gewisse Adelsper„son, deren Geschlecht ich Ehrenhalber nicht nen„nen will, welche, wie zu vermuthen, zuvor „Kundschaft mit ihr gehabt hat, den Nachrichter „angesprochen, und demselbigen 12 Goldgulden „verheißen, wo er sie bei dem Leben erhalten und „davon bringen könnte, welches der Nachrichter „bewilliget, sie hart gebunden, daß ihr eine Ohn„macht angekommen, und alsdann ins Wasser ge„worfen. Ueber dem Wasser aber hat gemeldter „vom Adel mit zwei Pferden gewartet, und als „die Verurtheilte ein wenig das Wasser hinabge„schwommen, hat sie der Nachrichter, so in ei„nem Schifflein nachfuhr, mit dem Sail auf das „andere Gestad gezogen und gestürzt *), da sie

*) Mit abwärts gekehrtem Kopfe emporgehalten, damit sie nach dem noch herrschenden Vorurtheil das eingeschluckte Wasser von sich geben sollte.

„alsdann bald wieder zu sich selbst kam und erlabet „wurde.“

Nach dieser beinahe unglaublichen Rettung, ward Kunigunde insgeheim nach der Schweiz gebracht, wo sie auf einem Schlosse drei Jahr lang unterhalten, und von mehrern ihrer Buhlen öfters besucht wurde. Als nun Wilhelm von Rappoltstein hievon Nachricht bekam, entrüstete er sich über den schändlichen Betrug, und wollte die Befreiung dieser Verbrecherinn nicht auf seinem Gewissen behalten: da sie sich aber nie lange an einem Orte aufhielt, so schrieb er an alle benachbarten Obrigkeiten um ihre Auslieferung, denn, sagte er, ob sie gleich ihre Strafe ausgestanden, so verdient sie dennoch als eine abscheuliche Verbrecherinn andern zum Exempel in ewiger Gefangenschaft gehalten zu werden. Es vergingen drei Jahre, bis sie ausgespürt und dem Landvogte verabfolgt wurde. Dieser ließ sie in den Thurn des Schlosses Groß-Rappoltstein verschließen und mit der größten Sorgfalt bewachen.

Auch hier blieb Kunigunde, was sie war. Sie zeigte sich beinahe täglich schön geputzt an dem Fenster ihres Gefängnisses, und wußte endlich im Jahr 1507 den Schloßknecht, Philipp von Bacherach genannt, durch ihre unwiderstehlichen Liebkosungen, dahin zu verleiten, daß er sie bei Nacht vermittelst einer Leiter aus ihrem Kerker

befreiete, um sie, wie seine urkundliche Aussage lautet, unehrlicher Weise davon zu führen und zu gebrauchen. Sie wurde aber auf der That ertappt, und die Strafe des Knechts, auf Fürbitte hoher Personen, statt der über ihn abgesprochenen Enthauptung, in eine Landesverweisung verwandelt; die schändliche Buhlerinn aber in ihr voriges Gefängniß zurückgeführt. Mehr als zwanzig Jahre brachte sie darinn zu, und Wilhelm von Rappoltstein hielt ihre Reize, auch da sie schon zu welken begunnten, für so gefährlich, daß er seinen Söhnen nicht erlaubte, sich dem Thurme zu nähern, aus Furcht, sie möchten von ihrem Schlangenblicke vergiftet werden. „Denn," so schließt der Annalist, „sie war von einer ausbündigen Schöne, und „von Natur dahin geneigt, daß sie schier jeder„mann als eine andere Venus zu ihrer Liebe „reizte."

Victorine, *)

eine savoyische Novelle.

Nach dem Französischen des Hrn. von Florian.

Als ich mich im Sommer des 1788sten Jahres wieder zu Ferney befand, das seit Voltaire's Tode jenen wüsten Schlössern gleicht, die vor Alters von Genien bewohnt waren, entschloß ich mich, die berühmten savoyischen Gletscher zu besuchen. Einer meiner Genfer Freunde hatte die Gefälligkeit, mich zu begleiten. Ich will diese Reise nicht beschreiben; um sie unterhaltend zu machen, müßte ich jenen gespannten hochfliegenden und für ungeweihte Leser unverständlichen Styl nachahmen, dessen ein Reisender, so bald er eine Meile zurückgelegt, und eine empfindsame Seele

*) Im Original Claudine, und als Mannsperson verkleidet Claude. Dieser letztere für eine deutsche Uebersetzung nicht wohl brauchbare Name wird die Verwechslung desselben mit einem andern in Savoyen eben so gewöhnlichen rechtfertigen.

hat, in unsern Tagen nicht entbehren kann. Ich müßte nur von Entzückungen, Herzensbeklemmungen und Nervenerschütterungen sprechen, und ich gestehe, daß diese so alltäglich gewordenen Ausdrücke mir noch nicht recht geläufig sind. Ich habe den Montblanc, das Eismeer und die Quelle des Arveron gesehen. Ich habe lange mit stummer Bewunderung jene schrecklichen Schneethürme, jene die Wolken zertheilenden Eisspitzen, jenen breiten Fluß angestaunt, den man ein Meer nennt, der plötzlich seinen Lauf hemmt, und dessen schon erstarrte Wogen noch zu toben scheinen, jenes unermeßliche aus dem Schnee vieler Jahrhunderte aufgeführte Gewölbe, aus dem ein milchweißer Strom hervorstürzt, der ungeheure Eisschemmel zwischen zerstückten Felsen mit sich fortwälzt. Das alles hat mich mit Schrecken erfüllt, und mit Traurigkeit durchdrungen. Ich glaubte, das entsetzliche Bild der verwaisten Natur zu sehen, wie sie ihrer Sonne beraubt, den Furien der Gewitter Preis gegeben wird. Indem ich diese schöne Greuel betrachtete, dankte ich dem allmächtigen Wesen, daß es sie zu Seltenheiten machte. Ich wünschte wieder aufzubrechen, um durch das reizende Thal vor Maglan heimzukehren. *) Hier hoffte ich

*) Ein entzückendes Thal am Ufer der Arve, durch das man kommt, wenn man nach Chamouny reist.

mein leidendes Auge wieder zu erquicken, indem ich diese liebliche Landschaft langsam durchstreifte, und am Ufer der Aare jene schönen Teppiche, jene stillen Wälder, jene in bunten Farben geschmolzenen Wiesen, jene Strohhütten, jene zerstreuten Häuser betrachtete, darin meine Einbildung mir einen von seiner Familie umringten Greis, eine ihren kleinen Liebling säugende Mutter, ein vom Altar zurückkommendes Brautpaar vormahlte. Dieses ist das Schauspiel, das meinen Augen gefällt. Dieses sind die Ansichten, die mein Herz rühren und ihm bald eine süße Rückerinnerung, oder eine angenehme Sehnsucht mittheilen.

O Gesner, mein trauter Freund, du dachtest auch wie ich, du, der du — in dem, mit den mannigfaltigsten Gemählden geschmückten, zu den verschiedensten Beschreibungen geschicktesten, Laude geboren, — die Kunst der Beschreibungen nie mißbraucht, der du nie geglaubt hast, daß ein Gemählde, so glänzend auch sein Colorit seyn mag, die Personen entbehren könne. Du besingest die dunkeln Gebüsche, die grünenden Matten, die silberhellen Bäche. Allein holde Schäferinnen, liebenswürdige Hirten geben darin Unterricht in der Liebe, in der Frömmigkeit, im Wohlthun. Wenn man dich liest, so spähet das vergnügte Auge die Landschaft durch, die du gemacht hast.

Die noch vergnügtere Seele nährt sich mit nützlichen Lehren, und genießt einer sanften Rührung.

Dieses waren die Gedanken, die mich zu Chamouny beschäftigten, indem ich auf dem Rückwege vom Eismeere den Montenvert herunter stieg. Nach einem zweistündigen beschwerlichen Zuge erreichte ich die Quelle, bei der ich des Morgens geruhet hatte. Ich wollte da noch einmal ruhen, denn so wenig ich die Waldströme liebe, so sehr schätze ich die Quellen. Dabei war ich von Mattigkeit erschöpft, ohne mich dafür belohnt zu fühlen. Ich bat meinen biedern und gefälligen Führer, Namens Franz Paccard, sich neben mich niederzusetzen, da wir denn ein sehr unterhaltendes Gespräch über die Sitten, den Character und die Lebensart der Einwohner von Chamouny anfingen. Der gute Paccard zog mich durch das Gemählde dieser so einfachen Sitten, wovon man sich so gerne unterhält, an sich, wenn es auch nur darum geschähe, um zu bedauern, daß man sie nicht auch besitzt, als ein hübsches junges Mädchen zu mir trat, und mir ein Körbchen Kirschen anbot. Ich nahm es an und bezahlte es ihm. Sobald es sich entfernt hatte, sagte mir Paccard mit Lachen: Vor zehn Jahren kam es einem nüsserer Bauermädchen theuer zu stehen, daß es, wie dieses, einem Reisenden Obst anbot. Ich bat den Paccard, mir die Geschichte zu erzählen. „Sie

„ist ziemlich lang, antwortete er mir. Ich habe „auch ihre kleinsten Umstände von dem Herrn Pfar„rer zu Salenches erfahren, der selbst einen gro„ßen Antheil an dieser Begebenheit hatte.“ Ich drang in den Paccard, mir alles zu wiederholen, was er vom Pfarrer von Salenches erfahren hatte, und indem wir, an zwo Tannen gelehnt, im Grünen saßen, und unsere Kirschen verzehrten, fing Paccard seine Geschichte an.

Sie müssen wissen, mein Herr, daß unser Thal von Chamouny vor zehn Jahren noch nicht so berühmt war, wie heut zu Tage. Die Reisenden brächten uns ihre Goldstücke noch nicht, um unsere Schneeberge zu sehen, und unsere Kieselsteine aufzulesen. Wir waren arm, unwissend im Bösen, und unsere Weiber und Töchter, die sich nur bloß mit dem Hauswesen beschäftigten, waren noch weit unwissender als wir. Dieses sage ich Ihnen zuvor, damit Sie den Fehler, den Victorine beging, desto verzeihlicher finden. Das arme Kind war so unerfahren, daß es nur allzuleicht war, es zu betrügen.

Victorine war die Tochter des alten Simon, eines Bauers im Dorfe Prieure. *) Dieser Simon, den ich sehr gut kannte, weil er erst

*) Das vornehmste Dorf des Thales von Chamouny.

vor zwei Jahren starb, war der Schulze unserer Gemeinde. Jedermann hielt ihn wegen seiner Rechtschaffenheit in Ehren, allein er war von Natur streng, er ließ sich selber nichts, und andern wenig, hingehen. Man fürchtete ihn eben so sehr, als man ihn schätzte. Wenn einer unsrer Dorfleute mit seiner Frau Streit gehabt, oder des Sonntags ein Glas Wein zuviel getrunken hatte, so wäre er die ganze Woche nicht so keck gewesen, ein Wort mit dem alten Simon zu sprechen. Ging er vorbei, so machten unsere kleinen Jungen keinen Lermen mehr, zogen geschwind ihren Hut ab, und fingen ihr Spiel erst wieder an, wenn Hr. Simon weit weg war.

Simon war der Wittwer einer braven Frau, Namens Lene, die ihm zwo Töchter hinterlassen hatte. Nanette, die ältere war ziemlich hübsch, allein Victorine, die jüngste, war schön wie ein Engel. Ihr niedliches rundes Gesicht, ihre schönen schwarzen und geistvollen Augen, ihre großen Augbraunen, ihr kleiner Mund, der dieser Kirsche glich, ihre unschuldige fröhliche Miene machte alle junge Leute unsers Dorfs in sie verliebt, und wenn sie des Sonntags mit ihrem blauen tuchenen Mieder, das sich an ihre schlanke Weiche schmiegte, mit ihrem mit Bändern gezierten Strohhut, und ihrer kleinen Haube, die kaum ihre langen Haare faßte, zum Tanz unter

die Linde kam, so drangen sich alle junge Burschen zu Victorinen, um sich einen Tanz bei ihr zu bestellen.

Sie war erst vierzehn Jahre, ihre Schwester Nanette neunzehn alt, und diese blieb immer zu Hause, um die Wirthschaft zu besorgen. Victorine, als die Jüngste, hütete die Herde auf dem Montenvert. Sie nahm ihr Essen, und ihren Rocken mit sich, und vertrieb sich die Zeit mit Spinnen, mit Singen, oder durch Gespräche mit den andern Schäferinnen. Des Abends kam sie zu ihrem Vater zurück, der nach dem Essen seinen Töchtern eine Geschichte aus der Bibel vorlas, dann gab er ihnen seinen Segen, und alles ging zu Bette.

Um jene Zeit fingen die Fremden an, unsere Gletscher zu besuchen. Ein junger Engländer, Namens Hr. Belton, der Sohn eines reichen Kaufmanns aus London, der über Genf nach Italien reisen wollte, hatte die Neugierde, das Thal Chamouny zu besuchen. Er trat bei der Frau Couteran ab *), und des andern Tages bestieg er des Morgens um vier Uhr den Montenvert, um unter der Leitung meines Bruders Michel, der jetzt der älteste Wegweiser ist, das

*) Dieses ist der bekannte Name des ältesten Wirthshauses von Chamouny.

Eismeer zu beſehen. Um eilf Uhr kam er zurück, und ruhte, wie wir, hier an dieſer Quelle aus, als Victorine, die in dieſer Gegend ihre Schafe hütete, da ſie ihn ſo ſehr erhitzt ſah, herbei kam, und ihm die Früchte und die Milch anbot, die ſie für ihr Mittageſſen bei ſich hatte. Der Engländer dankte ihr, ſahe ſie oft an, ſchwatzte eine Weile mit ihr, und wollte ihr ſechs oder ſieben Guineen ſchenken, die Victorine ausſchlug. Allein das arme Mädchen weigerte ſich nicht, Hr. Belton unter jene großen Bäume zu führen, wo ſie ihre Herde gelaſſen hatte. Der Engländer bat, ſeinen Führer zu warten, und ging mit Victorine fort. Er blieb zwo gute Stunden aus. Was ſie miteinander ſprachen, kann ich nicht erzählen, weil niemand ihnen zuhörte. Es wird genug ſeyn, zu wiſſen, daß Hr. Belton noch denſelben Abend abreiste, und daß Victorine, als ſie zu ihrem Vater zurück kam, nachdenkend, trübſinnig, und ziemlich traurig war, und daß ſie an ihrem Finger einen ſchönen grünen Diamant trug, den der Engländer ihr geſchenkt hatte. Ihre Schweſter fragte ſie, wo ſie dieſen Ring her habe? Sie antwortete, ſie habe ihn gefunden. Alsbald nahm Simon mit unzufriedener Miene den Ring, und trug ihn ſelbſt zur Frau Couteran, damit man die Perſon entdecken könne, die ihn verloren hätte. Kein Reiſender foderte ihn zurück. Hr. Belton

war schon über alle Berge, und Victorine, der man den Ring zurück gab, wurde täglich schwermüthiger.

Vier bis fünf Monate verstrichen. Victorine, die jeden Abend mit verweinten Augen heimkam, fasste endlich den Entschluß, sich ihrer Schwester Nanette anzuvertrauen. Sie gestund ihr, daß sie an dem Tage, da sie Hr. Belton auf dem Montanverd antraf, er zu ihr gesagt habe, daß er in sie verliebt sey, daß er sich zu Chamouny niederlassen wollte, um sie nicht mehr zu verlassen, und um sie zu heurathen. Ich glaubte ihm, setzte Victorine hinzu, denn er schwur mir's mehr, als hundertmal. Er sagte mir, seine Geschäfte nöthigten ihn, nach Genf zurück zu kehren, er wolle aber spätstens in vierzehn Tagen wieder hier seyn, und bei uns ein Haus kaufen, und daß gleich darauf unsere Heurath vor sich gehen sollte. Er hat sich neben mich gesetzt, hat mich umarmt, indem er mich sein Weibchen nannte, und hat mir diesen schönen Diamant zum Trauringe gegeben; ich habe das Herz nicht, liebe Schwester, dir mehr zu erzählen, allein ich habe große Bangigkeiten, ich bin krank, ich weine den ganzen Tag, und ich mag auch noch so fleißig nach der Genfer Straße sehen, Hr. Belton kömmt nicht zurück.

Nanette, die sich kurz zuvor verheurathet hatte, setzte der armen Victorine mit ihren Fra-

gen zu. Endlich erfuhr sie nach vielen Thränen, daß der Engländer das arme einfältige Mädchen schändlich betrogen habe, und daß Victorine schwanger sey.

Was war zu thun? Wie sollte man dieses Unglück dem furchtbaren Hrn. Simon ankündigen? Und doch konnte man es ihm unmöglich verbergen. Die gute Nanette vermehrte das Unglück ihrer Schwester nicht durch unnütze Vorwürfe. Sie suchte sie sogar durch die Hoffnung einer Vergebung zu trösten, die sie in ihrem Herzen für unmöglich hielt. Nachdem sie es lange mit ihr überlegt hatte, ging Nanette mit ihrer Einwilligung zu unserm guten Herrn Pfarrer, entdeckte ihm alles unter dem Siegel des Geheimnisses, und bat ihn, es ihrem Vater zu eröffnen, ihn zu besänftigen, ihm darzuthun, daß der boshafte Engländer allein Victorinens Fehler auf dem Gewissen habe, und kurz, alle Mittel zu ergreifen, um der armen Unglücklichen, wo nicht die Ehre, doch wenigstens das Leben zu retten. Unser Pfarrer, den diese Nachricht sehr betrübte, übernahm es dennoch, sie dem Simon mitzutheilen, und besuchte ihn zu einer Stunde, da er gewiß war, daß Victorine sich auf dem Montenvert befand.

Simon las seiner Gewohnheit nach im alten Testamente. Unser gute Pfarrer setzte sich neben

ihn, sprach von den schönen Geschichten, die in diesem göttlichen Buche stehen, bewunderte vornemlich die von Joseph, als er seinen Brüdern vergab, die vom großen Könige David, als er seinem Sohne Absalon verzieh, und andere, die der Herr Pfarrer besser als ich weiß. Simon war seiner Meinung. Der Herr Pfarrer sagte ihm, Gott habe uns diese Beispiele der Barmherzigkeit geben wollen, damit, wenn wir sanftmüthig und barmherzig gegen unsere Brüder wie Joseph, und gegen unsere Kinder wie David seyn würden, wir uns bei unserm gemeinschaftlichen Vater des gleichen Mitleids getrösten könnten. Das alles war weit besser gesagt, als ich es sagen kann. Allein Sie sehen schon, daß der Pfarrer den Alten nach und nach auf die böse Nachricht vorbereiten wollte. Simon verstund ihn lange nicht, endlich aber mußte er ihn verstehen. Plötzlich stand Simon bleich und vor Zorn zitternd auf, und sprang nach der Flinte, womit er die Gemsen zu schießen pflegte, um seine Tochter umzubringen. Der Pfarrer fiel über ihn her, entwaffnete ihn, hielt ihn auf, und indem er ihm bald mit Nachdruck seine Christenpflicht zu Gemüthe führte, bald ihn umarmte, ihn beklagte, ihn an sein Herz drückte, brachte er es so weit, daß der alte Simon, der bisher mit trocknen Augen und blassen Lippen am ganzen Leibe gezittert hatte, in seinen Armstuhl zurück sank, seine bei-

den Hände vors Geſicht hielt, und in Thränen zerfloß.

Der Pfarrer ließ ihn eine Zeitlang weinen, ohne ihm ein Wort zu ſagen. Dann wollte er ſich mit ihm über die Mittel berathen, wodurch Victorinens Ehre gerettet werden könnte. Allein Simon unterbrach ihn. Herr Pfarrer, ſagte er zu ihm, was verloren iſt, läſſt ſich nicht erhalten. Jedes Mittel, das wir ergreifen, würde uns ſelbſt ſtrafbar machen, weil wir lügen müßten. Die Elende darf nicht mehr hier bleiben. Sie würde für jedermann ein Aergerniß, und für ihren Vater eine Folter ſeyn. Sie mag fortgehen, ſie mag leben die Ehrloſe, weil ſie doch leben kann, ich aber will ferne von ihr ſterben, ſie ſoll mir heute noch aus dem Hauſe, aus dem Lande ſoll ſie, und ſich nie wieder vor meinen grauen Haaren zeigen, die ſie entehrt hat.

Der Herr Pfarrer wollte es verſuchen, den Simon zu beſänftigen. Seine Bemühungen waren vergebens. Simon wiederholte den gemeſſenen Befehl, daß Victorine fort müſſe. Unſer guter Pfarrer ging traurig davon, als der Alte ihm nachlief, ihn in ſeine Stube zurückführte, die Thür abſchloß, und, indem er ihm einen alten ledernen Beutel mit fünfzig Thalern zuſtellte, zu ihm ſagte: Herr Pfarrer, das unglückliche Geſchöpf wird an allem Mangel leiden; geben Sie ihr dieſe fünfzig

Thaler, aber ja nicht in meinem Namen, sondern als ein Almosen von Ihnen. Sagen Sie ihr, daß es das Gut der Armen sey, daß das Mitleiden es dem Laster schenke, aber hüten Sie sich, meinen Namen dabey auszusprechen, und wenn Sie an jemand schreiben könnten, um sie ihm zuzuweisen, oder gar zu empfehlen ..... ich kenne Ihre Menschenliebe, ich will nichts sagen, und von nichts wissen.

Der Pfarrer antwortete ihm mit einem Händedruck. Er lief zu Nanette, die ihn mehr todt als lebendig auf der Gasse erwartete. Geht nach Hause, sprach er, geht in die Kammer eurer Schwester, packt ihre Kleider zusammen, nehmt alles, was ihr findet, und bringt es in mein Haus: ich kann nur dort mit euch sprechen. Nanette gehorchte mit Thränen, sie konnte leicht errathen, was vorging, und steckte in Victorinens Pack ihre eigenen Kleider, ihre Wäsche und das wenige Geld, das sie besaß. Hierauf kam sie zum guten Pfarrer, der ihr seine Unterredung mit Simon erzählte, ihr einen großen Brief für den Pfarrer zu Salenches zustellte, und ihr sagte:

Mein liebes Kind, Ihr müßt heute noch Eure Schwester nach Salenches begleiten, erzählte ihr die ganze Sache, ich brauche sie nicht zu sehen. Mein Amt würde mich nöthigen, ihr Vor-

würfe zu machen, die in diesem Augenblicke Grausamkeit seyn würden. Stellt ihr diesen Beutel zu, dem ich einige Thaler von meinen Ersparnissen beyfügen will. Gebt ihr diesen Brief für meinen Amtsbruder, den Pfarrer von Salenches. Führt sie bis an das Pfarrhaus. Ihr habt nicht nöthig, hinein zu gehen. Dann kehrt zu Eurem Vater zurück. Er hat Euer nöthig, mein Kind, Eure gute Aufführung wird, wie ich hoffe, den Kummer lindern, den Eure Schwester ihm verursacht. Geht, meine Tochter, macht euch sogleich auf den Weg, morgen wollen wir uns wiedersehen.

Nanette nahm seufzend ihren Pack, den Brief und den Beutel, und begab sich auf den Montenvert. Sie fand Victorinen auf der Erde liegend, welche weinte, und mit der Verzweiflung rang. Nanette milderte, so gut sie konnte, den Befehl, den sie ihr brachte. Als aber Victorine hörte, daß sie auf der Stelle fort müsse, erhob sie ein jämmerliches Geschrey; sie riß sich die Haare aus, zerkratzte sich das Gesicht, und schrie nur immer: Man jagt mich fort, mein Vater gibt mir seinen Fluch. Bringe mich um, Schwester: Bringe mich um, oder ich stürze mich in den Abgrund.

Nanette umarmte sie, und hielt sie zurück. Sie wandte mehrere Stunden dazu an, sie zu beruhigen, indem sie ihr Hoffnung machte, daß

Simon sich endlich besänftigen würde, und ihr versprach, daß sie sie öfters besuchen, und nie verlassen wolle. Endlich vermochte sie Victorinen, abzureisen, und beyde nahmen bey einbrechender Nacht den Weg nach Salenches, ohne durch unser Dorf zu gehen, wo, der Dunkelheit ungeachtet, die arme Victorine sich eingebildet hätte, daß jedermann ihren Fehler auf ihrer Stirne lesen würde.

Sie können sich leicht einbilden, daß die Reise sehr traurig war. Sie langten erst bey Tagesanbruch an. Nanette konnte sich nicht entschliessen, mit ihrer Schwester vor dem Herrn Pfarrer zu Salenches zu erscheinen. Sie nahm vor der Stadt von ihr Abschied, drückte sie lange an ihren Busen, übergab ihr alle ihre Geräthschaften, und verließ sie fast eben so trostlos, als es ihre unglückliche Schwester war.

Sobald diese sich allein sah, verließ sie ihr Muth, sie verbarg sich in das Gebürge, und brachte den ganzen Tag ohne Speise zu, fest entschlossen, hier den Tod zu erwarten. Als aber die Nacht einbrach, wandelte sie eine Furcht an, sie ging in die Stadt, wo sie mit leiser Stimme nach dem Pfarrhause fragte. Man wies es ihr; sie klopfte schüchtern an. Eine alte Haushälterinn öffnete ihr die Thür.

Victorine sagte, sie käme vom Hrn. Pfar-

ter von Prieure. Die Haushälterinn führte sie sogleich zu ihrem Herrn, der gerade an seinem Caminfeuer allein zu Nacht aß. Ohne das Herz zu haben, die Augen aufzuschlagen, oder ein Wort zu reden, überreichte ihm Victorine ihren Brief mit zitternder Hand, und indem der Pfarrer ans Licht trat, und las, bedeckte das arme Mädchen ihr Gesicht mit beyden Händen und kniete an der Thür nieder.

Der Herr Pfarrer zu Salenches ist ein braver und würdiger Mann, seine ganze Gemeinde liebt und ehrt ihn als einen Vater. Als er nach Lesung des Briefes den Kopf umwandte, und das junge Mädchen in Thränen schwimmend so daknien sah, fing er auch an zu weinen. Er hob sie auf, lobte ihre Reue, ließ sie die Vergebung eines Fehlers hoffen, der ihr so vielen Schmerz verursachte, nöthigte sie, ihrer Weigerung ungeachtet, zu essen, und nachdem er seine Haushälterinn hereingerufen hatte, befahl er ihr, ein Bette für Victorinen zu rechte zu machen.

Das arme Kind erstaunte, jemanden zu sehen, der sie nicht verachtete; sie küßte ihm die Hand, ohne zu antworten, und küßte sie auch der Haushälterinn, welche ihr Speise vorlegte, der Pfarrer setzte sich neben sie, ließ sich mit ihr in ein liebreiches Gespräch ein, und sagte kein Wörtchen, das sie an ihr Unglück erinnern konnte. Er

fragte sie um Nachrichten vom wackern Pfarrer, seinem Mitbruder. Er erzählte die guten Handlungen, welche dieser Gottesmann verrichtet hatte, und wiederholte gestissentlich, daß das schönste, und zugleich das süßeste Geschäft ihres Amtes sey, die Unglücklichen zu trösten, und die Verirrten auf den guten Weg zurückzubringen. Victorine hörte ihm mit einer Ehrfurcht, mit einer Erkenntlichkeit zu, worüber sie das Essen vergaß. Sie blickte ihn mit thränenvollen Augen an, sie glaubte einen Engel zu sehen, den Gott ihr zusandte, um sie wieder aufzurichten. Als die Mahlzeit vorbey war, verkündigte ihr die Haushälterinn, daß ihre Kammer bereit sey. Victorine ging ziemlich beruhigt zu Bette. Sie schlief nicht, aber sie konnte doch wenigstens ausruhen.

Gleich des folgenden Morgens lief der gute Pfarrer in Salenches umher, um ein kleines Obdach ausfindig zu machen, wo Victorine ihr Wochenbette halten könnte. Eine alte Frau, welche allein wohnte, und Frau Felix hieß, bot ihm eine Kammer an, und versprach Geheimniß. Victorine zog bey der Nacht ein, der Pfaerer bezahlte drey Monate Kostgeld aus seinem Beutel voraus, und Frau Felix kam mit ihm überein, Victorine für eine ihrer Nichten auszugeben, die in Chambery verheurathet sey. Alles wurde veranstaltet, und es war hohe Zeit, denn die

Beschwerlichkeit des Weges, der Kummer, die heftige Erschütterung, welche Victorine ausgestanden hatte, verursachten ihr noch denselben Abend Kindeswehen. Ob sie gleich nur erst sieben Monate schwanger war, so brachte sie doch einen engelschönen Knaben zur Welt, den Frau Felix über der Taufe hob, und ihm den Namen Benjamin beylegte.

Der Pfarrer wollte das Kind sogleich zu einer Amme schicken, allein Victorine bat ihn so inständig, sie sagte ihm mit so vielen Thränen, daß sie lieber sterben, als von ihrem kleinen Benjamin getrennt seyn wollte, daß er ihr ihn wenigstens für die ersten Tage lassen mußte, und da diese ersten Tage vorbey waren, hatte die mütterliche Zärtlichkeit nur noch zugenommen. Der Pfarrer erschöpfte alle Vernunftgründe, er stellte ihr vor, daß sie ihre Rückkunft nach Chamouny, und ihre Aussöhnung mit ihrem Vater unmöglich machte. Victorine hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen an, und gab ihm keine andre Antwort, als daß sie ihren Benjamin umarmte.

Eine Woche verstrich nach der andern. Victorine vollendete ihre Ammenzeit, und blieb immer bey der Frau Felix, die sie von ganzem Herzen liebte. Die fünfzig Thaler ihres Vaters, und die, welche Nanette zu ihrem Geräthe gelegt hatte, waren hinreichend, ihr Kostgeld zu bestrei-

bestreiten. Diese gute Nanette getraute sich nicht, ihre Schwester in Salenches zu besuchen, aber alles, was sie ersparen konnte, brachte sie unserm Pfarrer, der es seinem Amtsbruder zuschickte. Hiemit ging Victorinen nichts ab, sie brauchte auch sehr wenig. Sie ging nie, als des Sonntags aus, um die Frühmesse zu besuchen. Die übrige Zeit brachte sie mit ihrem Kinde und der Alten zu, die, weil sie vormals Schulmeisterinn zu Bonneville gewesen, Victorinen gut lesen und schreiben lehrte, und ihr eine Art von Erziehung gab. Kurz, Victorine war nicht unglücklich; der kleine Benjamin war ein allerliebstes Kind, allein dieses Glück konnte nicht immer dauern.

Achtzehn Monate waren bereits verstrichen. Benjamin konnte schon allein gehen. Victorine hatte den Unterricht der guten Frau Felix so wohl benutzt, daß sie im Stande war, einst ihren Sohn selber zu unterrichten. Dieser wurde täglich liebenswürdiger. Victorine konnte sich nicht satt an ihm sehen; sie beschäftigte sich nur mit ihm, ihr Herz hing nur an ihm, als der Pfarrer von Salenches eines Morgens zu ihr kam.

Liebe Tochter, sagte er zu ihr, als ich Euch aufnahm, als ich Eure Fehler mit dem Mantel der Liebe zudeckte, war meine Absicht, Euer Kind

zu einer Amme zu thun, es in einem Dorfe erziehen zu laſſen, und ihm hierauf Mittel zu verſchaffen, ſein Brod zu gewinnen. Ich hoffte, während dieſer Zeit den Zorn Eures Vaters zu beſänftigen, ihn zu vermögen, Euch wieder in ſein Haus aufzunehmen, wo Eure Reue, Eure Sittſamkeit, Eure Liebe zur Tugend und zur Arbeit den ihm verurſachten Kummer in Vergeſſenheit gebracht hätte. Dieſe Aufführung war die einzige vernünftige, die einzige, die Euch die Liebe Eures Vaters und die Hochachtung Eurer Freunde wiedergeben konnte. Ihr allein widerſetzt Euch dieſem Plane. Eure übertriebene Zärtlichkeit für Euer Kind, Euer Entſchluß, es nie zu verlaſſen, verbannt Euch auf immer aus dem väterlichen Hauſe. Meint ihr, Simon werde dieſes Kind vor Augen ſehen können? Was würde es ihm und dem ganzen Dorfe anders ſeyn, als ein immerwährender Gegenſtand der Scham und des Verdruſſes? Ihr habt Vernunft, Herz und Einſicht genug, um zu begreifen, daß Ihr entweder Eurem Kinde, oder Eurem Vater, Eurer Familie und Eurem Geburtsort entſagen müſſet. Ich leſe in Euren Augen, daß Eure Wahl entſchieden iſt. Ich muß Euch aber zu bedenken geben, daß Ihr nicht immer bey einer armen guten Frau bleiben könnt, die, ich weiß es wol, Euch herzlich liebt, die vielleicht verlangen wird, daß Ihr

sie nie verlasset, deren Dürftigkeit aber ihr nicht erlaubt, Euch unentgeldlich bey sich zu behalten. Ich selbst kann Euch die schwache Unterstützung nicht fortsetzen, die ich Euch bisher zufließen ließ, weil sie das Gut aller Unglücklichen ist, und ich, nach Erfüllung aller Pflichten, die mir Eure Lage vorschrieb, strafbar wäre, wenn ich andere Nothleidende wegen einer Liebe vernachlässigte, die ich entschuldige, die mich rührt, die ich aber nicht aufmuntern darf. Ihr werdet mir vielleicht antworten, daß Ihr von dem Gelde leben könnt, das Eure Schwester Euch zuschickt, allein dieses Geld bricht sie ihrem Munde, dem Unterhalt ihres Mannes, und ihrer Familie ab. Nanette arbeitet auf ihrem Acker, indem Ihr euern Benjamin liebkoset. Nanette schickt Euch ihren sauern Verdienst, und Nanette hat keinen Fehler begangen. Ich frage Euer Herz, liebe Tochter, erlaubt es Euch, noch lange solche Wohlthaten anzunehmen? Noch ein Ausweg bliebe Euch übrig, nämlich zu Genf, oder zu Chambery in Dienste zu treten. In Eurem Alter, mit Eurer Gestalt, und vielleicht gar in einem Zirkel böser Beyspiele würde dieser Entschluß Euch mancherley Gefahren aussetzen, über dieses zweifle ich, ob eine Herrschaft Euch mit einem Kinde aufnehmen würde, das Ihr nicht verlassen wollt. Ueberlegt alle diese Bedenklichkeiten, und fasset

einen reifen Entschluß. Ich gebe euch zwei Tage Frist. Alsdann müßt Ihr mir sagen, wozu Ihr Euch entschlossen habt, und auch dann verspreche ich Euch, auch noch alles mögliche für Euch zu thun.

Nach diesen Reden ging der Pfarrer fort, und ließ Victorinen in großer Ungewißheit, und in noch größerer Betrübniß zurück. Sie fühlte die Wahrheit alles dessen, was der weise Pfarrer ihr gesagt hatte. Noch mehr fühlte sie, daß es ihr unmöglich seyn würde, ohne ihren Benjamin zu leben. Sie sann den ganzen Tag und die ganze Nacht auf ein Mittel, wie sie ihrer Schwester nicht mehr zur Last seyn, und doch ihr Kind nicht verlassen könnte. Nachdem sie vergebens hin und her gedacht, verfiel sie endlich auf einen Entschluß, der freylich auch mißlich genug war, aber doch allein ihren Bedenklichkeiten abhalf. Sie faßte festen Vorsatz, ihn auszuführen, stand mit Tagesanbruch auf, und schrieb dem Pfarrer ungefähr diese Worte:

„Mein theurer Wohlthäter."

„Es schmerzt mich in der Seele, daß ich Ihnen alle Ihre Gutthaten durch keinen, meiner Erkenntlichkeit angemessenen, Gehorsam vergelten kann. Der liebe Gott weiß, wenn ich, um Sie zufrieden zu stellen, nur mein Leben hingeben müßte, so würde ich minder unglücklich seyn. Aber welch ein Unterschied zwischen sterben, oder

„meinen Benjamin verlassen! Ich kann es nicht,
„lieber Herr Pfarrer. Ich habe alle meine Kräfte
„versucht, werden Sie nicht böse auf mich, ich
„kann es nicht. Ich will weder meiner armen
„Schwester, noch der guten Frau Felix, noch Ih-
„nen, der Sie so viel für mich gethan haben,
„weiter zur Last fallen. Wenn Sie diesen Brief
„erhalten, werde ich schon weit von Salenches
„seyn, und nicht mehr hinkommen. Ich habe ein
„Mittel gefunden, zu leben, ohne in Jemandes
„Dienste zu treten, und ohne Gefahr zu laufen,
„von der Tugend abzuweichen, die mir durch Sie
„so lieb geworden ist. Seyn Sie über diesen
„Punkt ruhig, mein theurer Wohlthäter. Ich
„verreise, ohne der guten Frau Felix etwas da-
„von zu sagen, sie möchte mich aufhalten wollen,
„und ich würde die Kraft nicht haben, ihr zu
„widerstehen. Ich lasse in dem Schubkasten mei-
„nes nußbaumenen Tischchens fünf und vierzig
„Livres, die ich ihr für das zu Ende laufende
„Quartal schuldig bin. Ich bitte Sie, ihr dieses
„Geld zu geben, und ihr zu sagen, daß ich im-
„mer für sie beten, und über meine Trennung
„von ihr trauern werde. Sie, mein theurer
„Wohlthäter, wird der liebe Gott segnen, denn
„Sie sind sein Ebenbild auf Erden, und nach ihm
„sind Sie es, den ich am meisten schätze, ver-
„ehre und liebe.“ „Victorine.“

Nachdem sie diesen Brief versiegelt hatte, ließ sie ihn auf dem Tische liegen, machte ihr Päckchen zusammen, band ungefähr zwanzig Thaler, die ihr noch übrig blieben, in ihr Schnupftuch, nahm ihren Benjamin auf den Arm und ging zu Saleuches hinaus.

Sie nahm den Weg nach Genf, übernachtete zu Bonneville, weil ihr Kind ihr nicht erlaubte, geschwind zu gehen. Des andern Tages kam sie zu Genf an. Ihre erste Sorge war, alle ihre Kleider und Wäsche zu verkaufen, und aus dem erlösten Gelde drey Mannshemden, ein Paar niedere Schuhe, ein Paar Beinkleider, einen Brustlatz, eine braune Tuchweste, ein seidenes Halstuch, und eine rothe Mütze anzuschaffen. Sie schnitt ihre schönen schwarzen Haare ab, die sie an einen Perückenmacher verkaufte, machte sich einen Ranzen von einem Kalbfell, worein sie ihr Geräthe steckte. Sie zog den schönen grünen Diamantring ab, den sie nie vom Finger gelassen hatte, hing ihn an einer Schnur um den Hals, und verbarg ihn unter dem Hemde. So zog sie, als ein kleiner Savoyard gekleidet, mit einem dicken Stock in der Hand, den Torniſter auf den Schultern, den Benjamin auf dem Torniſter sitzend, der mit seinen Händen Victorinen um den Hals faßte, zur Stadt Genf hinaus, und fragte nach der Straße, die nach Turin führte.

Zwölf Tage brauchte sie, um die Gebirge zu übersteigen, ohne daß ihr ein Unfall zustieß. Im Gegentheil, in allen Wirthshäusern, wo sie zu Mittag aß und übernachtete, reizte das Alter und die Gestalt des kleinen Savoyarden, nebst dem Kinde, das er auf den Schultern trug, und sein Brüderchen nannte, jedermanns Aufmerksamkeit. Ueberall wurden die kleinen Reisenden wohl aufgenommen, und wenn Victorine des Morgens die Zeche zahlen wollte, forderte man ihr um die Hälfte weniger, als den Andern. Bisweilen verlangte man nichts, als daß sie das berühmte Leyerliedchen ihres Landes singen sollte. Alsdann sing Victorine, ohne sich lange bitten zu lassen, mit einer sanften und rührenden Stimme jene bekannte Arie an, die sie ein wenig geändert hatte.

O Hannchen, schönes Hannchen
Du, die so lieblich sang,
Was gehst du stets alleine
Und warum thust im Haine
Nie deiner Stimme Klang?

Ach er, mein trauter Buhle,
Zog weg von unsrer Flur,
Nun hängt mein Geist die Schwingen,
Mein Mund kann nicht mehr singen,
Ach seufzen kann er nur.

Ey, sieh dich, schönes Hannchen,
Nach einem andern um,

Sieh, alle Hirten streuen
Dir Blumen, alle weihen
Sich dir zum Eigenthum.

Ich sah' sie, wenn darunter
Auch gleich ein Herzog wär',
Der Millionen zählte:
Ein Herz, das einen wählte,
Wählt keinen andern mehr.

Victorinens Reise war nicht kostbar. Bey ihrer Ankunft in Turin blieb ihr noch einiges Geld übrig, sie miethete sich ein Kämmerchen unter dem Dache eines Gasthofes, sie kaufte sich den wenigen Hausrath, den sie nöthig hatte, einen Fußschemel, etliche Schuhbürsten und eine Flasche mit Oehl, und in Begleitung ihres Benjamins, der sie nie verließ, schlug sie unter dem Namen Victor ihren Aufenthalt auf dem Schloßplatze auf, wo sie den Vorbeygehenden die Schuhe putzte.

Die ersten Tage trugen ihr wenig ein, weil sie das Ding ungeschickt angriff, und viel Zeit brauchte, um ein paar Heller zu verdienen, bald aber begriff sie es, und da ging das Werk herrlich von statten. Victor, der gescheute, flinke und muntere Victor, machte alle Bestellungen des Quartiers. Während seiner Abwesenheit setzte sich Benjamin auf seinen Schemel, um ihn zu hüten. Gab es einen Brief, oder ein Päckchen

fortzutragen, eine Kiste auf ein Zimmer zu bringen, einen Korb mit Wein-Flaschen in den Keller zu schaffen, so wurde Victor vor allen andern gerufen. Alle Bedienten, alle Thürsteher, alle faule Köchinnen hatten ihn zu ihrem vertrauten Geschäftsträger gemacht, und oft brachte Victor mehr als einen Thaler nach Hause, den er verdient hatte. Dieser Gewinn war mehr, als sie für sich und Benjamin brauchte, der zusehends aufwuchs, täglich schöner ward, und von jedermann geliebt wurde.

Schon über zwey Jahre hatte dieses nicht unglückliche Leben gedauert, als eines Tages Victorine und ihr Kind, auf dem Schloßplatze, indem sie sich beyde niederbückten, um ihren Schemel zurecht zu setzen, einen Fuß sahen, der sich darauf stellte. Victorine griff sogleich zur Bürste, und ohne den Besitzer des Schuhes anzusehen, schritt sie hurtig zum Werke. Als das Schwerste fertig war, hob sie den Kopf empor. Die Bürste fällt ihr aus der Hand, sie erstarrt, es ist Belton, den sie erkannt hatte. Der kleine Benjamin, der keine Zerstreuungen hatte, und niemand erkannte, hob schnell die hingefallene Bürste auf, und wollte mit seinen schwachen Händchen die Arbeit seiner Mutter fortsetzen, die noch immer unbeweglich vor dem Engländer kniete, und die Augen auf ihn heftete. Der erstaunte Belton fragte

Victorine, was sie aufhalte, und lachte über die Versuche des Kindes, dessen Gestalt ihm gefiel. Nun besann Victorine sich wieder, entschuldigte sich bey Herrn Belton mit einer so süßen Stimme, mit so wohl gesetzten Worten, daß der Engländer noch mehr erstaunte, und sie über ihr Land und über ihre Umstände befragte. Victorine antwortete mit ruhiger Stimme: sie und ihr Bruder wären ein paar Waisen, die ihr Brod mit Schuhputzen verdienten, und daß sie im Thale Chamouny geboren seyen. Dieser Name erschütterte den Herrn Belton, er sah Victorinen steif an, und da er einige Züge zu erkennen glaubte, die er nicht vergessen hatte, so fragte er sie nach ihrem Namen. Ich heiße Victor, sagte sie. Und ihr seyd von Chamouny? — Ja, mein Herr, aus dem Dorfe Prieure. — Habt ihr keine andere Brüder? — Nein, mein Herr, ich habe nur Benjamin. — Auch keine Schwester? — O ja. — Wie heißt Eure Schwester? — Sie heißt Victorine. — Victorine? — Ja, so heißt sie. — Wo ist sie? — O, ich weiß es nicht. — Wie kann es euch unbekannt seyn? — Aus vielen Ursachen, mein Herr, deren Erzählung Sie wenig bekümmern, und mich Thränen kosten würde. Sie hatte in der That Thränen in den Augen. Hr. Belton schwieg, indem er sie aufmerksam betrachtete. Victorine erin-

nerte ihn, daß die Arbeit vollendet sey. Herr Belton, der nicht fortging, zog eine Guinee aus seiner Tasche, reichte sie ihr, und schien sehr bewegt. Ich kann Ihnen nicht herausgeben, sagte Victorine. Behaltet alles, erwiederte der Engländer, und antwortet mir: „Würdet Ihr nicht gern Euer jetziges Handwerk gegen einen guten Dienst vertauschen? — Unmöglich, mein Herr. — Warum nicht? — Weil mich nichts in der Welt von meinem Bruder trennen kann. — Wenn man ihn aber mit Euch zugleich annähme. — Das wäre ein anders. — Nun dann, Victor, Ihr seyd mein Bedienter, Ihr sollt es in meinem Hause sehr gut haben, und Euer Bruder kann bey Euch wohnen. — Mein Herr, antwortete ihm Victorine ganz bestürzt, seyn Sie so gütig, mir ihre Addresse zu geben, so werde ich Sie morgen sprechen. Hr. Belton riß ihr den Umschlag eines Briefes ab, empfahl ihr, ja nicht auszubleiben, und ging weiter, nachdem er sich öfters nach ihr umsah.

Es war hohe Zeit für Victorinen, daß diese Unterredung ein Ende nahm, ihre Thränen hätten sie bald erstickt. Sie eilte auf ihre Kammer, schloß sich ein, und überlegte, was sie thun sollte. Es schien ihr gefährlich, bey dem jungen Engländer in Dienste zu treten; gleichwol zog ihr Herz sie zu ihm, und die Begierde, ihrem Ben-

jamin einen Vater zu geben, war ihr ein mächtiger Beweggrund. Hingegen machte die Art, wie Belton sie betrogen, und das Versprechen, das sie dem Herrn Pfarrer zu Salenches und sich selbst gethan hatte, alle für ihre Tugend gefährliche Gelegenheiten zu fliehen, sie wieder so unschlüssig, daß sie sich nicht zu helfen wußte. Endlich behielt die Sorge für Benjamin die Oberhand, und sie beschloß, nach reifer Ueberlegung, zu Herrn Belton zu gehen, ihm redlich zu dienen, ihm Liebe für seinen Sohn einzuflößen, ihm aber auch sorgfältig zu verbergen, daß sie jene Victorine sey, die er wol gar erkannt haben mochte. Nun bereute sie es, daß sie sich vielleicht zu weit herausgelassen hatte, und nahm sich fest vor, kein Wort mehr zu sagen, das den Engländer vollends belehren könnte.

Diesem Entschluß zufolge ging sie des andern Tages zu Herrn Belton. Sie wurde von ihm sehr wohl empfangen. Der Engländer versprach ihr einen sehr guten Lohn, wies ihr und Benjamin ein Zimmer an, und befahl, daß sie ungesäumt gekleidet würden. Nach diesen Anstalten wollte Herr Belton das Gespräch des vorigen Tages wieder anknüpfen, und befragte seinen neuen Bedienten über jene Schwester, von der er gesprochen hatte. Allein Victorine unterbrach ihn. Mein Herr, sagte sie, meine Schwe-

ster ist nicht mehr, sie muß vor Elend, Kummer und Reue gestorben seyn. Unsere ganze Familie hat ihr Unglück beweint, und wer nicht unser Verwandter ist, hat vielleicht kein Recht, uns an ein so trauriges Andenken zu erinnern. Belton erstaunte mehr als jemals über den Ton und den Verstand seines Bedienten, und stellte von nun an seine Fragen ein, allein er faßte viel Hochachtung, und empfand eine wahre Freundschaft für diesen seltenen Jüngling.

Victor war in kurzer Zeit der Günstling seines Herrn. Der kleine Benjamin, an den ein unwillkührlicher Zauber das Herz des Herrn Belton fesselte, war allezeit in seinem Zimmer, und wurde vom Engländer mit Geschenken überhäuft. Das liebenswürdige Kind, welches zu errathen schien, daß es Herrn Belton sein Daseyn schuldig war, liebte ihn beynahe eben so sehr, als Victorinen, und sagte es ihm mit so vieler Anmuth, mit so unschuldigen Liebkosungen, daß der Engländer seiner nicht mehr entbehren konnte. Victorine weinte darüber vor Freuden, allein sie verbarg ihre Thränen, und verdoppelte ihre Sorgfalt, unerkannt zu bleiben. Beltons zerstreute Lebensart, seine Verbindungen, seine Liebeshändel mit verschiedenen Frauenzimmern von Turin betrübten Victorinens Herz,

und lieſſen ſie fürchten, daß der Augenblick, ſich zu entdecken, vielleicht nie kommen würde.

In der That hatte Herr Belton, den der Tod ſeiner Eltern mit neunzehn Jahren zum Herrn eines ſehr großen Vermögens machte, es bisher dazu angewandt, Italien zu durchſtreifen, und ſich überall aufzuhalten, wo er ſich vergnügen konnte, das iſt überall, wo er Weiber antraf, die ihm gefielen, ihn betrogen, und um ſein Geld brachten. Eine Dame des Turiner Hofes, die zwar nicht mehr jung, aber noch ſchön war, wurde damals von ihm geliebt. Dieſes raſche jähzornige Weib war über Herrn Belton ſehr eiferſüchtig. Sie verlangte, daß er jeden Abend mit ihr zu Nacht ſpeiſen, und ihr jeden Morgen ſchreiben ſollte. Der Engländer wagte es nicht, ungehorſam zu ſeyn. Dennoch gab es öftere Zänkereyen und Mißverſtändniſſe. Wegen jeder Kleinigkeit wollte die Dame ſich umbringen, weinte, raufte ſich die Haare aus, und ſpielte Comödien, deren Herr Belton anfing überdrüſſig zu werden. Victor ſah das Alles, denn er begleitete des Abends ſeinen Herrn. Er bediente ihn bey der Tafel, und des Morgens brachte er der Dame ſeine Briefe. Sein armes Herz litt dabey nicht wenig. Allein er duldete, ohne ein Wort zu ſprechen, er gehorchte Herrn Belton, der ihm täglich mehr Vertrauen bezeigte, und ſich oft gegen ihn über

das traurige und beschwerliche Leben beklagte, das er führte. Alsdann wagte Victor einige kleine, halb scherzhafte, halb ernstliche Lehren, die sein Herr mit Beyfall anhörte, und wol auch versprach, sie morgenden Tages zu befolgen. Der morgende Tag erschien. Herr Belton kehrte mehr aus Gewohnheit, als aus Liebe zu seiner Dame zurück, und Victor, der ingeheim weinte, zwang sich zu lächeln, indem er seinen Herrn begleitete.

So verstrichen einige Monate, endlich entstand ein so heftiger Streit zwischen dem Engländer und der Marquisinn, daß jener beschloß, ihr nicht mehr über die Schwelle zu treten. Um sein Wort zu halten, machte er mit einer andern Dame des Hofes Bekanntschaft, welche nicht besser war, als die, so er verließ. Victorine fand in dieser Veränderung bloß eine neue Quelle des Kummers. Alles, was sie gesagt, Alles, was sie gethan hatte, war vergebens, sie mußte wieder von vorn anfangen. Sie ergab sich darein, ohne sich zu beklagen. Immer eben so gehorsam, eben so sanftmüthig, eben so ergeben gegen ihren Herrn, hörte sie seine neuen Geheimnisse eben so geduldig an, und bediente ihn mit der nämlichen Treue.

Allein die Marquisinn war nicht gesonnen, das Herz ihres Engländers so gutwillig fahren zu lassen. Sie ließ ihn ausspähen, entdeckte gar bald ihre Nebenbuhlerinn, und da sie entschlossen war,

Alles zu versuchen, um Herrn Belton herumzubringen, oder zu bestrafen, so erschöpfte sie zuerst alle Ränke der Arglist, um ihn wieder zu sich zu locken. Ihre Bemühungen waren vergebens. Der Engländer ließ ihre Briefe unbeantwortet, verschmähte ihre Einladungen, verspottete ihre Drohungen. Nun gerieth die Marquisinn außer sich, und sann bloß auf Rache.

Als eines Tages Herr Belton seiner Gewohnheit nach, von Victorinen begleitet, um zwey Uhr des Morgens von seiner neuen Geliebten wegging, und, weil er ihrer bereits müde war, zu seinem treuen Victor sagte, daß er große Lust habe, nach London zurückzukehren, fielen auf einmal vier Böswichter, die hinter einem Eckhause versteckt waren, mit gezückten Dolchen Herrn Belton an, der kaum Zeit hatte, sich den Rücken durch eine Mauer zu decken, und den Degen zu ziehen. Bey Erblickung der Mörder warf Victorine sich ihrem Herrn entgegen, und fing mit ihrer Brust den Dolchstich auf, der Hn. Belton durchbohren sollte. Sie fiel augenblicklich zu Boden. Der Engländer brüllte vor Wuth, lief auf den los, der Victorn verwundet hatte, stürzte ihn zu Boden, und fiel die drey andern mit solcher Hitze an, daß sie die Flucht ergriffen. Herr Belton verfolgte sie nicht, er kam zu seinem Bedienten zurück, hob ihn auf, umarmte ihn, und

rief

rief ihn weinend bey seinem Namen. Allein Victorine antwortete nicht, sie lag in Ohnmacht. Herr Belton nahm sie in seine Arme, trug sie in seine nahgelegene Wohnung, legte sie auf sein eigenes Bette, und indeß alle seine Leute auf seinen Befehl nach einem Wundarzte riefen, knüpfte Hr. Belton voll Ungedult, zu sehen, ob die Wunde gefährlich sey, Victorinens Weste auf, schob das blutige Hemd weg, und wurde versteinert, als er einen weiblichen Busen erblickte.

In dieser Minute erschien der Wundarzt. Er besichtigte die Wunde, und fand sie nicht tödtlich, weil der Dolch an einer Rippe abglitte. Allein Victorine kam nicht zu sich. Man verband sie, man gab ihr Tropfen zu riechen. Herr Belton, der ihr den Kopf hielt, bemerkt eine Schnur an ihrem Halse, er zieht sie hervor, und erblickt einen Ring. .... es ist der seinige, eben der, welchen er auf dem Montenvert der schönen Hirtinn anstekte, die er so grausam verließ. Nun wird ihm alles klar, er erkennt Victorinen, allein er zwingt sich. Er läßt eine Wärterinn rufen, die sie entkleidet, und in ihr Bette trägt. Als das arme Mädchen sich endlich erholte, wirft sie erstaunende Blicke auf die Wärterinn, auf den Wundarzt, auf ihren Herrn, und auf Benjamin, der, durch das Getöse aufgeweckt, halb nackend aufgestanden und zu seinem

Bruder gelaufen war, den er mit lautem Geschrey umarmte.

Victorinens erste Bewegung war, ihren Benjamin zu trösten; als sie sich hierauf an das Vergangene erinnerte, und sich in einem Bette befand, bedachte sie, daß sie ausgekleidet worden, und griff mit unruhiger Hurtigkeit nach ihrem Ringe. Herr Belton, der sie beobachtete, las in ihren Blicken das Vergnügen, das sie hatte, ihr Kleinod wiederzufinden. Er hieß alsbald jedermann hinausgehen, kniete neben das Bette nieder, und nahm Victorinen bey der Hand.

„Fasse, rief er, fasse dich, liebe Freundinn, ich „weiß Alles, zu unser beyder Glücke weiß ich es, „du bist Victorine, und ich bin ein Ungeheuer. „Ich weiß nur ein Mittel, es nicht mehr zu seyn, „und du allein kannst mir es geben. Ich verdanke „dir schon mein Leben, ich will dir auch meine Ehre „verdanken. Ja, meine Ehre, denn ich habe sie „verloren, du nicht. Deine Wunde ist nicht ge„fährlich, in Kurzem wird sie geheilt seyn. Sobald „du ausgehen kannst, mußt du mir vor dem Altare „den Namen deines Gatten geben, und mir ein „abscheuliches Verbrechen verzeihen, das ich mir „nie verzeihen werde; diese Verbindung, um die „ich dich auf den Knien bitte, muß in den Augen „der Tugend mich ehren und adeln. Lange, gute „Victorine, vergaß ich sie, diese so liebenswürdige

„Tugend, allein sie wird mir um desto theurer, da „du ihr mein Herz wieder zuwendest.“

Urtheilen Sie von dem Erstaunen, von der Entzückung der guten Victorine. Sie wollte sprechen, ihre Thränen erstickten ihre Worte. Auf einmal erblickte sie den kleinen Benjamin, den man mit den andern hinaus geschafft hatte, und der, voll Unruhe wegen seines Bruders, die Thür ganz sachte aufmachte, und sein holdseliges Gesichtchen hereinstreckte, um zu sehen, was in der Kammer vorging. Victorine wies ihn Herrn Belton und sagte: Hier ist Ihr Sohn, er wird Ihnen besser als ich antworten. Der Engländer sprang auf Benjamin zu, nahm ihn auf seine Arme, und bedeckte ihn mit Küssen, und nachdem er ihn zu seiner Mutter getragen, brachte er den Rest der Nacht zwischen seiner Gattinn und seinem Kinde in einem Seelenvergnügen zu, das er noch nie gekannt hatte.

Nach vierzehn Tagen war Victorine wieder hergestellt. Sie hatte Herrn Belton von allem unterrichtet, was ihr begegnet war. Diese Erzählung machte sie dem jungen Engländer nur noch theurer, der nun weit verliebter in sie war, als das erste Mal, da er sie kennen lernte. Sobald sie die Reise ertragen konnte, stieg Victorine in einem weiblichen aber sehr bescheidenen Anzuge mit dem kleinen Benjamin in den Wagen des Engländers, und alle drey kehrten, ihrer Verabredung

gemäß, zu Salenches bey dem Pfarrer ein. Der gute Priester erkannte Victorinen nicht. Der Engländer belustigte sich eine Zeitlang an seiner Verlegenheit. Endlich erinnerte ihn Victorine, indem sie ihm um den Hals fiel, an alle seine Wohlthaten, und unterrichtete ihn von dem Beweggrunde ihrer Reise. Der gute Pfarrer dankte Gott, er lief hinein, und holte die Frau Felix, die noch lebte, und die vor Freuden bald gestorben wäre, als sie Victorinen und ihren Benjamin erblickte. Des folgenden Morgens verreisten sie alle nach Chamouny, wo Herr Belton, der katholisch war, sich öffentlich in der Pfarrkirche zu Prieure trauen lassen wollte.

Noch am Abend ihrer Ankunft schickte der junge Engländer den Herrn Pfarrer von Salenches zum furchtbaren Herrn Simon, um bey ihm um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Der Alte empfing ihn mit gesetztem Ernste, hörte ihn ohne sonderliches Vergnügen an, und gab seine Einwilligung nur mit zwey Worten. Victorine kam, und warf sich zu seinen Füßen, ihr Vater ließ sie einige Augenblicke liegen, hob sie sodann, ohne das geringste Zeichen des Wohlgefallens, auf, umarmte sie, ohne sie an sein Herz zu drücken, und empfing Herrn Belton mit einem frostigen Gruße. Die gute Nanette, die man gleich anfangs herbeygerufen hatte, lachte und weinte unaufhörlich. Bey dem Kirch-

ganze trug sie den Benjamin auf einem Arme, und mit dem andern fasste sie ihre Schwester, die ihr Bräutigam führte. Die beyden Geistlichen gingen voran, die alte Frau Felix hinten drein mit Herrn Simon, den sie zankte, hierauf folgten alle Kinder des Dorfs mit frohen Gesängen.

So ging man in die Kirche, wo der Hr. Pfarrer von Chamouny den Herrn Pfarrer von Salenches die Messe lesen ließ. Die Hochzeit war herrlich, das ganze Dorf tanzte acht volle Tage. Herr Belton hatte auf der Wiese am Ufer der Arve Tische aufschlagen lassen, woran jeder nach Herzenslust schmausen konnte. Er kaufte für den alten Herrn Simon die besten Aecker. Dieser aber weigerte sich, sie anzunehmen, und ereiferte sich sogar über unsern Pfarrer, der ihm diese Weigerung verwies. Nanette war nicht so hart. Sie nahm diese Aecker und ein hübsches Haus an, das Herr Belton ihr schenkte. Sie ist jetzt die reichste und glücklichste Bäuerin im Dorfe. Herr und Madame Belton verreisten nach einem Monate, und der Segen der ganzen Gemeine folgte ihnen nach. Sie wohnen in London, wo Benjamin schon fünf oder sechs Geschwister hat.

Dieses ist ihre Geschichte, die ich nicht kürzer fassen konnte, weil ich sie gern so erzählen wollte, wie der Herr Pfarrer sie erzählt, von dem ich sie

oft und viel gehört habe. Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich Ihnen lange Weile machte.

Ich sagte dem Franz Paccard vielen Dank, und versicherte ihn, daß seine Erzählung mich sehr gerührt habe. Hierauf stieg ich den Montenvert hinab, und dachte nur immer an Victorinen. Nach meiner Rückkunft in Genf schrieb ich diese Geschichte mit Paccards eigenen Worten auf, ohne die Fehler gegen den Geschmack und die Schreibart zu verbessern, welche Kenner darin finden werden.

Die Räuberhöhle.

Ein Fragment. *)

..... Der reizende und genußreiche Aufenthalt in Florenz bewog Omarn, einige Wochen in dieser Residenz zu verweilen, und Antonio benutzte diesen Aufschub, einen Abstrung nach Ankona zu machen, wo er einen Commanditen hatte, mit welchem er einige wichtige Angelegenheiten abthun wollte. Zu Rom wollte er wieder zur Gesellschaft stoßen, und Francesco übernahm es, sei-

*) Diese Geschichte, die, nach des Verfassers eigener Bemerkung, als Dichtung unverzeihlich wäre, ist eine wahre Anecdote, die sich im Odenwald zugetragen hat. Antonio ist der verstorbene deutsche Graf von Königseck. Sein treuer beherzter Diener hieß Hubard. Dieses schaudervolle Gemählde wurde zuerst als Episode der moralischen Erzählung, die Sclaven betitelt, angehängt und mit dieser in die Flora eingerückt. Bey der Revision der zu den Prosaischen Versuchen bestimmten Stücken, trennte der Verfasser diese Mordscene von den Sclaven, und beschloß, sie, nach vorgängiger Umarbeitung, dem 10ten Bande jener Versuche einzuverleiben. Allein sein Tod vereitelte dieses Vorhaben. Die Erben des Verf. lassen sie deswegen hier unverändert abdrucken.

nen Vater von der Zeit zu benachrichtigen, da sie in Neapel einzutreffen gedachten.

Da die Gesellschaft keinen ihrer Wagen entbehren konnte, so kaufte sich Antonio ein Paar hübsche Reitpferde, mit denen er, von seinem Bedienten begleitet, die Reise antrat. So kurz auch die Trennung von Rosalien war, so kostete sie dennoch dem zärtlichen Mädchen Thränen. Hubert, so hieß sein Bedienter, war ein gewandter Bursche, der schon ehedem mit einem deutschen Grafen Italien bereist hatte. Sein offenes Gesicht führte das Gepräge eines guten und frohen Herzens. Antonio fand gleich in den ersten Tagen mehr als eine Gelegenheit, die Sorgfalt und Thätigkeit dieses Menschen zu erproben.

Er kam glücklich in Ankona an, und brauchte mehr nicht, als vier Tage, um sein Rechnungsgeschäft mit seinem Commanditen zu beendigen. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er Omarn und Rosalien, und meldete ihnen, daß er binnen zehn bis zwölf Tagen Rom zu erreichen und sie daselbst anzutreffen hoffe. Er war nur noch zwei Tagreisen von dieser Hauptstadt der christlichen Welt entfernt, als er, zwischen Foligno und Spoletto, in einer Dorfschenke einen Fremden antraf, der ebenfalls zu Pferde war, und nach Rom zu reisen gedachte. Antonio ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und erfuhr von ihm, daß er die Land-

straße verlassen und auf einem Nebenwege, wodurch er vier italienische Meilen abschnitt, nach Spoletto gehen wolle. Ist aber dieser kürzere Weg auch sicher? sagte Antonio. Wenn er das nicht wäre, erwiederte der Fremde, so würde ich mich nicht so allein auf denselben wagen. Gegen diesen Grund war nun freilich nichts einzuwenden, und Antonio beschloß, seinem Führer zu folgen. Dieser gab sich für einen neapolitanischen Offizier aus, der in Rom eine kleine Erbschaft zu beziehen habe, und unterhielt seine Gefährten durch allerhand Gespräche, die nicht sowol einen angebauten Geist, als eine mannichfaltige Erfahrung verriethen.

Gegen Abend erreichten sie in einem Walde einen einzelnen Hof, der eher einer Meierei, als einer Herberge glich. Lassen sie uns hier übernachten, sagte der Fremde; in einer halben Stunde wären wir zwar auf der Landstraße; alsdann hätten wir aber noch über drei hiesige Meilen bis nach Spoletto, und es wäre nicht rathsam, diesen Weg bey Nacht zu machen. Antonio folgte seinem Rathe, und man kehrte auf diesem Hofe ein. Der Wirth empfing die Gäste mit vieler Dienstfertigkeit, und wies dem jungen Sicilianer im obern Stockwerk des Hintergebäudes ein Zimmer an. Machen Sie sich's nun bequem, sagte er; in einer kleinen Stunde soll die Mahlzeit fertig seyn. Hubert packte die Pferde ab, und trug die Felleisen

und Piſtolen auf ſeines Herrn Zimmer, der, von der Hitze abgemattet, ſeinen Reitrock abgelegt, und ſich auf ein Bett geworfen hatte, wo er einſchlum-merte.

Indeſſen beſorgte Hubert ſeine Gäule, und da er neben dem Pferdeſtall einen andern offen fand, in welchem ein junges Mädchen ein Paar Kühe fütterte, ſo trat er hinein, und fing an, mit der klei-nen hübſchen Brunette zu dahlen. Die Dirne antwortete wenig, und ſchien ſehr traurig; bis-weilen unterdrückte ſie einen Seufzer. Was fehlt dir, mein Kind, ſagte Hubert zu ihr; du ſcheinſt mir ſehr betrübt? Sie ſchwieg, aber nun konnte ſie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Hubert drang noch mehr in ſie: Rede, liebes Mädchen, kann ich dir womit helfen? Wenn ich es nicht kann, ſo habe ich einen Herrn, der die Güte ſelbſt iſt. Das Mädchen ächzte, und ſagte halb leiſe: Ach, der gute Herr!

Hubert. Nun, kennſt du ihn? Das iſt doch wol nicht möglich.

Sie. Ich ſah ihn ja zum Hofe hereintreten, und dachte ſogleich, daß er eben ſo gut ſeyn müſſe, als er ſchön iſt.

Hubert. Und dieſes macht dich betrübt?

Das Mädchen erbebte; ihr Odem ſtockte; con-vulſiviſche Wallungen beklemmten ihren Buſen. Plötzlich ſprang ſie zur Stallthür hinaus, blickte

schüchtern in der Dämmerung um sich her und kam nach einer Minute wieder herein. Sie fasste Hubertens zitternd am Arme, zog ihn mit sich in einen Winkel des Stalles, und sagte zu ihm: Knieet nieder!

Hubert. Eh! was soll das werden? Faselst du, liebes Mädchen?

Sie. Ihr sollt es bald hören. Knieet nieder.

Hubert war begierig, zu sehen, wo das alles hinaus wollte. Er warf sich vor dem Mädchen auf ein Knie.

Sie. Schwöret mir bey der Mutter Gottes und allen Heiligen, daß ihr das Geheimniß, das ich euch offenbaren werde, durch keine Unvorsichtigkeit verrathen, und euch meiner annehmen wollt. Das Stillschweigen brauche ich euch nicht aufzulegen. Hubert sah nun wol, daß das Mädchen nicht spaste; ein Schauer sträubte ihm die Haare empor. Nun, ich schwöre, sagte er mit aufgehobener Hand.

Sie (leise). Wisset, daß ihr in einer abscheulichen Mördergrube seyd, daß euer Begleiter das Haupt einer Banditenrotte ist, denen der Wirth dieses Hauses Unterschleif gibt. (Schluchzend) Ach! ich bin eine arme Verführte, die schon drey Monate diesen Teufeln dienet. Der Tod eines Jünglings, der in meinen Armen ermordet wurde, hat mein Gewissen aufgeschreckt; dennoch wagte ich es nicht,

zu fliehen, aus Furcht, ein Opfer der Rache dieser Böſewichter zu werden. Allein, der Anblick eures Herrn, der dieſem Jünglinge ſehr ähnlich ſieht, hat meine Höllenangſt verdoppelt. Retten kann ich euch nicht, ſonſt würde ich es mit meinem Blute thun; aber verſprechet mir, wenn ihr gerettet ſeyd, euerm Herrn zu bewegen, mich in ein Kloſter zu bringen, wo ich meine Sünden abbüßen kann.

Hubert. Entſetzlich! Wohlan, gutes Mädchen, ich hafte für meinen Herrn; er wird gewiß deinen Wunſch erfüllen. Allein, weißt du denn gar kein Mittel, wie wir entkommen können?

Sie. Vom Entkommen iſt keine Frage; der mindeſte Verſuch würde euch und mir das Leben koſten. Wahrſcheinlich werden noch mehrere Glieder der Diebsbande zum Vorſchein kommen, und mit euerm Herrn zu ſpeiſen verlangen. Der Mord wird meiſt an der Tafel vollzogen. Es herbergt zwar noch ein Gaſt hier; allein es iſt ein alter Mann, dem wahrſcheinlich kein Leid geſchehen wird.

Hubert. Wie ſo?

Sie. Er kam eine Stunde vor euch zu Fuße an, weil ihm draußen auf der Landſtraße ſein Carriol zerbrach, das er mit dem Poſtillon und ſeinem Bedienten zum Ausbeſſern nach Spoletto ſandte. Morgen früh wird man ihn wieder abholen. Er hat eine leichte Quetſchung am Knie, und iſt gleich zu Bette gegangen. Seine Kammer iſt in dem Vordergebäude, wo er nicht hören kann, was im Hinterhauſe vorgeht.

Hubert. Du meinſt alſo, daß ſie ihr Bubenſtück bei Tiſche ausführen wollen?

Sie. Ohne Zweifel. Gervaſio, ſo heißt

der

der Anführer, gibt gemeiniglich das Zeichen dazu, indem er sein Messer nach dem Munde führt, als ob er sich die Zähne stochern wollte; alsdann ist es Zeit, den Stileten zuvorzukommen. Ihr habt doch Gewehr bey euch?

Hubert. O ja, und auch Herz im Leibe. Gott lohne dir, gutes Mädchen; auch mein Herr wird dir lohnen.

Sie. Verlasst mich nun, sonst möchte eure Abwesenheit Argwohn erwecken.

Hubert kehrte in seinen Stall zurück, wo er einige Augenblicke überlegte, was zu thun sey. Er fürchtete sich vor Antonios brausender Lebhaftigkeit, und kannte ihn schon genug, um überzeugt zu seyn, daß er nicht Herr seiner Mienen seyn würde. Ein einziger mißtrauischer Blick konnte Alles verrathen, und Alles verderben. Er beschloß also, die schreckliche Entdeckung seinem Herrn nur im äußersten Nothfalle zu eröffnen, und indessen allein auf Rettung zu denken.

Als er über den Hof ging, begegneten ihm zwei Fremde, die ihre Pferde nach dem Stalle zogen. Dieser Umstand bestätigte ihm die Aussage des Mädchens nur allzusehr. Er begab sich auf seines Herrn Stube, wo er den Wirth antraf, der ihn um die Erlaubniß bat, noch zwei eben angekommene Reisende mit sich speisen zu lassen. Antonio bewilligte es ohne Bedenken, und ging hinunter, um sich einstweilen mit Gervasio und den beyden Gästen zu unterhalten. Das Speisezimmer war nicht groß, und der Tisch, der nur noch für zwei Personen gedeckt war, so klein, daß, als die zwei neue Gedecke hinzukamen, die vier Gäste ganz nahe beysammen sitzen mußten. Die

beyden Fremden gaben sich für Kaufleute von Livorno aus, und es entspann sich zwischen ihnen und Antonio eine Unterredung, die bis zum Augenblicke dauerte, da die erste Schüssel aufgetragen wurde.

Inzwischen hatte Hubert auf dem Zimmer seines Herrn die zwei Paar Doppelpistolen, die sie bey sich hatten, sorgfältig untersucht. Jeder Lauf war mit drey Kugeln geladen, die ihm mehr als hinreichend schienen, seinen Streich auszuführen. Er steckte daher zwei geladene Pistolen in seinen Reitgurt, und eine in jede Tasche seines weiten Ueberrocks, den er durchweg zuknöpfte. So ging er in die Speisestube hinunter, um seinen Herrn zu bedienen. Man hatte sich eben zu Tische gesetzt. Hubert stellte sich sehr müde an, und lehnte sich meist auf den Stuhl des Antonio. Da er ihm immer den Teller reichte, den er dem Wirthe aus der Hand nahm, so war dieser nur mit den drey übrigen Gästen beschäftigt.

Die zwey ersten Schüsseln waren abgetragen; nun kam es an den Braten. Hubert schien bloß auf seinen Herrn zu achten, und schielte nur von Zeit zu Zeit um sich her. Gervasio saß dem Antonio gegenüber, und die beyden Fremden saßen ihm zur Seite. Hubert bemerkte mit Vergnügen, daß er sie beynahe mit seinem ausgestreckten Arme erreichen konnte. Gervasio aß nun nicht mehr, und als Antonio zufälligerweise seiner Gefangenschaft in Tripoli erwähnte, erzählte der Gaudieb mit mahlerischer Beredsamkeit die Geschichte eines Seegefechts, dem er einst beywohnte, und welche die ganze Aufmerksamkeit des Antonio an sich zog. Mitten in der Erzählung ergriff er sein

Messer, und schien in der Zerstreuung damit zu spielen. Diese Bewegung entging Huberten nicht, und als der Bösewicht eine Minute darauf das Messer gegen den Mund erhob, riß er blitzschnell mit jeder Hand eine seiner Pistolen aus der Tasche, und feuerte sie mit dem Ausrufe: Mörder! auf die beiden Nachbarn seines Herrn los, welche zu Boden stürzten. Antonio fuhr auf, und es geschah mehr maschinenmäßig, als mit Vorsatz, daß er in der Bestürzung den Tisch vor sich hin stieß, und dadurch den nicht weniger bestürzten Gervasio rücklings zu Boden warf. Hurtig! Hurtig! hier geht es um das Leben, rief Hubert seinem Herrn zu, indem er ihm eine seiner Pistolen in die Hand gab, und mit der andern dem Gervasio, der sich eben aufraffte, und ein Terzerol aus der Tasche zog, den Schedel zerschmetterte. In diesem Augenblicke stürmte der Wirth herein, der die That vollzogen glaubte. Antonio schoß nach ihm und fehlte; allein Hubert, der ein frisches Gewehr aus seinem Gürtel hervorgeholt hatte, streckte auch diesen zur Erde.

Geben sie mir acht auf diese Buben, sagte er hierauf, indem er ihm seine vierte Pistole zustellte, in einem Augenblicke bin ich wieder da. Wie ein Pfeil schoß er zur Thür hinaus. Die Wirthin glaubte, es sey ihr Mann, und kam ihm aus der Küche entgegen gelaufen. Hubert rannte sie zu Boden, riß ihr das Halstuch von der Brust, band ihr damit die Hände auf den Rücken, schleppte sie in die Küche zurück, verstopfte ihr den Mund mit seinem Schnupftuche, und ließ sie auf der Erde liegen. Dann lief er in den Stall, und in Ermanglung anderer Stricke, zog er den Pferden die

Halfkorn ab, und eilte damit in die Speiſeſtube zurück.

Von den vier Banditen war nur der Anführer todt, die zwei übrigen waren in die Bruſt, und der Wirth in den Unterleib geſchoſſen. Allen dreien band er ebenfalls die Hände auf den Rücken, wobey ihm Antonio hülfreiche Hand leiſten mußte. Dann ging er mit der noch ungelösten Piſtole in der einen, und einem Licht in der andern Hand wieder in den Hof, und lauſchte, ob ſonſt Niemand ſich regte. Alles war ſtill, und keine lebendige Seele ließ ſich blicken. Er ging nach dem Kuhſtalle, um das Mädchen aufzuſuchen, welches er nicht in der Küche geſehen hatte. Er fand es nicht. Er kehrte in die Küche zurück, zog der Wirthin den Knebel aus dem Munde, und ſetzte ihr ſein Mordgewehr auf die Bruſt. Sage mir, Elende, wie viel Leute hier im Hauſe ſind. Das Weib war halb ohnmächtig, und es währte lange, bis ſie ihm zitternd und heulend zu verſtehen gab, daß außer den drey Perſonen, die mit ſeinem Herrn geſpeiſt hatten, und ihrem Manne Niemand, als ihre Magd und ein fremder Gaſt vorhanden ſey. Weiſe mir ſein Zimmer, ſagte Hubert, und half ihr auf die Beine. Sie mußte vorangehen. Als er vor das Zimmer kam, klopfte er an. Wer da? rief eine dumpfe Stimme; gut Freund! antwortete Hubert; machen Sie auf, mein Herr, die Gefahr iſt vorbey. Der Fremde wollte nicht aufſchließen. Machen ſie auf, ich bitte Sie; wenn ich Ihnen Leid zufügen wollte, ſo wäre es mir ein leichtes, die Thür einzuſprengen. Nun wurde ſie geöffnet, und ein ehrwürdiger Greis ſtand halb angekleidet, aber zitternd und bebend vor ihm. Ziehen Sie Sich an,

und folgen Sie mir, mein Herr, sagt Hubert, wir sind in einer Mördergrube: aber, Gottlob! die Vögel sind gefangen. Gleichwol ist es nöthig, daß wir beysammen bleiben. Kommen Sie, ich will Ihnen helfen. Der Alte ließ sich von ihm ankleiden, und folgte ihm ohne Widerrede. Lassen Sie uns die Hexe zwischen uns nehmen, fuhr Hubert fort, und stieg voran die Treppe hinunter. Als sie vor die Speisestube kamen, sagte er zum Greise: Machen Sie auf, ich habe keine freie Hand. Er öffnete die Thür. Um Gotteswillen, mein Oheim! rief Antonio, als er den Greis erblickte, was thun Sie hier? Ottavio, denn er war es, fiel seinem Neffen in die Arme. Ach, mein Sohn, mein lieber Sohn! mehr konnte er nicht sagen. Das gräßliche Schauspiel, das er vor sich sah, lähmte ihm die Zunge. Indessen hatte die Wirthin ihren Mann in seinem Blut erblickt, und ein klägliches Geheul erhoben. Schweig, Bestie, rief Hubert, indem er sie zu Boden warf, und ihr das Maul wieder verstopfte. Ottavio hing noch immer sprachlos an Antonio's Halse. Bewillkommen Sie Sich morgen, meine Herren, fuhr der brave Diener fort, und halten Sie hier gute Wache. Es ist noch Jemand im Hause, den ich aufsuchen muß. Er ging wieder in den Hof. Das Mädchen hatte sich auf den Heuboden verkrochen, als sie die Schüsse fallen hörte. Da nun alles still war, kam sie herunter geschlichen, um zu lauschen. Hubert erblickte sie, und flog auf sie zu. Er fiel ihr um den Hals: Dir, liebes Mädchen, haben wir unser Leben zu danken.

Er wollte sie in die Stube nöthigen; allein sie weigerte sich. Ich habe schon zu viel Blut gesehen,

sagte sie, ich will in der Küche bleiben. Nun rief Hubert seinen Herrn heraus, und führte ihn zu ihr. Nicht ich, sondern dieses Mädchen hat uns gerettet. Er erzählte ihm mit wenig Worten den Vorgang im Stalle, und setzte hinzu: ich habe mich für Sie verbürgt, mein Herr, gewiß werden Sie mein Versprechen erfüllen, und sie in einem Kloster unterbringen. Verlaß Dich darauf, mein Kind, antwortete Antonio; allein was wollen wir nun mit den Bösewichtern anfangen?

Morgen in aller Frühe, sagte Maria, so hieß die Dirne, wird der Postillon und der Bediente des alten Herrn mit seinem Carriol zurückkommen... Alsdann, fiel Antonio ihr ins Wort, setze ich dich mit meinem Oheim hinein, besteige das Pferd des Postillons, übergebe dich den Carmeliterinnen zu Spoletto, und eile mit den Justizbeamten hieher zurück. Du, braver Hubert, kannst indessen mit meines Oheims Bedienten und Postillon hier bleiben. Allein, versetzte Maria schüchtern, wird man mich nicht auch gefangen nehmen?

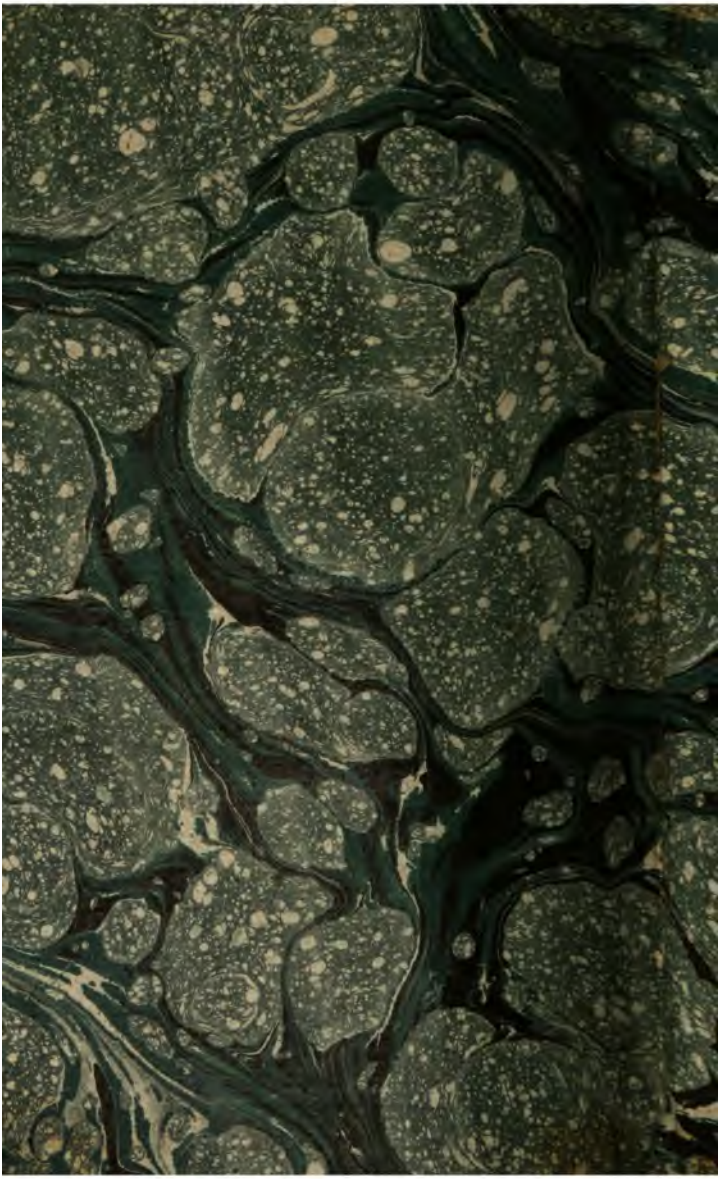
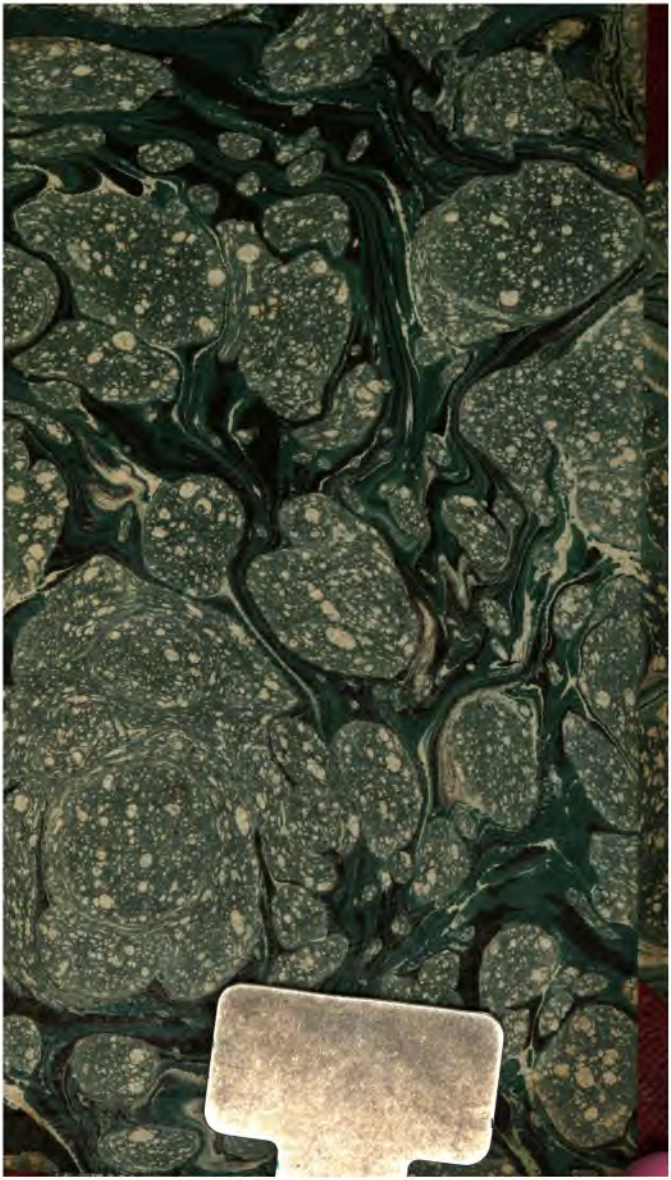
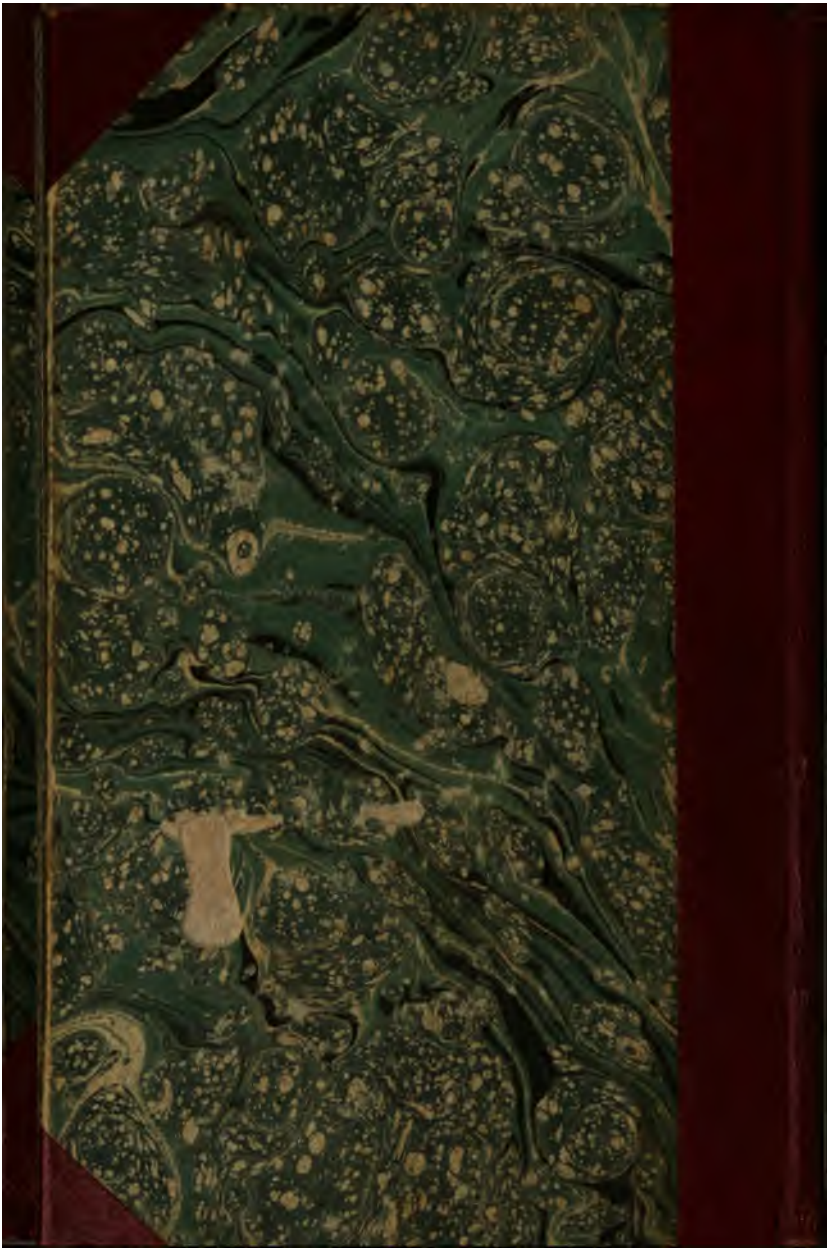
Antonio. Nein, dafür stehe ich dir. Die Räuber müssen glauben, du seyest entronnen, und... (nachsinnend) Freylich wäre es gut, wenn wir sie auf eine andere Art ihrer Verbrechen überführen könnten, da du allein gegen sie zeugen kannst.

Maria. Dieses wird nicht schwer seyn. Unter dem Dünger hinter der Scheune liegen fünf Leichname eingescharrt, die in den drey Monaten, seitdem ich hier bin, ermordet wurden. Maria mußte ihnen die Stelle weisen, dann kehrte Hubert in die Stube zurück, und sandte den Ottavio hinaus, den Antonio von dem ganzen Vor-

falle und den getroffenen Maßregeln unterrichtete. Der Greis schauderte bey der Erzählung, und hob seine Hände gen Himmel. Ihr machtet mir, sagte er, die Zeit in Neapel zu lang. Als ich daher Francesco's Brief erhielt, beschloß ich, euch in Rom zu überraschen, und den kleinen Umweg über Aquila zu nehmen, wo ich einen Tag bey meinem alten Freunde Manfredi zubringen wollte. Gestern verließ ich ihn, und du weißt, warum ich, statt in Spoletto zu übernachten, in dieser Herberge einkehren mußte. Ich hörte wol, daß Fremde ankamen, allein ich lag schon zu Bette, und würde mir nie haben träumen lassen, daß wir einander so nahe wären. Großer Gott! Was für einem Unglücke sind wir entgangen. O, lieber Sohn, laß uns diesen verruchten Ort baldmöglichst verlassen!

Dieses geschah mit Anbruch des Tages. Maria wurde von Antonio mit einer Summe Geldes der Priorinn des Klosters übergeben, und indeß Ottavio in einem Gasthof abtrat, kehrte sein Neffe mit den Gerichtsdienern nach der Räuberhöhle zurück, wo Hubert mit seinen beiden Gehülfen die Gefangenen indeß bewacht und mit der größten Sorgfalt gehindert hatten, mit einander zu sprechen. Einer von den Mördern war in der Nacht an seiner Wunde gestorben. Der Wirth und die Wirthin wurden auf den bestimmten Platz geführt. Man fand die Leichname, und das Verbrechen war so klar erwiesen, daß die Reisenden noch vor Abend in Spoletto eintrafen, und am folgenden Tage ihre Reise fortsetzen konnten.

Sie langten glücklich in Rom bey ihrer Gesellschaft an, deren Freude durch die unvermuthete Erscheinung des Ottavio ihr höchstes Maß er-

reichte. Lange weinte der edle Greis am Halse seiner Kinder und seines trefflichen Bruders. Antonio stellte ihnen den braven Hubert als seinen Lebensretter vor, und erzählte ihnen seine grauenvolle Geschichte. Mehr als einmal war Rosalia einer Ohnmacht nahe, und alle umarmten den treuen Diener, der mit so vielem Bedachte seinen kühnen Anschlag ausgeführt hatte. Freund, sagte Omar zu ihm, du gehörst zu unserer Familie. Antonio muß mir die Ehre überlassen, für dich zu sorgen. Er versicherte ihm eine Leibrente von hundert Zechinen. Alles schwamm in Wonne, und Ottavio war so sehr von seiner reizenden Nichte bezaubert, daß er schon am folgenden Tage zu seinem Bruder sagte: Ich kann die Stunde nicht erwarten, da ich diesen Engel meine Tochter nennen werde. Was hindert, sagte Omar, daß wir hier das zweifache Hochzeitfest begehen, das wir bloß um deinetwillen verschoben haben. Der Vorschlag ward mit Entzücken angenommen. Der ehrwürdige Benedetto sprach den Segen über die vier glücklichsten Wesen des Erdbodens, und nach einem Aufenthalte von acht himmlischen Tagen setzten sie ihre Reise nach Neapel fort. Omar kaufte sich ein herrliches Landgut, einige Meilen von der Stadt, wo er sich mit seinen Kindern niederließ. Auch Antonio's Wunsch, sich in ihrer Nachbarschaft anzusiedeln, ward erfüllt, und Ottavio und Benedetto theilten ihre Tage zwischen diesen beiden Residenzen der Freundschaft und der Tugend.

Stuttgarter Antiquariat
18.3.1986
[FIEDLER]